

durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwicklungen, notwendiger und zufälliger Ereignisse, bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinausführt.

Wer das menschliche Herz, den Bildungsgang der Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede sein, daß man einen trefflichen Menschen tüchtig heraufbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen als etwa Tschudis schweizerische oder Aventins baye-

Manuel Bamert

Stifte am Werk

Phänomenologie, Epistemologie
und Poetologie von Lesespuren
am Beispiel der Nachlassbibliothek
Thomas Manns

sehen; doch liegt einem jeden vor Augen, wie in beiden Abteilungen dieses wichtigen Werkes der geschichtliche Vortrag mit dem Zweck einer dem andern auf- und nachhilft, den Inhalt anbetrifft, so wäre nur wenig durchaus vollständig zu machen. Wenn Josephus beifügte, um die jüdische Gefährdung des Christentums und der Zerstückelung der letzten treuen Missionsbemühungen Schacher- und Wucherbetrieb der Nachfolger der Offenbarung Johannis die reine Lehre im Sinne des Neuen Testaments zusammengefaßt aufstellte, um die Welt bis auf die letzten Tage der Ausbreitung der Auferstehung Abrahams einschaltete, wenn man die Lehren im Sinne des Neuen Testaments verworren Lehrart der Episteln zu entwirren und gleich gegenwärtig wieder in seinen alten Rang zu bringen, nicht nur als allgemeines Buch, sondern auch als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten, und es würde gewiß, immer mehr zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genutzt werden können.

Wer diesen Sätzen nachdenkt, erkennt die Behutsamkeit, mit der aus dem widerspruchsvollen Ganzen der biblischen Schriften die ideelle Einheit herausgehoben wird, und zwar so, daß dem christlichen Verständnis ebenso Genüge geschieht wie einer Betrachtung, die sich auf den allgemein menschlichen Gehalt richtet. Goethes Erwartung, die zum Volksbuch ausgestaltete Bibel möge künftighin als Fundament und Werkzeug der Erziehung dienen, ist in dem Jahrhundert, das auf ihn folgte, mehr und mehr unerfüllbar geworden. Denn in dieser Zeit hat sich aus der Wiederentdeckung des deutschen Altertums und Mittelalters, die in Goethes Tagen begann, und aus der Erweiterung des Blicks in die allgemeine Geschichte die Einsicht erhoben, daß das antike ebenso wie das biblisch-christliche Erbe nur Bestandstücke einer Bildung sein können, deren Lebensquell das geschichtliche Selbstbewußtsein der Nation ist. In ihr findet die Bibel, deren Aneignung ein wesentliches Stück der Geschichte des deutschen Geistes ist, ihren Platz – die Bibel, wie Goethe sie sehen lehrt.

Manuel Bamert
Stifte am Werk

Manuel Bamert
Stifte am Werk

Phänomenologie, Epistemologie
und Poetologie von Lesespuren
am Beispiel der Nachlassbibliothek
Thomas Manns

Wallstein Verlag

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Bibliografische Information der
Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Publiziert von der Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2021
www.wallstein-verlag.de

Text © Manuel Bamert 2021

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf,
unter Verwendung eines Digitalisats aus Thomas Manns Nachlassbibliothek.
Quelle: Schaeder, Hans Heinrich: Goethes Erlebnis des Ostens,
Leipzig: Hinrichs, 1938 (Thomas Mann 552, Bild 47).
Originalstandort: Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich.
Lithografie: Schwab Scantechnik
Gesamtherstellung: Wallstein Verlag, Göttingen

ISBN (Print): 978-3-8353-5064-9

ISBN (Open Access): 978-3-8353-8003-5

DOI: <https://doi.org/10.46500/83535064>

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Lizenz: CC BY-NC-ND 4.0



Inhalt

1	Einleitung	9
1.1	Wohin das Lesen führen mag	9
1.2	Welche Wege bereits erkundet wurden	13
1.3	Wie den Spuren gefolgt werden soll	16
2	Phänomenologie	27
2.1	Forschungsstand Typologie und Terminologie	27
2.1.1	Überblick	27
2.1.2	Seitenblicke	29
2.1.3	Einblicke	37
2.2	Spurtypen in Privatbibliotheken	51
2.2.1	Prolog zum Spurbegriff	51
2.2.2	Gebrauchsspuren	57
2.2.3	Lesespuren	66
2.2.4	Stiftspuren	70
2.2.5	Stiftliche Lesespuren	72
2.3	Beschreibungskategorien für stiftliche Lesespuren	73
2.3.1	Stift	73
2.3.2	Zeichen	88
2.3.3	Position	110
2.3.4	Referenz	114
2.3.5	Schrift	117
2.3.6	Sprache	118
2.3.7	Urheberschaft	119
2.3.8	Entstehungszeit	126
2.4	Synthetische Neudefinitionen	130
2.4.1	Annotationen	130
2.4.2	Marginalien	131
2.4.3	Intrazerpte	132

3	Epistemologie	137
3.1	Die (Un-)Sichtbarkeit von Lektüren	137
3.1.1	Der Erkenntniswert nicht vorhandener Lesespuren	137
3.1.2	Kaum sichtbare Lektüren: drei Beispiele	142
3.2	Materialität und Stifte	145
3.2.1	Die Entstehung von Lesespuren	145
3.2.2	Die Relevanz der Materialität	147
3.2.3	Textträger	149
3.2.4	Textmaterialisierung	152
3.2.5	Textränder und Weissraum	156
3.3	Textsorten und Stifte	160
3.3.1	Die Relevanz von Textsorten	160
3.3.2	Annotierte Textsorten: vier Beispiele	163
3.4	Wissen und Stifte	178
3.4.1	Die Relevanz des Wissens	178
3.4.2	Lesespuren und Wissensformen	184
3.5	Mit dem Stift lesen: Episteme und Praxis	191
3.5.1	Stifte als Lesewerkzeuge	191
3.5.2	Epistemische Praxis und epistemische Tugend	201
4	Poetologie	211
4.1	Annotieren, um zu schreiben	211
4.1.1	Lesen, um zu schreiben	211
4.1.2	Mit dem Stift lesen, um zu schreiben	233
4.2	Annotieren als schreiben	240
4.2.1	Texttheoretisch	240
4.2.2	Nachlasspoetisch	274
5	Schlussbemerkungen	311
5.1	Ein Fazit	311
5.2	... und ein Ausblick auf die Zukunft des Rückblicks	317

6 Verzeichnisse	319
6.1 Abkürzungen	319
6.2 Quellen und Literatur	319
6.2.1 Archivquellen mit Signaturen	319
6.2.2 Werkausgaben mit Siglen	332
6.2.3 Digitale Dokumente und Applikationen	336
6.2.4 Weitere Quellen und Literatur	339
6.3 Abbildungen	370
6.4 Tabellen	372
Dank	373

Ein Schriftsteller in seiner Verblendung meint wohl,
er sei zum Schreiben auf der Welt, der Leser aber zum Lesen.
Weit gefehlt!

Ludwig Hevesi: *Die Litteratur der Randbemerkungen*

1 Einleitung

1.1 Wohin das Lesen führen mag

Diese Studie handelt von einem spezifischen Umgang mit Texten, dem sie sich womöglich selbst nicht wird entziehen können, und sie handelt von der Frage, welche Wirkungen dieser Umgang hat. Ihr Ausgangspunkt sind die Beobachtung, dass viele Lesende zur Lektüre einen Stift benutzen – und der Befund, dass Literatur- und Kulturwissenschaft über die Spuren dieses Stiftgebrauchs noch zu wenig zu berichten wissen. Wie kann man diese Lesespuren möglichst genau beschreiben? Nach welchen Prinzipien werden sie hinterlassen? Was machen sie mit und aus dem gelesenen Text? Und vor allem: Wie und mit welchem Erkenntnisgewinn sind sie zu deuten?

Zwar hat sich rund um Lesespuren inzwischen in einem »kulturhistorisch-philologischen Spannungsfeld« eine eigene Disziplin gebildet.¹ So wurden in jüngerer Zeit denn auch gleich mehrere grosse digitale Erschließungsprojekte realisiert, die allein aufgrund ihrer Anlage als Plädoyer für die Relevanz wissenschaftlicher Beschäftigung mit Lesespuren gelten müssen.² Doch gerade für die grundsätzliche Frage, welches Erkenntnispotenzial die Untersuchung von Lesespuren eigentlich bietet, hat sich noch kein wissenschaftlicher Konsens ergeben. Vielmehr scheint auch theoretisch weiterhin unklar, welcher Status ihnen zukommen soll. Was H. J. Jackson vor rund zwanzig Jahren festhielt, verliert darum erst zögerlich an Gültigkeit: »Readers' notes in books are a familiar but unexamined phenomenon. We do not understand it well.«³ Jedenfalls gibt es noch immer wenige bis gar »keine

1 Claudine Moulin: *Am Rande der Blätter. Gebrauchsspuren, Glossen und Annotationen in Handschriften und Büchern aus kulturhistorischer Perspektive*, in: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs (30/31), 2010, S. 19–26, hier S. 20.

2 Eigens erwähnt seien hier das digitale Pionierprojekt zu Herman Melvilles Lesespuren sowie die Applikationen zu den Lesespuren von Hannah Arendt, Jacques Derrida und Theodor Fontane. Siehe *The Online Catalog of Books and Documents Owned, Borrowed and Consulted by Herman Melville* (melvillemarginalia.org/); *The Hannah Arendt Collection* (blogs.bard.edu/arendtcollection/marginalia/); *Derrida's Margins* (derridas-margins.princeton.edu/) und *Fontanes Handbibliothek* (uclab.fh-potsdam.de/ff/).

3 H. J. Jackson: *Marginalia. Readers writing in books*, 2001, S. 4. Für eine Kritik von Jacksons vielbeachteter Studie siehe Davide Giuriato: *Schreibende Leser. Heather Joanna Jackson präsentiert ihre Geschichte der Marginalien*, in: IASLonline, 2002. Giuriato weist darauf hin, dass auch Jackson selbst letztlich die zentrale Frage offenlässt, »ob und wie der

tradierten Gattungen, Typologien, Handbücher und Geschichten dieser Mikroformen«. ⁴

Insbesondere bei Lesespuren, die sich in Privatbibliotheken von Autor:innen⁵ befinden, liegt die Vermutung nahe, dass diese Phänomene gewissermassen am Umbruch von Lese- und Schreibprozessen entstanden sind und demnach auch über beide Praktiken Aufschluss geben können. So gesehen, drängen sich die Lesespuren als literatur- und kulturwissenschaftlicher Untersuchungsgegenstand förmlich auf und in diesem Geist hat auch die vorliegende Studie ihren Ursprung. Den Anstoss gab das Erschliessungs- und Digitalisierungsprojekt *Produktive Lektüre* zu Thomas Manns Nachlassbibliothek, die im Thomas-Mann-Archiv (TMA) der ETH Zürich lagert. ⁶ In diesem Projekt wurde erstmals systematisch der gesamte Bestand von Manns rund 4300 Bände umfassender Bibliothek untersucht, woraufhin sämtliche Einheiten mit Lesespuren vollständig digitalisiert wurden. ⁷ Als konkretes

schreibende Eingriff des Lesers seinen Gegenstand disfiguriert bzw. ob und wie ein mit Marginalien versehenes Buch von einem ›unberührten‹ differiert«.

4 Jürgen Thaler: *Die Ausweitung der Manuskriptzone: Autorenbibliotheken*, in: gesammelt, gelesen, gewidmet. Bücher aus Bibliotheken von Schreibenden, hg. von Petra-Maria Dallinger, Georg Hofer und Bernhard Judex, 2015, S. 23–26, hier S. 26.

5 Im Sinn einer Schreibweise, die alle Geschlechter umfasst, verwende ich im Folgenden bei allgemein gehaltenen Personenbezeichnungen den Gender-Doppelpunkt. Das gilt ausdrücklich auch für jene abstrakten literaturtheoretischen Bezeichnungen, die ihre Bedeutung letztlich doch erst dadurch gewinnen, dass sie auf Personen verweisen, welche sich realiter in vergeschlechtlichten Strukturen bewegten und bewegen. Anekdotischen Wert hat in diesem Zusammenhang, dass 2019 ausgerechnet Thomas Manns Heimatstadt Lübeck verkündete, den Gender-Doppelpunkt fortan für sämtlichen Schriftverkehr der Verwaltung zu verwenden, siehe *Leitfaden für gendersensible Sprache bei der Hansestadt Lübeck* (bekanntmachungen.luebeck.de/dokumente/d/1055/inline).

6 Das Projekt *Produktive Lektüre* wurde von April 2016 bis März 2019 in Zusammenarbeit zwischen der Professur für Literatur- und Kulturwissenschaft der ETH Zürich, den IT-Services und dem DigiCenter der ETH-Bibliothek sowie dem ebenfalls an die ETH-Bibliothek angegliederten TMA durchgeführt. Finanziert wurde es mehrheitlich durch den Schweizerischen Nationalfonds (Projekt 162384). Im Erschliessungs- und Digitalisierungsprojekt fungierte ich als wissenschaftlicher Mitarbeiter; ergänzend dazu entstand die vorliegende Studie.

7 Die Bibliothek besteht neben Büchern auch aus einigen Broschüren, Zeitschriften, Typoskripten, Briefen und Weiterem. Wenn nachfolgend verallgemeinernd von Büchern die Rede ist, sind andere Medien in der Regel mitgemeint. Die Zahl von 4300 Bänden ist eine ungefähre Angabe, da sich der tatsächliche Bestand zum einen je nach Zählweise unterscheidet und zum anderen aufgrund der Sammlungs- und Archivierungspraxis des TMA (zum Beispiel durch antiquarische Neuzugänge) laufend verändert. Vgl. dazu Seite 126. Bereits vor dem Projekt *Produktive Lektüre* war die Nachlassbibliothek auf Ex-

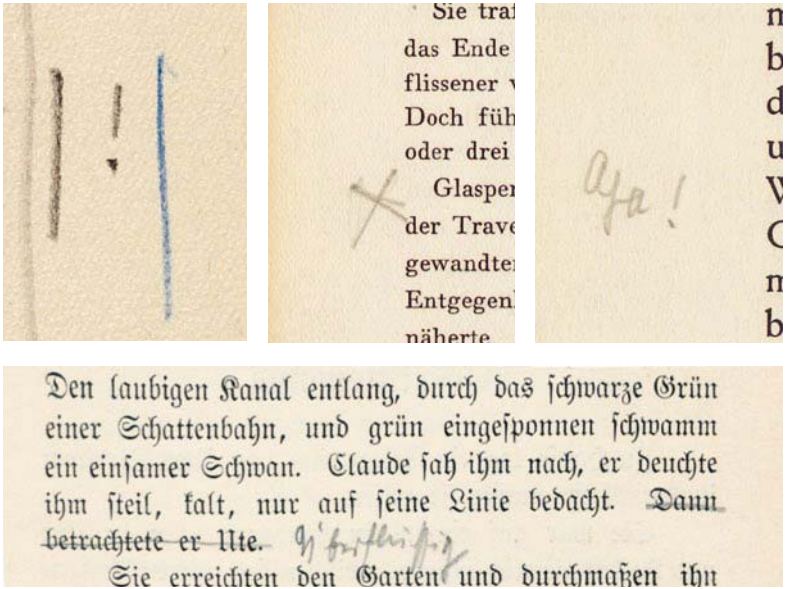


Abbildung 1: Striche und marginale Zeichen in Thomas Manns Nachlassbibliothek. Quelle: *Thomas Mann* 4700, Bild 124 (oben links); *Thomas Mann* 3658:1, Bild 217 (oben mittig); *Thomas Mann* 552, Bild 47 (oben rechts); *Thomas Mann* 5047, Bild 133 (unten). Alle Archivalien sind in Abschnitt 6.2.1 unter den genannten Signaturen ausführlich bibliografiert. Die Bildnummern beziehen sich auf die in der ›Datenbank Thomas Mann Nachlassbibliothek‹ zugänglichen Digitalisate.

Ergebnis steht der Forschung nun eine Datenbank mitsamt eigener Suchoberfläche für die Recherche und Anzeige aller Lesespuren zur Verfügung.⁸

Wie nicht anders zu erwarten für ein Forschungsprojekt, das ganz praktisch die (digitale) Erschliessung eines Quellentypus zum Ziel hat, dessen wissenschaftliche Systematisierung bisher vernachlässigt wurde, ergaben sich dabei grundlegende theoretische und methodische Herausforderungen. Diese betrafen zunächst Unklarheiten zu Typologie und Terminologie auf dem Gebiet der Lesespurenforschung; Unklarheiten, aus denen sich weitreichende epistemologische und poetologische Implikationen ergeben.

emplarebene katalogisiert. Das einzige Findmittel zu den Lesespuren stellte jedoch ein (höchst unvollständiges) Verzeichnis der annotierten Exemplare dar. Gerade die Lücken dieses Verzeichnisses, das in einem Zettelkasten im TMA aufbewahrt wird, geben heute Hinweise auf die blinden Flecken der bisherigen Forschung mit der Nachlassbibliothek.

⁸ Rechtfreie Inhalte sind online frei einsehbar, siehe *Datenbank Thomas Mann Nachlassbibliothek* (<https://nb-web.tma.ethz.ch>). Noch urheberrechtlich geschützte Inhalte sind zwar online durchsuchbar, können jedoch nur vor Ort im TMA eingesehen werden.

Beispielsweise: Was macht eigentlich Bleistiftstriche wie diejenigen auf Abbildung 1 zu ›Lesespuren‹? Was ist eine ›Lesespur‹ überhaupt? Worauf genau beziehen sich die Linien, Kreuze und Buchstaben und aufgrund welcher Kriterien ist das zu entscheiden? Welche verschiedenen Funktionen können Lesespuren haben, etwa ein mit dem Stift hinterlassenes »Aha!«? Wie entscheidet man, ob es sich bei einem Fund, zum Beispiel dem untersten auf Abbildung 1, um eine Korrektur oder einen Kommentar handelt? Und schliesslich: Welche dieser Striche und marginalen Zeichen lohnen der weiteren wissenschaftlichen Beschäftigung – und warum?

Ein zentraler Anspruch des Projektteams war es, der künftigen Forschung in der Beantwortung dieser Fragen möglichst nicht vorzugreifen. Gleichzeitig mussten bei der Erschliessung zum Zweck einer angemessenen Benutzungsfreundlichkeit der Datenbank pragmatische Entscheidungen gefällt werden. Nicht zuletzt diese Entscheidungsfindungsprozesse in der Praxis generierten einen Wissensüberschuss, der in diese Studie miteinfliesst. Sie ist damit zum einen das theoretisch-methodologische Komplement zur praktischen Erschliessung von Manns Lesespuren. Ihr primärer Untersuchungsgegenstand sind alle Spuren in Manns Nachlassbibliothek, die auf den Gebrauch eines Stifts im Zusammenhang mit einer Lektüre zurückgehen.

Zum anderen reicht das Vorhaben der Studie weit über das untersuchte Korpus hinaus. Sie leistet einen Beitrag zur allgemeinen theoretischen und methodologischen Grundlegung der zukünftigen Erforschung von Lesespuren. In diesem Sinn verstehe ich das, was folgt, als Grundlagenforschung. Ihr ist inhärent, dass sie sich nicht auf einen bestimmten Zweck ausrichtet; der Zweck von Grundlagenforschung zeigt sich immer erst durch sie selbst. Sie richtet sich auch nicht notwendigerweise an hochspezifischen Fragestellungen aus. Die offene Frage, die am Anfang von Grundlagenforschung steht, kann schlicht lauten: Was ist das für ein Phänomen?

Mit anderen Worten: Wohin das Lesen von Lesespuren führen mag, muss an diesem Punkt noch unbestimmt bleiben. Es ist das Material selbst, das den Weg vorgeben soll – wobei mit dem Betreten des Wegs die Hoffnung verbunden ist, Antworten auf die eine grosse, übergeordnete Frage zu finden, welches literatur- und kulturwissenschaftliche Erkenntnispotenzial Lesespuren zukommt. Auf dass sich dereinst gegebenenfalls auch die Spuren deuten lassen, die beim Lesen dieser Studie zurückbleiben.

1.2 Welche Wege bereits erkundet wurden

Wer eine literaturtheoretische Entsprechung für die materielle Verschränkung von Lesen und Schreiben sucht, findet sie im Konzept der Autor:innenbibliothek.⁹ Gemäss Stefan Höppner sind Autor:innenbibliotheken »der Ort, an dem das Sammeln von Büchern als Arbeitsmittel oder Gegenstand der Bibliophilie zusammentrifft mit der Lektüre, Recherche und Produktion neuer Texte«.¹⁰ Und im selben Sinn schreibt Jürgen Thaler, nirgendwo sonst werde deutlicher, »dass Literatur aus Literatur besteht«.¹¹

Dazu passt, dass bedeutende Institutionen wie das Deutsche Literaturarchiv Marbach (DLA) schon früh um den Erwerb von physischen Autor:innenbibliotheken besorgt waren und solche bis heute weitersammeln.¹² Welch wesentliche Rolle Lesespuren dabei zukommt, zeigen die einschlägigen Richtlinien der Archive. Das Schweizerische Literaturarchiv (SLA) in Bern etwa nennt Lesespuren explizit als Selektionskriterium für die Übernahme von Büchern aus Autor:innenbibliotheken, womit es der zumindest in diesem Punkt einhelligen wissenschaftlichen Lagebeurteilung entspricht, dass die betreffenden Bestände relevant sind.¹³

9 Vgl. dazu programmatisch Dirk Werle: *Autorschaft und Bibliothek. Literaturtheoretische Perspektiven*, in: *Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren*, hg. von Stefan Höppner, Caroline Jessen, Jörn Münkner und Ulrike Trenkmann, 2018, S. 23–34. Eine vollständige Bibliografie zu Autor:innenbibliotheken und deren Erforschung muss an dieser Stelle ausbleiben. Stellvertretend sei dazu verwiesen auf Stefan Höppner: *Bücher sammeln und schreiben. Eine Einleitung*, in: Höppner, Jessen, Münkner, Trenkmann, *Autorschaft und Bibliothek*, S. 14–22.

10 Ebd., S. 15 f.

11 Thaler, *Die Ausweitung der Manuskriptzone: Autorenbibliotheken*, S. 24.

12 Eine bedeutende Früherwerbung des DLA war zum Beispiel ein Teil der Bibliothek Hermann Hesses. Siehe dazu in der vorliegenden Studie in Abschnitt 4.2.2.1 die Seiten 282–290. Dass die Erwerbungspraxis bis in die Gegenwart anhält, zeigt ein Blick in die entsprechende Bestandsliste des DLA, in der die Privatbibliotheken von Autoren und »in selteneren Fällen auch einer Autorin« verzeichnet werden. Sie enthält noch für das Jahr 2017 mehrere entsprechende Neuzugänge, siehe *Autorenbibliotheken* (dlamarbach.de/bibliothek/spezialsammlungen/autorenbibliotheken/) und *Bestandsliste Spezialsammlungen* (dlamarbach.de/bibliothek/spezialsammlungen/bestandsliste/).

13 Vgl. *Erwerb, Dokumentation und Erschliessung von Autorenbibliotheken im SLA: Bericht zum Projektabschluss* (nb.admin.ch/dam/snl/de/dokumente/literaturarchiv/studien_und_berichte/autorenbibliothekenslaberichtzumprojektabschluss.pdf), S. 2. Die Übereinstimmung von archivarischer und wissenschaftlicher Einschätzung kommt indes nicht von ungefähr, denn gerade das SLA hat diesbezüglich wiederholt wichtige Impulse geliefert für den Wissenstransfer zwischen Archiv und Forschung. Vgl. dazu Ursula Ruch, Ulrich

So kann die Auswertung einer Autor:innenbibliothek gemäss Claudine Moulin gerade bei Vorliegen von Lesespuren »Erkenntnisse im Hinblick auf das (Selbst-)Verständnis des Autors als Leser und auf sein Schreiben liefern« und insbesondere »bei Autoren mit ausgeprägten intertextuellen Bezügen oder mit komplexen biografischen Verwebungen im eigenen literarischen Schaffen [...] aufschlussreich sein«. ¹⁴ Was Nikolaus Wegmann über philologische Verweisapparate schreibt, dass sie nämlich die »literaturtheoretisch als *Intertextualität* oder *Diskursivität* umschriebene Realität des Buches« anschaulich machen, weil ihre Fussnoten und Zitate »die Grenzen der Buchdeckel« überschreiten und »den Leser mit dem vollständigen Textkorpus der Bibliothek« verbinden, ¹⁵ scheint demnach für Lesespuren in Autor:innenbibliotheken noch unmittelbarer zu gelten.

Es kann daher nicht erstaunen, dass die Erforschung von Lesespuren untrennbar mit diesen Büchersammlungen verbunden ist, in denen sie sich, noch dazu besonders reichlich, finden und gut konservieren. Die systematische Dokumentation von Lesespuren geht fast immer mit der Erschliessung und Katalogisierung von Autor:innenbibliotheken einher beziehungsweise von diesen aus. Weniger aus theoretischer Notwendigkeit denn aus Gründen konkreter, meist auf Schreibprozesse bezogener Erkenntnisinteressen zum einen und der einfachen Zugänglichkeit bereits bestehender, umfangreicher Korpora zum anderen ist die Lesespurenforschung heute faktisch ein Teilgebiet der Erforschung von Autor:innenbibliotheken.

Im Kontrast zur Relevanz, die ihnen vonseiten der Archive und der Wissenschaft zugesprochen wird, steckt die Erforschung von Autor:innenbibliotheken bislang jedoch »noch ein wenig in den Kinderschuhen«, wie es Dirk Werle ausdrückt. ¹⁶ Und dieser Kontrast zeigt sich in direkter Konsequenz auch in der Erforschung von Lesespuren. Man kann das am Beispiel Thomas Manns nachvollziehen: Wenn seine Nachlassbibliothek in einem Band über das TMA mit Verweis auf die Lesespuren als »Kostbarkeit von herausragender Bedeutung« ¹⁷ beschrieben wird, hat dieser Befund in der For-

Weber: *Autorenbibliotheken – Workshop II. SLA Bern & CDN*, 5.–6. 3. 2009, in: *Passim* (4), 2009, S. 5 f., und Höppner, *Bücher sammeln und schreiben*, S. 14.

14 Moulin, *Am Rande der Blätter*, S. 23.

15 Nikolaus Wegmann: *Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter*, 2000, S. 2. Hervorhebungen im Original.

16 Dirk Werle: *Literaturtheorie als Bibliothekstheorie*, in: *Literaturwissenschaft und Bibliotheken*, hg. von Stefan Alker und Achim Hölter, 2015, S. 13–26, hier S. 21.

17 Gabi Hollender, Marc von Moos, Thomas Sprecher: *Die Bestände*, in: *Im Geiste der Genauigkeit. Das Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich 1956–2006*, hg. von Thomas Sprecher, 2006, S. 331–366, hier S. 357.

schung in zweierlei Hinsicht keine Entsprechung. Erstens beschränkt sich die bisherige Forschung über die Nachlassbibliothek weitgehend auf eben jenen Text, der ihr die herausragende Bedeutung zuspricht.¹⁸ Und zweitens wurde *mit* der Nachlassbibliothek bisher nur in kleinem Stil geforscht. Wenn Manns Bibliothek in der Forschung Erwähnung gefunden hat, dann vornehmlich, um seine Rezeption einzelner Texte zu belegen.¹⁹

Gemessen an ihren mutmasslichen Möglichkeiten, steht die Beschäftigung mit Manns Lesespuren damit wie die gesamte Lesespurenforschung erst am Anfang. Das heisst mitnichten, dass zu Lesespuren verschiedener Autor:innen nicht bereits publiziert wurde. Im Lauf der Zeit wurde durchaus eine ganze Reihe von Lesespurverzeichnissen und philologischen Fallstudien veröffentlicht, auf die ich im Folgenden wiederholt Bezug nehmen werde. Zudem lege ich in Kapitel 2.1 eine ausgreifende, synchron vergleichende Analyse dieser Publikationen vor. Ein historischer Abriss der Lesespurenforschung folgt in Abschnitt 4.2.2.2.

Nach wie vor Seltenheitswert haben in der spezifisch auf Lesespuren bezogenen Forschung jedoch *systematisierende* Ansätze. Eine der wenigen Ausnahmen bietet Moulin, die verschiedentlich zum Thema gearbeitet und zuletzt in zwei programmatischen Beiträgen vorgeschlagen hat, hinsichtlich »allographer Autoren marginalien in der Autorenbibliothek« sogenannte »Symptomwerte der Marginalität« zu unterscheiden.²⁰ Die Symptom-

- 18 Erst in jüngster Zeit wurden hierzu weitere Nachforschungen angestellt, namentlich von Anke Jaspers. Siehe Anke Jaspers: *(Frau) Thomas Manns Bibliothek? Autorschaftsin-szenierung in der Nachlassbibliothek*, in: Randkulturen. Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts, hg. von Anke Jaspers und Andreas B. Kilcher, 2020, S. 141–165; Anke Jaspers: *Stempel, Schilder, Signaturen. Exemplargeschichten aus der Bibliothek von Thomas Mann*, in: IASL, 2020, und Anke Jaspers: *Onkel Tommys Hütte. Erinnerungen Klaus Hubert Pringsheims an Pacific Palisades*, in: Zeitschrift für Ideengeschichte XII (3), 2018, S. 120–127.
- 19 Siehe Abschnitt 3.1.1 und 4.1.1.2. Gleiches gilt im Übrigen für die Bibliotheken von Heinrich Mann und Hermann Hesse, siehe Seite 116 und 284.
- 20 Claudine Moulin: *Endozentrik und Exozentrik. Marginalien und andere sekundäre Eintra-gungen in Autorenbibliotheken*, in: Höppner, Jessen, Münkner, Trenkmann, Autorschaft und Bibliothek, S. 227–240, hier S. 235, und Claudine Moulin: *Rand und Band. Über das Spurenlernen in Handschrift und Druck*, in: Marginalien in Bild und Text. Essays zu mittel-alterlichen Handschriften, hg. von Patrizia Carmassi und Christian Heitzmann, 2019, S. 19–59, hier S. 26f. Moulin beschreibt ihre Herangehensweise an die Lesespuren als eine »linguistische und kulturhistorische«, siehe Moulin, Endozentrik und Exozen-trik, S. 228. Weitere prägnante Beispiele für systematisierende Bestrebungen finden sich etwa in Magnus Wieland: *Materialität des Lesens. Zur Topographie von Annotationsspu-ren in Autorenbibliotheken*, in: Autorenbibliotheken. Erschließung, Rekonstruktion, Wis-

werte, die aus sieben Gegensatzpaaren bestehen, beziehen sich gemäss der Einschränkung ›allograph‹ indes nur auf solche Lesespuren, die von den Autor:innen nicht in den eigenen Werken hinterlassen wurden. Sie lauten wie folgt: ›handschriftlich ↔ gedruckt‹, ›sprachlich ↔ nichtsprachlich‹, ›Rand ↔ Zwischenzeile‹, ›einhändig ↔ mehrhändig‹, ›monogenetisch (zeitgleich) ↔ polygenetisch (zeitlich versetzt)‹, ›basistextzentriert ↔ nichtbasistextzentriert‹ sowie ›endozentrisch (selbstbezogen, Innenwelt des Lesers) ↔ exozentrisch (drittbezogen, zur Außenwelt)‹.²¹

Das Verdienst von Moulin ist dabei, auf die Notwendigkeit einer ›heuristische[n] Trennung zwischen Befundbeschreibung und Befunddeutung« hinzuweisen.²² So sollen die Symptomwerte eine ›quasi neutrale oder primäre« Beschreibung ermöglichen.²³ Gleichzeitig ist zumindest im Fall der letztgenannten Werte ›endozentrisch‹ und ›exozentrisch‹ fraglich, inwiefern deren Bestimmung nicht bereits voraussetzungsreiche interpretatorische Deutungen bedingt.²⁴ Die Kategorien von Moulin werden deshalb im Folgenden wiederholt ein Bezugspunkt sein – wenngleich im Hauptteil dieser Studie eine eigenständige Typologie und in eins damit ein Beschreibungsschema entwickelt werden.

1.3 Wie den Spuren gefolgt werden soll

Um zu wissen, *welchen* Phänomenen im Weiteren überhaupt zu folgen ist, braucht es wenigstens eine minimale theoretische Verständigung darüber, wie man das Wesen von Lesespuren fassen soll. Gerade die Literaturtheorie bietet hierfür nur wenige *explizite* Anknüpfungspunkte. Orientiert man sich etwa an Gérard Genettes vermeintlich naheliegendem Paratextbegriff,

sensordnung, hg. von Michael Knoche, 2015, S. 147–173, und Uwe Wirth: *Lesespuren als Inskriptionen. Zwischen Schreibprozessforschung und Leseprozessforschung*, in: Jaspers, Kilcher, Randkulturen. Auf diese wie auf weitere Ansätze gehe ich im Hauptteil der vorliegenden Studie noch detaillierter ein.

21 Moulin, Rand und Band, S. 27. Im älteren Beitrag fehlte das Gegensatzpaar ›einhändig ↔ mehrhändig‹ noch, vgl. Moulin, Endozentrik und Exozentrik, S. 235.

22 Moulin, Rand und Band, S. 30.

23 Ebd., S. 29.

24 Im neueren der beiden Aufsätze schreibt Moulin denn auch, die »Unterscheidung zwischen *endozentrischen* und *exozentrischen* Annotationen« stelle »einen Übergangsbereich zur Befunddeutung dar«. Gleichwohl bleibt der Neutralitätsanspruch bestehen. Siehe ebd., S. 26 und 29. Hervorhebungen im Original. Vgl. dazu Anm. 194 auf Seite 209.

fällt in erster Linie auf, dass Lesespuren hier nicht mitgemeint sind.²⁵ Nach Genette ist der Paratext »jenes Beiwerk, durch das ein Text zum Buch wird und als solches vor die Leser und, allgemeiner, vor die Öffentlichkeit tritt.«²⁶ Bereits in dieser Definition wird damit angetönt, dass Genette bei Paratexten weniger an Phänomene der *Rezeption* als an Phänomene der *Rezeptionslenkung* denkt. Und noch klarer wird es im Fortgang seiner Studie, in der ausser den handschriftlichen Widmungen überhaupt keine materiellen Gebrauchsspuren zur Sprache kommen.²⁷ Selbst im Kapitel zu den ›Anmerkungen‹ (den französischen ›notes‹) werden so gut wie keine Phänomene erwähnt, die einem Buch *nach* seiner Produktion beziehungsweise dem Vertrieb hinzugefügt werden.²⁸ Zwar erwähnt er dort ›Glossen‹ und ›Marginalien‹, jedoch nur, um diese als historische Vorstufen der zum Paratext gehörenden ›Fussnoten‹ zu charakterisieren, also im Sinn von bereits bei der Textproduktion intendierten Phänomenen.²⁹

- 25 Anders sieht das Moulin, Am Rande der Blätter, S. 20. Vgl. dazu in der vorliegenden Studie insbesondere Abschnitt 4.2.1.4. Auf weitere literaturtheoretische Anknüpfungspunkte, etwa von Jacques Derrida und Roland Barthes, gehe ich im Hauptteil fortlaufend ein. Gleiches gilt für entsprechende Aktualisierungen von Genettes, Derridas und Barthes' Theoremen, etwa bei Uwe Wirth. So denkt Wirth darüber nach, wie sich »Barthes' eher vages Reden über *écriture*, *lecture* und *inscription* als Beschreibung einer konkreten Lesepraxis reformulieren lässt, die Spuren dieser Lesepraxis hinterlässt«. Siehe Wirth, Lesespuren als Inskriptionen. Hervorhebungen im Original. Für eine theoretische Einordnung vgl. vorab Anke Jaspers und Andreas Kilcher: *Einleitung*, in: Jaspers, Kilcher, Randkulturen, S. 7–34.
- 26 Gérard Genette: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*, 2001, S. 10. Genette nennt die Paratexte auch ›Schwellen‹, vgl. den Titel der Originalausgabe: Gérard Genette: *Seuils*, 1987.
- 27 Genette unterscheidet zwischen der (gedruckten) Widmung eines Werks und der handschriftlichen Widmung eines konkreten Exemplars. Ersteres nennt er ›zueignen‹ (›dédier‹), zweites ›widmen‹ (›dédicacer‹), siehe Genette, Paratexte, S. 115, beziehungsweise Genette, Seuils, S. 120. Ich übernehme diese Unterscheidung im Folgenden und verstehe unter einer ›Widmung‹ den mit einem bestimmten Exemplar verbundenen individuellen Akt beziehungsweise das resultierende Phänomen.
- 28 Wenn Moulin im Zusammenhang mit Genettes ›Anmerkungen‹ auf den Gebrauch »glossierender Paratexte« in Roland Barthes' *S/Z* und Jacques Derridas *Glas* verweist, dann nimmt sie eben auch hier noch ausschliesslich auf produktionsseitige Anmerkungspraktiken Bezug. Vgl. Claudine Moulin: *Zwischenzeichen. Die sprach- und kulturhistorische Bedeutung der Glossen*, in: Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch, hg. von Rolf Bergmann und Stefanie Stricker, 2009, S. 1658–1676, hier S. 1673.
- 29 So wie bei Genette werden Fussnoten auch anderswo zum Thema gemacht, ohne in diesem Zusammenhang eigens auf Lesespuren einzugehen. Es scheint unbestrittener

Implizit rührt Genette mit den letztgenannten Begriffen aber an einen Punkt, der für mein weiteres Vorhaben nicht unbedeutend ist: das Verhältnis von mittelalterlichen Glossen zu neuzeitlichen Lesespuren. Wie das Beispiel von Genette zeigt, sind Glossen mitnichten ohne Weiteres mit Lesespuren aus späteren Jahrhunderten gleichzusetzen. So hat sich mit den zwischenzeitlichen medialen Umwälzungen die Produktions- und Rezeptionslogik von Texten so fundamental transformiert,³⁰ dass Glossen für die Zwecke der vorliegenden Studie nicht mehr als Untersuchungsgegenstand, sondern höchstens noch als Vergleichselement hinzugezogen werden.

Angelehnt an den Begriff des ›modernen Manuskripts‹ hat Magnus Wieland in »Abgrenzung zu historischen Vorformen der Annotation in der Vor- und Frühphase der Druckkultur« denn auch die Bezeichnung ›moderne Marginalie‹ vorgeschlagen.³¹ Für eine solche Abgrenzung von früheren Annotationsformen spricht nicht zuletzt der Umstand, dass der Begriff der Marginalie selbst erst im 19. Jahrhundert auftaucht, wie Wieland mit Verweis auf William Sherman festhält – just im ungefähren Zeitraum also

Konsens zu sein, dass es sich bei Fussnoten und Lesespuren um grundlegend disparate Phänomene handelt. Vgl. dazu etwa den hauptsächlich Fuss- und Endnoten thematisierenden Band Bernhard Metz, Sabine Zubarik (Hg.): *Am Rande bemerkt. Anmerkungspraktiken in literarischen Texten*, 2008. Verbindungspunkte zwischen Fussnoten und Lesespuren lassen sich allenfalls unter dem Begriff der ›Annotation‹ herstellen. Vgl. etwa Joseph S. Freedman: *Footnotes (as Annotations) in Historical Context and Their Relevance for Digital Humanities in Our Time*, in: *Annotations in Scholarly Editions and Research. Functions, Differentiation, Systematization*, hg. von Julia Nantke und Frederik Schlupkothen, 2020, S. 109–129.

30 Es sei hier allein auf die »Rekonzeptualisierung von Handschriftlichkeit« und die damit einhergehende »klare wechselseitige Abgrenzung von Handschrift und Druckschrift« verwiesen, die um 1800 einsetzt, siehe Christian Benne, Carlos Spoerhase: *Manuskript und Dichterhandschrift*, in: *Handbuch Literatur & Materielle Kultur*, hg. von Susanne Scholz und Ulrike Vedder, 2018, S. 135–143, hier S. 136.

31 Wieland, *Materialität des Lesens*, S. 149 f. Wenn Wieland in einem neueren Aufsatz vier kulturhistorische Entwicklungsphasen der Annotationspraktiken unterscheidet, dann seien in der vorliegenden Studie jedenfalls weder die ›integrale Annotation‹ als Teil der mittelalterlichen Buchkultur noch die ›systematische Annotation‹ nach der frühneuzeitlichen Verbreitung des Buchdrucks (zu der es innerhalb der Lesespurenforschung übrigens die breiteste Literatur gibt), sondern nur die Lesespuren der darauffolgenden Zeiten gemeint. Ob Wielands Differenzierung der ›individuellen‹ und schliesslich der ›habituellen Annotation‹ das Wesen dieser weiteren Entwicklungen trifft, müsste in einer historisch vergleichenden Arbeit eigens untersucht werden. Vgl. Magnus Wieland: *Border Lines – Zeichen am Rande des Sinnzusammenhangs*, in: Jaspers, Kilcher, *Randkulturen*.

»jener historischen Zäsur, welche auch einen allgemeinen Wandel in der Schreiblesekultur markiert.«³²

Mit der Abgrenzung von Glossen gegenüber neueren Formen von Lesespuren soll selbstverständlich nicht negiert werden, dass es zwischen all diesen Phänomenen auch materielle und funktionelle Kontinuitäten gibt.³³ Und die Differenzierung darf auch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die heutige Lesespurenforschung wissenschaftshistorisch mit der Glossenforschung verbunden ist.³⁴ Doch sind die Unterschiede zwischen den verschiedenen Lesespurtypen derart ausgeprägt, dass die Glossenforschung mittlerweile aus guten Gründen eine eigene spezialisierte Forschungsrichtung bildet.³⁵

Gleichzeitig ist an dieser Stelle nicht nur eine diachrone, sondern auch eine synchrone Begrenzung aller potenziell zu berücksichtigenden Lesespuren angezeigt. Selbstverständlich beschränkt sich das Vorkommen von Lesespuren nicht auf (Privat-)Bibliotheken, Lesespuren können überall hinterlassen werden. Tatsächlich befindet sich bei vielen Schreibenden der grösste Teil

32 Wieland, *Materialität des Lesens*, S. 149. Der genannte Verweis geht zu William H. Sherman: *Used books. Marking readers in Renaissance England*, 2008, S. 20. Für eine allgemeine Geschichte des Lesens siehe Erich Schön: *Geschichte des Lesens*, in: *Handbuch Lesen*, hg. von Bodo Franzmann, Klaus Hasemann, Dietrich Löffler und Erich Schön, 1999, S. 1–85, und Jost Schneider: *Geschichte und Sozialgeschichte des Lesens und der Lesekulturen*, in: *Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen*, hg. von Alexander Honold und Rolf Parr, 2018, S. 29–98.

33 Moulin merkt – aus der Perspektive einer historisch übergreifend forschenden Mediävistin – an, die »Technik des Glossierens« habe sich »seit dem Mittelalter (ausser dem Materialwechsel und der anderen Textsprache) nicht grundlegend geändert; auch die Frage, unter welchen Bedingungen und zu welchem Zweck die Glossen in Bücher gelangen, weist Parallelen auf: Der Rahmen ist in der Regel der einer intensiven Textlektüre, das heisst einer mit der Textentzifferung verbundenen sprachlichen beziehungsweise inhaltlichen, oft kulturtranslatorischen Auseinandersetzung«. Siehe Moulin, *Am Rande der Blätter*, S. 19.

34 Ebd., S. 20.

35 Einen umfassenden Überblick hierüber bieten Rolf Bergmann, Stefanie Stricker (Hg.): *Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch*, 2009. Spätestens in der dortigen Definition der Glosse wird auch klar, wie spezifisch das Konzept der Lesespur in der Glossenforschung zu denken ist: »Als Glosse bezeichnet man ein Wort oder Syntagma, das ein Bezugswort oder einen Bezugskontext in der Regel lexikalisch, zuweilen auch grammatisch oder syntaktisch übersetzt, erklärt oder kommentiert.« Siehe Stefanie Stricker: *Definitive Vorklärungen*, in: Bergmann, Stricker, *Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie*, S. 20–32, hier S. 31. Vgl. dazu auch Markus Schiegg: *Frühmittelalterliche Glossen. Ein Beitrag zur Funktionalität und Kontextualität mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 2015, S. 7–10.

der Lesespuren ausserhalb der Bibliothek, verschriftlicht in Notizbüchern, Exzerptsammlungen, Zettelkästen, Tagebüchern, Briefen und nicht zuletzt anverwandelt im essayistischen und literarischen Werk.³⁶ Es handelt sich dabei um Lesespuren im weiteren Sinn, insofern in ihnen frühere Lektüren auf mal offenkundige, mal latente Art und Weise fortwirken. All diese Materialien sollen in der vorliegenden Studie aber nicht oder ihrerseits nur am Rande behandelt werden. Stattdessen grenze ich meinen Fokus auf die in der Literatur- und Kulturwissenschaft spärlicher beachteten Quellen ein: Ich berücksichtige vornehmlich diejenigen Lesespuren, die sich innerhalb einer – in diesem Fall meist Thomas Manns – Privatbibliothek befinden.³⁷

Damit ist auch eine erste Abgrenzung zu Notizen ausserhalb von Büchern vorgenommen. Diese fallen in der vorliegenden Studie ausser Betracht, was sich mit Jackson ebenso schlicht wie treffend begründen lässt: »There are significant differences between notes made on separate sheets of paper or in a notebook and notes made in the book that become part of the book and accompany it ever after.«³⁸ Nicht zufällig wurde den Notizen von Mann denn auch bereits deutlich mehr Aufmerksamkeit zuteil als seinen Lesespuren. So wurden seine Notizbücher bereits zu Beginn der 1990er-Jahre vollständig ediert; ausführlich mit dem Material befasst hat sich zuletzt Svetlana Efimova.³⁹ Zudem werden die losen Notizen in Manns Nachlass nun fortlaufend in den Kommentarbänden der *Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe* (GKFA) thematisiert und teilweise auch publiziert.⁴⁰ Trotzdem soll die solcherart perpetuierte Unterscheidung zwischen Notizen und Lesespuren in dieser Studie nicht einfach stillschweigend absolut gesetzt werden. Es ist vielmehr eine unvermeidliche Teilaufgabe des Folgenden, zu ergründen, inwiefern die Unterschiede tatsächlich signifikant sind.

Das Korpus dieser Studie besteht also aus allen einschlägigen Lesespuren in Manns Nachlassbibliothek. Die Datenbasis bilden dabei nicht weniger

36 Vgl. dazu Wirth: »Die Anmerkungen und Anstreichungen im Buch sind genauso Lesespuren einer produktiven Lektüre wie die Notizen und Exzerpte auf einer Karteikarte.« Siehe Wirth, Lesespuren als Inskriptionen.

37 Eine Diskussion des Bibliotheksbegriffs beziehungsweise der ›Privatbibliothek‹ und der ›Nachlassbibliothek‹ gebe ich in Abschnitt 4.2.2.1.

38 Jackson, *Marginalia*, S. 14.

39 Siehe Notizbücher 1–6, und Notizbücher 7–14. Zur Forschungslage siehe Svetlana Efimova: *Das Schriftsteller-Notizbuch als Denkmedium in der russischen und deutschen Literatur*, 2018, und Svetlana Efimova: *Thomas Manns Notizbücher im Lichte narratologischer Theoriebildung*, in: *Der Geist der Erzählung. Narratologische Studien zu Thomas Mann*, hg. von Regine Zeller, Jens Ewen und Tim Lörke, 2017, S. 65–86.

40 Vgl. etwa GKFA 9.2, S. 828–834.

als 143'000 im Projekt *Produktive Lektüre* einzeln erfasste Phänomene.⁴¹ Zur Identifikation der Gebrauchsspuren habe ich den gesamten Bestand der Nachlassbibliothek im Umfang von ungefähr 1,2 Millionen Seiten zusammen mit Martina Schönbächler seitenweise in Augenschein genommen. Phänomene, die potenziell als Lesespur gelten können *und* auf Stiftgebrauch zurückgehen, haben wir in 2233 der rund 4300 Bibliothekseinheiten gefunden; diese Bände wurden vollständig digitalisiert. Um die theoretisch unbegrenzte Menge an Gebrauchsspuren auf eine sinnvolle Teilmenge zu beschränken, wurden für den Digitalisierungsentscheid also nur ganz bestimmte Phänomene berücksichtigt, nämlich eben die Spuren von Stiften, nicht aber Eselsohren, Verschmutzungen, Beschädigungen oder Ähnliches. Was hier als Prämisse daherkommt, ist umgekehrt viel eher ein Ergebnis der in dieser Studie ausgeführten Überlegungen.

Weitere 479 Bände wiesen als einzige Gebrauchsspur eine Widmung oder einen Besitzvermerk auf; von diesen Einheiten wurden Vorsatz und Titelei und (allenfalls zusätzlich) das entsprechende Phänomen digitalisiert. Anhand aller Digitalisate wurde anschliessend die genannte Zahl an Phänomenen erfasst. Davon wiederum kommen rund 137'000 Phänomene als potenzielle Lesespuren, die durch Stiftgebrauch hinterlassen wurden, infrage.⁴²

41 Die Grundlage der nachfolgenden Angaben ist ein im Projekt *Produktive Lektüre* entstandenes Konvolut von 4178 XML-Dateien, wobei jede Datei einem physischen Bibliotheksexemplar entspricht. Die Dateien enthalten die exemplarspezifischen bibliografischen Metadaten und die in einem XML-Editor erfassten Phänomene mitsamt Transkriptionen. Nicht in der Datenbasis enthalten sind dabei alle Einheiten der Nachlassbibliothek mit Publikationsjahr 1956 oder später sowie zwei Bände von Jacob und Wilhelm Grimms *Deutschem Wörterbuch* (Signaturen im TMA: *Thomas Mann* 3850:5 und *Thomas Mann* 3850:8), deren Erfassung aufgrund extrem vieler Lesespuren (vermutlich alle von fremder Hand) zum Zeitpunkt der Auswertung noch nicht abgeschlossen war. Wenige weitere Exemplare waren zum Zeitpunkt der Erstellung der Datenbasis noch in Überarbeitung; diese Exemplare habe ich bereits einbezogen, da dort nur noch minimale Veränderungen zu erwarten waren. Für diese wie für alle anderen Einheiten ist der Bearbeitungsstand vom 3. Juni 2019 ausschlaggebend.

42 Solche potenziellen Lesespuren stellen all jene Phänomene dar, die im Projekt *Produktive Lektüre* den folgenden Phänomengruppen zugeordnet wurden: ›Marginalie‹, ›Korrektur‹, ›Ausrufezeichen‹, ›Fragezeichen‹, ›Unterstreichungs‹, ›Anstreichungs‹, ›Umrahmung‹, ›Ankreuzungs‹, ›Pfeil‹, ›Häkchen‹, ›Klammer‹ und ›weitere Stiftspur‹. Die Differenz zur Gesamtzahl der erfassten Phänomene ergibt sich dadurch, dass auf den Digitalisaten der gescannten Exemplare neben den Stiftspuren auch ›Einlagen‹, ›Besitzvermerke‹, ›Adressnotizen‹, ›Widmungen‹ und ›institutionelle Vermerke‹ erfasst wurden, welche nicht zu den Stiftspuren und/oder zu den Lesespuren zu zählen sind. Einlagen und grösstenteils zu den institutionellen Vermerken zählende Stem-

Diese Lesespuren werden für die Zwecke der vorliegenden Studie insbesondere ins Verhältnis zur edierten schriftlichen Überlieferung von Thomas Mann gesetzt, also zu seinem literarischen und essayistischen Werk, den Tagebüchern, den Briefen, den Notizbüchern und den wichtigsten Parapomona. Neben seiner Nachlassbibliothek kommen zudem noch andere private Büchersammlungen in den Blick, namentlich die Bibliotheken seiner Frau Katia Mann, seines Bruders Heinrich Mann und seines Sohns Golo Mann sowie insbesondere diejenige von Hermann Hesse. Jene Bestände habe ich an ihren jeweiligen Archivstandorten in Augenschein genommen und sie dienen mir in verschiedener Hinsicht als Vergleichsgrößen.

Nicht zuletzt diese komparatistische Komponente offenbart den generalisierenden Anspruch der Studie, die mehr sein soll als die bloße Beschreibung eines Einzelfalls. Die schwerpunktmässige Ausrichtung an einem spezifischen Korpus – noch dazu an einem historischen – und der generalisierende Anspruch bilden mit der gewählten Methodik wohlgerne keinen Widerspruch. Denn ›generalisierend‹ bedeutet hier nichts Anderes als die systematische Thematisierung von relevanten Kategorien (zum Beispiel von Materialität und Medialität und mit diesen verbundenen kulturellen Praktiken und sozialen Normen), anhand von deren Wandelbarkeit sich so etwas wie Historizität ganz generell erst erkennen lässt.

Gerade die Beschäftigung mit einem historischen Gegenstand bewahrt davon, blind für die Relevanz dieser Kategorien zu werden, denn in historischen Gegenständen zeigen sie sich qua Differenz zu den gegenwärtigen Praktiken. Darum schliesst in der vorliegenden Studie der historisch spezifische Untersuchungsgegenstand die systematische Generierung von abstrahierten Erkenntnissen nicht aus, sondern ist schlichtweg ihre Möglichkeitsbedingung. Im Übrigen wird es die Aufgabe zukünftiger Forschungsarbeiten sein, insbesondere die kulturhistorischen Limitierungen der hier stipulierten Ansätze schärfer zu konturieren.

Das Ergebnis der Studie ist infolgedessen schliesslich ein zweigestaltiges: Zum einen sollen die einzelnen Kapitel ausführliche Einsichten in die Vielfalt von Manns Lesespuren bieten, was für die Thomas-Mann-Forschung

pelabdrücke sind dabei die einzigen nicht von Stiften rührenden Gebrauchsspuren, die erfasst wurden; wie beschrieben aber auch hier nur in Exemplaren, die aufgrund des Vorliegens von Stiftspuren sowieso digitalisiert wurden. Zu den Definitionen der Phänomene im Erschliessungs- und Digitalisierungsprojekt siehe *Informationstexte zur Datenbank »Thomas Mann Nachlassbibliothek«* (ethz.ch/content/dam/ethz/special-interest/dual/thomas-mann-archiv-dam/documents/Informationstexte%20zur%20Datenbank.pdf). Vgl. in teilweiser Abgrenzung dazu Abschnitt 2.3.2.

relevant ist. Zum anderen aber ist die Strukturierung der Studie an sich ein relevanter Output, denn sie selbst ist das Kondensat des systematisierenden und generalisierenden Erkenntnisanspruchs. Die Struktur der Studie ist in induktiver Weise aus dem exemplarischen Korpus erwachsen, wobei damit stets der Anspruch verbunden war, dass sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten selbst wiederum theoretische (sprich: zur Deduktion taugende) Richtschnur sein mag.

Die Methodik der Studie lehnt sich damit an eine Einsicht von Konrad Ehlich an, der festhält, dass »das Erstellen von sachangemessenen Typologien im Allgemeinen das Ergebnis, nicht jedoch die Anfangsphase einer analytischen Praxis« ist.⁴³ In diesem Sinn ist der vom phänomenologischen Beginn über den epistemologischen Mittelteil auf den poetologischen Zielpunkt ausgerichtete Aufbau der Studie an sich als Vorschlag für ein Analyse-schemata intendiert. Dieses ist freilich nicht zwingend rein linear zu verstehen, sondern kann bei spezifischen Interessen auch gezielt in Ausschnitten gelesen werden, was durch ein dichtes Netz an intratextuellen Verweisen unterstützt wird.

Wenn der nachfolgend beschriebene Aufbau dazu führt, dass zentrale literatur- und kulturtheoretische Kategorien wie *Text* und *Werk* erst gegen Ende der Arbeit explizit thematisiert werden, dann bedeutet das also nicht, dass diese für die vorhergehenden Kapitel gänzlich unerheblich sind. Doch für eine Studie, die neues Material induktiv auf ihr Erkenntnispotenzial hin überprüft, scheint es mir die naheliegende Vorgehensweise zu sein, zunächst die untersuchten Phänomene für sich genommen zu betrachten, und erst danach schrittweise ihr Verhältnis zu den theoretisch wichtigsten Kategorien zu erkunden.

Die Struktur der Studie gestaltet sich demnach wie folgt: Im ersten Teil zur *Phänomenologie* überprüfe ich die Begriffe und Definitionen der bisherigen Lesespurenforschung (Kapitel 2.1). Dazu weise ich eingangs auf das Desiderat einer systematischen Begrifflichkeit im Bereich der Lesespurenforschung hin und erläutere, warum andere, bestehende Begriffs- und Strukturierungsangebote (namentlich der *Thesaurus der Provenienzbegriffe* und die *Text Encoding Initiative*) als Grundlage für epistemologische und poetologische Untersuchungen von Lesespuren nur sehr bedingt geeignet sind.

43 Konrad Ehlich: *Die Entwicklung von Kommunikationstypologien und die Formbestimmtheit sprachlichen Handelns*, in: *Kommunikationstypologie. Handlungsmuster, Textsorten, Situationstypen*, hg. von Werner Kallmeyer, 1986, S. 47–72, hier S. 59.

Ein Überblick über bereits publizierte Verzeichnisse und Studien zeigt dann die begrifflichen Inkongruenzen der bisherigen Lesespurenforschung auf.

In Abgrenzung davon entwickle ich anschliessend eine eigene Typologie und Terminologie, die auf hergebrachten wie auf neuen Begriffen basiert (2.2). Nach theoretischen Vorbemerkungen zum Begriff der ›Spur‹ definiere ich alle Phänomene, die nach dem Produktionsprozess eines Buchs entstanden sind, als ›Gebrauchsspuren‹. Für die weitere Arbeit zentral sind schliesslich zwei kategorial unterschiedliche und sich teilweise überlappende Untergruppen von Gebrauchsspuren: die nunmehr eigens zu definierenden ›Lesespuren‹ und die ›Stiftsspuren‹. Von besonderer Bedeutung sind die beiden Phänomengruppen Lesespuren und Stiftsspuren vor allem aufgrund ihrer Schnittmenge: den ›stiftlichen Lesespuren‹.

Mit der definitiven Einführung von Gebrauchs-, Lese- und Stiftsspuren ist einer eingehenderen formalen Beschreibung der untersuchten Phänomene freilich erst der Grund gelegt. Darauf aufbauend differenziere ich die Phänomenologie von stiftlichen Lesespuren entlang der acht wesentlichen Beschreibungskategorien ›Stift‹, ›Zeichen‹, ›Position‹, ›Referenz‹, ›Schrift‹, ›Sprache‹, ›Urheberschaft‹ und ›Entstehungszeit‹ aus (2.3) und schliesse den ersten Teil der Studie mit synthetischen Neudefinitionen zur ›Annotation‹, zur ›Marginalie‹ und zum Neologismus des ›Intrazerpts‹ ab (2.4).

Im zweiten Teil zur *Epistemologie* arbeite ich dann heraus, wie und aufgrund welcher Lektüreprozesse stiftliche Lesespuren entstehen. Dazu widme ich mich vorab den Fällen, die sich gerade durch die Abwesenheit der Stifte auszeichnen: Lektüren, die ohne stiftliche Spuren geblieben sind (3.1). Vergleicht man solche Exemplare systematisch mit stärker annotierten Exemplaren, lassen sich bestimmte Verteilungsmuster erkennen. In der Folge prüfe ich, welchen Gesetzmässigkeiten diese Muster unterliegen. Dazu gehe ich auf den Einfluss von Materialität (3.2), Textsorten (3.3) und verschiedenen Wissensformen (3.4) ein, bevor ich das ›Lesen mit dem Stift‹ infolgedessen als *epistemische Praxis* herausstelle, die auf ebenso individuell vollzogenen wie sozial und medientechnisch regulierten Handlungsroutinen basiert (3.5).

Stifte sind demnach als *produktive Lesewerkzeuge* zu verstehen – und werden schliesslich, wie ich im Teil zur *Poetologie* der stiftlichen Lesespuren demonstriere, im mehrfachen Sinn zu potenziellen *Werkzeugen*. Wie bereits ausgeführt, erscheint im bisherigen archivarischen und wissenschaftlichen Umgang mit Lesespuren immer wieder die Hoffnung, diese mögen textgenetische Erkenntnisse befördern. Und wie ich aufzeige, kommt den an der

Lektüre beteiligten Stiften tatsächlich eine hohe Relevanz für Schreibprozesse zu – freilich aber nicht nur in einer herkömmlichen textgenetischen Perspektive. Zum einen hängen Lektüren mit Stiften und das Schreiben auf prozessuale *und* auf (phallisch-)symbolische Weise zusammen (4.1). Zum anderen ist der textgenetische Charakter von Lesespuren noch viel unmittelbarer zu denken: Das Annotieren selbst generiert bereits neue Texte und ist auf diese spezifische Weise als *Schreiben* zu verstehen, und zwar texttheoretisch wie nachlasspoetisch (4.2). Dass sich die Funktionen des Korrigierens und des Kommentierens überlagern, macht so auf das Gemeinsame aller Lesespuren aufmerksam: Auf Papier wie neuerdings ebenso auf Bildschirmen geht es dabei immer auch um ein *Modifizieren* des gelesenen Texts. Mit Blick auf die Geschichte von Manns Nachlassbibliothek und deren Beziehungen zur Büchersammlung Hermann Hesses sowie eingedenk eines allfälligen Nachlassbewusstseins ist somit abschliessend die Frage zu klären, ob beziehungsweise inwiefern es sich bei Lesespuren von Autor:innen im Wortsinn um *marginale Werke* handelt.

2 Phänomenologie

2.1 Forschungsstand Typologie und Terminologie

2.1.1 Überblick

Notwendiger Bestandteil, vielleicht sogar Kern jedes Beitrags zur Grundlagenforschung ist der Versuch, die als Untersuchungsgegenstand ins Auge gefassten Phänomene konsistent zu beschreiben und zu benennen, also eine standardisierte Sprache für sie zu finden. Erst die systematische Versprachlichung von Beobachtungen ermöglicht die Etablierung eben jener Grundlagen, auf die sich sodann die weiterführende Forschung beziehen kann.

Für Detailstudien über Lesespuren in Privatbibliotheken sind diese Grundlagen noch kaum vorhanden. Trotz des in der Einleitung beschriebenen aufkommenden Forschungsinteresses an Lesespuren sind stringente Definitionen oder gar umfassende Typologien für diese Phänomene rar beziehungsweise fehlen ganz. Eine Phänomenologie von Lesespuren zu entwickeln, bedeutet deswegen zunächst vor allem eines: Begriffsarbeit.

Diese Begriffsarbeit wird im Folgenden mit einer Diskussion der bisher in der Forschung zirkulierenden Ansätze begonnen. Denn wenn für die Lesespurenforschung noch typologischer und terminologischer Entwicklungsbedarf konstatiert werden muss, so liegt das nicht an einer Begriffsarmut der bisher publizierten Abhandlungen. In der Einleitung zum in der deutschsprachigen Lesespurenforschung bislang umfangreichsten Sammelband *Lesespuren – Spurenlesen* verwendet Marcel Atze etwa allein für durch Stifte entstandene Lesespuren über zwanzig verschiedene Begriffe. In der Reihenfolge ihres Erscheinens im Text sind das: »Bearbeitungsspuren«, »Kommentare«, »Korrekturen«, »Nachträge[]«, »Zusätze[]«, »Ergänzungen«, »Eintragungen«, »Anmerkungen«, »Lesespuren«, »Marginalien«, »Phänomen der Handschrift im Buch«, »Annotationen«, »Randnotizen«, »Einträge«, »Anstreichungen«, »Randglossen«, »Randschriften«, »graphische Merkzeichen«, »Randmarkierungen«, »Notizen von des Dichters Hand«, »Randbemerkungen«, »Änderungen«, »Aufzeichnungen« und schliesslich »Lektürespuren«. Diese substantivischen Begriffe werden bei Atze zudem oft kombiniert mit Verben wie »annotier[en]« und Adjektiven wie »eigenhändig« oder »handschriftlich«.¹

1 Aufgeführt werden hier nur die Begriffe, die Atze selbst verwendet; dazu kämen noch weitere, die er aus anderen Texten zitiert, vgl. Marcel Atze: *Libri annotati. Annäherung*

Das Begriffsfeld für die Beschäftigung mit Lesespuren ist also bereits breit abgesteckt. Was hingegen fehlt, sind klare Definitionen und Abgrenzungen – eine Lage, der Bernard M. Rosenthal keinen Bestand voraussagt: »For better or for worse, the informality and improvisation which has marked the beginnings will have to yield to guidelines, definitions and an acceptable nomenclature.«²

Währenddessen kommen kein Verzeichnis und keine Untersuchung von Lesespuren ohne eine Abgrenzung verschiedener Typen von Phänomenen aus. Die vorgefundenen Spuren präsentieren sich so divers, dass sie analytisch und begrifflich voneinander unterschieden werden müssen; schliesslich ist es evident, dass ein zwischen zwei Buchseiten gelegter Papierstreifen, eine mit Farbstift ausgeführte Unterstreichung oder ein mit Bleistift an den Textrand geschriebenes Wort unterschiedliche Bedeutungspotenziale haben. In Ermangelung einer stärker konventionalisierten Begrifflichkeit für Gebrauchs- und Lesespuren ist freilich jedes Forschungsprojekt in diesem Bereich von Neuem mit der Herausforderung konfrontiert, eigens eine tragfähige Typologie und Terminologie zu entwerfen.

Auf der einen Seite ist den einzelnen Projekten damit die Möglichkeit gegeben, sich begrifflich spezifisch am konkreten Material auszurichten.³ Auf der anderen Seite erschwert die so entstehende Individualität der Begrifflichkeiten es, Lesespuren projekt- und sprachübergreifend zu vergleichen, zumal selbst für absolut zentrale Begriffe der Lesespurenforschung wie ›Marginalie‹ oder ›Annotation‹ kaum je analytische Definitionen zu finden sind. Eine *systematische* Begrifflichkeit zur Beschreibung von Gebrauchs- und Lesespurphänomenen in Privatbibliotheken bleibt somit bis dato ein Desiderat – und zwar nicht nur für den deutschsprachigen Raum.

an eine vernachlässigte Spezies: Hand- und Arbeitsexemplare, in: Lesespuren – Spurenlesen. Wie kommt die Handschrift ins Buch?, hg. von Marcel Atze und Volker Kaukoreit, 2011, S. 11–51.

2 Bernard M. Rosenthal: *Cataloging manuscript annotations in printed books. Some thoughts and suggestions from the other side of the academic fence*, in: *La Bibliofilia* 100 (1), 1998, S. 583–595, hier S. 586.

3 Tatsächlich zeigt sich anhand des gewählten Begriffsinstrumentariums im Umkehrschluss ziemlich gut, welche erkenntnistheoretische Erwartungshaltung an die konkreten oder imaginierten Untersuchungsgegenstände bei der Definition der Begriffe dominant war (beziehungsweise wie stark eine solche Erwartungshaltung überhaupt ausgeprägt war).

2.1.2 Seitenblicke

2.1.2.1 *Thesaurus der Provenienzbegriffe (T-PRO)*

Am nächsten kommt einem solchen Desiderat bisher ein Begriffsinstrumentarium aus dem Bereich der Provenienzforschung, der *Thesaurus der Provenienzbegriffe* (kurz: T-PRO). Die in diesem Dokumentationshilfsmittel systematisierten Provenienzbegriffe benennen »Merkmale von Spuren, die Vorbesitzer (Personen und Institutionen) in und auf Büchern, Handschriften oder anderen Artefakten hinterlassen haben«, wobei ausdrücklich auch die Spuren von Lektüreprozessen gemeint sind: »Diese Merkmale kennzeichnen Besitz, *Lesespuren* oder Zensurabsichten.«⁴ Als Dokumentations- und Recherchehilfsmittel hat der T-PRO in den letzten Jahren im deutschsprachigen Raum beachtliche Bedeutung erlangt. So dokumentiert etwa das DLA seit einigen Jahren die Provenienzmerkmale in Autor:innenbibliotheken nach seinen Richtlinien⁵ und auch jüngste Projekte wie *STEFAN ZWEIG DIGITAL* kategorisieren Merkmale nach T-PRO.⁶ Der Thesaurus ist in Form eines Wikis online frei zugänglich und wird durch die *Herzogin Anna Amalia Bibliothek* in Weimar und die *Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz* fortlaufend redaktionell betreut. Er wurde indes nicht von Grund auf in Weimar und Berlin entwickelt; wie die herausgebenden Institutionen deklarieren, orientieren sich »Aufbau und Begriffsvorrat« des T-PRO an einem anglo-amerikanischen Vorbild, dem *Provenance Evidence: Thesaurus for Use in Rare Book and Special Collections Cataloguing*.⁷

Die im T-PRO erfassten Begriffe werden online auf zwei Arten präsentiert: als alphabetische sowie als hierarchisch organisierte Liste. Die

4 T-PRO *Thesaurus der Provenienzbegriffe* (provenienz.gbv.de/T-PRO_Thesaurus_der_Provenienzbegriffe). Keine Hervorhebung im Original.

5 Vgl. zum Beispiel das Dokument *Recherche- und Benutzungshinweise Bibliothek Reinhart Koselleck* (dla-marbach.de/fileadmin/redaktion/Bibliothek/Spezialsammlungen/Koselleck_Katalogsuche.pdf), S. 2. Zum Stand der bibliothekarischen Umsetzung von Provenienzverzeichnungen in der deutschen Bibliothekslandschaft siehe Michaela Scheibe: *Standards in der Provenienzerschließung. Bericht aus der Arbeitsgemeinschaft Handschriften und Alte Drucke in der Sektion IV des DBV, UAG Provenienzforschung und Provenienzerschließung*, in: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 61 (6), 2014, S. 367–375.

6 Vgl. *STEFAN ZWEIG DIGITAL* (gams.uni-graz.at/archive/objects/o:szd.glossar/methods/sdef:SK-OS/get).

7 Dieser 1988 erstmals publizierte Thesaurus ist inzwischen ebenfalls online zugänglich: *Provenance Evidence* (rbms.info/vocabularies/provenance/alphabetical_list.htm). Zur Geschichte des *Provenance Evidence* und des T-PRO siehe Jürgen Weber: *Thesaurus der Provenienzbegriffe. Konzeption und Anwendung*, in: *Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte* 29, 2004, S. 133–146.

alphabetische Liste ist umfangreicher, da in ihr neben den offiziellen »Deskriptoren« auch Begriffe verzeichnet sind, die gemäss Anleitung für die Recherche, nicht aber für die standardisierte Dokumentation verwendet werden können (sogenannte »Nicht-Deskriptoren«). Zudem weist die alphabetische Liste, wenn vorhanden, auch die jeweiligen englischen und französischen Begriffe aus.⁸ Die hierarchische Liste wiederum ordnet die im Thesaurus enthaltenen Deskriptoren »nach vier Aspekten, die bei der Beschreibung von Provenienzen berücksichtigt werden: Exemplartypen, rechtlichem Status, physischen Merkmalen und Zeitangaben«. Exemplartyp und rechtlicher Status sind dabei Zuschreibungen auf Exemplarebene, die sich erst sekundär aus bestimmten physischen Merkmalen ergeben; wer sich für Lesespurphänomene interessiert, kann sich zunächst also auf diese physischen Merkmale beziehungsweise auf deren Bestimmung beschränken. Für physische Merkmale listet der T-PRO insgesamt 47 Deskriptoren auf, dazu kommen drei Deskriptoren für Zeitangaben.⁹ Hierbei wird auch mit Ober- und Unterbegriffen operiert, sodass gewisse Phänomene genauer spezifiziert werden können; alleine für physische Einlagen in Büchern stehen zum Beispiel acht Deskriptoren bereit.¹⁰

So ausführlich diese Liste erscheinen mag, so klar zeigt sich in der genaueren Betrachtung die spezifische und also eingeschränkte Perspektive auf Gebrauchsspuren, die der T-PRO einnimmt. Wie bereits sein Name verrät, besteht der Zweck dieses Thesaurus darin, Begriffe zur Dokumentation von Provenienzmerkmalen bereitzustellen. Gebrauchsspuren, die sich in oder auf Objekten befinden, werden daher primär nach ihrem auf die Herkunftsklärung bezogenen Informationswert gewichtet. Gerade jene Phänomene, die direkt von einer intellektuellen Auseinandersetzung mit dem Inhalt eines Buchs stammen und damit in epistemologischer und poetologischer Hinsicht besonders relevant sind, werden im T-PRO nur summarisch erfasst, da für die Provenienzforschung eine weitere Differenzierung dieser Phänomene

8 Wie gross auch der *sprachübergreifende* Standardisierungsbedarf der Begriffe noch ist, zeigt sich daran, dass sich im T-PRO für die deutschen Begriffe ein englisches oder französisches Pendant nur in etwas mehr als der Hälfte beziehungsweise etwas mehr als einem Drittel aller Fälle finden lässt. Die französischen Begriffe stammen dabei aus dem Provenienzverzeichnis der Stadtbibliothek von Lyon: *Provenance des livres anciens* (numelyo.bm-lyon.fr/collection/BML:BML_06PRV01000COL0001).

9 Anders als im *Provenance Evidence* werden im T-PRO die Zeitangaben (mit den Deskriptoren »Datum«, »Kaufdatum« und »Lesedatum«) als eigener »Aspekt« hervorgehoben und nicht den übrigen physischen Merkmalen untergeordnet.

10 Siehe Anm. 99 auf Seite 60.

(anscheinend) keinen Zusatznutzen verspricht. Wohlverstanden können durchwegs alle Phänomene, für die der T-PRO Begriffe bereitstellt, literaturwissenschaftlich relevante Erkenntnisse befördern. Die Ausstattung von Buchschnitten und Einbänden etwa kann Rückschlüsse auf den materiellen Wert einer Buchsammlung und damit auf sozioökonomische und ästhetische Praktiken in der Literaturproduktion und -rezeption erlauben. Und Vermerke aus dem Buchhandel oder aus fremden Bibliotheken vermögen das Verständnis für die institutionellen Voraussetzungen von Literatur- und Wissenszirkulation zu schärfen. Wer sich aber vornehmlich für die Spuren intellektueller Produktions- und Rezeptionsprozesse interessiert, muss im T-PRO genauer hinschauen. Die Anzahl diesbezüglich relevanter Deskriptoren ist gering, im engeren Sinn sind dies bloss ›Marginalie‹, ›Merkzeichen‹ und ›Notiz‹ sowie die verschiedenen Formen der Einlagen. Erst im weiteren Sinn könnte man dazu auch noch die Deskriptoren ›Handzeichnung‹, ›Porträt‹, ›Motto‹, ›Widmung‹, ›Tilgung‹ und ›Tektur‹ rechnen, wobei gerade die beiden letzteren im T-PRO ziemlich spezifisch gefasst sind.¹¹ Wer nach T-PRO dokumentiert, muss demzufolge alle Lesespurphänomene unter einen dieser Begriffe subsumieren. Zwar führt der Thesaurus in der alphabetischen Liste noch weitere Begriffe wie ›Annotation‹, ›Anstreichung‹ und ›Unterstreichung‹ auf, als Nicht-Deskriptoren sollten diese aber nicht für die Dokumentation verwendet werden, weshalb sie im T-PRO auch nicht definiert sind und lediglich auf die erwähnten Deskriptoren ›Marginalie‹, ›Merkzeichen‹ und ›Notiz‹ verweisen. Die Definitionen dieser drei für die vorliegende Untersuchung zentralen Deskriptoren lauten im T-PRO wie folgt:

Marginalie: »Anmerkung (nicht nur Merkzeichen) am Rand einer Seite«

Merkzeichen: »Zeichen, mit denen der Vorbesitzer Textstellen markiert hat, z. B. Unter- und Anstreichung, hinweisende Hand, Chiffre«

Notiz: »Eintragung auf dem Vorsatzblatt oder eingeschossenen Blättern, z. B. Inhaltsverzeichnis«

Diese Definitionen erfassen nun bei Weitem nicht alle physischen Merkmale, die nur schon durch Lektüreprozesse entstehen können. So werden

11 Die Tektur wird definiert als »Schwärzung, Überklebung«, die Tilgung als »Fehlstelle oder herausgelöstes Blatt, die auf die Provenienz hinweisen«; die beiden Begriffe sind also vor allem für editorische und zensorische Spuren vorgesehen.

hier sowohl Marginalien als auch Notizen mithin durch ihre räumliche Position im Buch beziehungsweise auf den Buchseiten definiert, ohne dass dadurch jedoch der gesamte infrage kommende Raum berücksichtigt wäre. Handschriftliche Eintragungen, die weder am Rand einer Seite noch auf Vorsatz- oder eingeschossenen Blättern, sondern im Satzspiegel des Haupttextes stehen, werden definitiv durch keinen der Deskriptoren erfasst. Mit dem Begriffsinstrumentarium des T-PRO ist es darum beispielsweise nicht möglich, von Hand angebrachte Korrekturzeichen präzise zu erfassen, da diese räumlich oft in den gedruckten Text hineinreichen und sich nicht nur am Rand einer Seite befinden.¹²

Der Deskriptor ›Merkzeichen‹ wiederum ist im T-PRO nicht primär *räumlich*, sondern über seinen markierenden Charakter, also *funktional* definiert. Gleichzeitig ist der Bezeichnung ›Merkzeichen‹ zusätzlich zum ›Markieren‹ eine andere Funktion (beziehungsweise Intention), die des ›Merkens‹, schon begrifflich eingeschrieben.¹³ Weitere Funktionen von Lesespuren antizipieren die besprochenen Deskriptoren beziehungsweise deren Definitionen im T-PRO derweil nicht.

Eine solche Terminologie mag für die Dokumentation der Provenienz eines Buchs ausreichen und eine Erschließung von Beständen nach dem T-PRO ist für an Lesespuren interessierte Forschende denn auch eine grosse Einstiegshilfe. Als typologische und terminologische Grundlage für weitergehende Untersuchungen von Gebrauchs- und insbesondere von Lesespuren ist der T-PRO jedoch nur bedingt geeignet. Möchte man Gebrauchs- und Lesespuren unter epistemologischen oder poetologischen Gesichtspunkten untersuchen und beschreiben, greift der T-PRO sowohl begrifflich als auch definitiv zu kurz.

Am Begriffssystem des T-PRO lassen sich somit die grundsätzlichen Probleme nachvollziehen, die sich beim Versuch, eine umfassende Typologie und stringente Definitionen von Gebrauchs- und Lesespuren zu entwickeln, stellen: *Erstens* ist zur genauen Beschreibung von Gebrauchs- und Lesespuren ein ausreichend umfangreiches Vokabular notwendig, um sich unter-

12 Das erstaunt umso mehr, als die Deskriptoren ›Exemplar: Autor‹ beziehungsweise ›Exemplar: Autorin‹ unter anderem Exemplare bezeichnen sollen, die »z. B. für Korrekturen« benutzt worden sind. Solche Korrekturen können im T-PRO demnach nur auf Exemplarebene erfasst werden und auch dann nur, wenn sie von den jeweiligen Autoren oder Autorinnen selbst stammen, also autograf sind.

13 Der Begriff ›Merkzeichen‹ liesse sich theoretisch auch als Ableitung von ›anmerken‹ verstehen, wobei der Begriff der ›Anmerkung‹ im T-PRO wiederum in der Definition der Marginalie verwendet wird.

scheidende Phänomene präzise benennen und voneinander abgrenzen zu können. *Zweitens* ist jede Begriffs-, Definitions- und Kategoriensetzung mit Ein- und Ausschlüssen verbunden, die den Blick auf ein Phänomen entscheidend beeinflussen können. Wer also von ›*Merkzeichen*‹ oder von ›*markierenden Zeichen*‹ spricht, hat bereits eine bestimmte Erwartungshaltung an das Erkenntnispotenzial der untersuchten Phänomene. Und *drittens* sind Gebrauchs- und Lesespuren komplexe Phänomene, die eine multiperspektivische Betrachtung geradezu herausfordern, was die Erstellung einer konsistenten Terminologie zusätzlich erschwert. Werden verschiedene Beschreibungskategorien in die Definitionen eingebracht und so etwa Herkunftseigenschaften mit räumlichen oder funktionalen Eigenschaften vermischt, resultiert entweder ein Begriffsgefüge, das jede Kombination der verschiedenen Eigenschaften abzudecken versucht und damit zwangsläufig ausufert oder die Begriffe werden gleichzeitig über- und unterdeterminierend, sodass sich einige Phänomene mehreren Definitionen und andere keiner Definition zuordnen lassen.

2.1.2.2 *Text Encoding Initiative (TEI)*

Ein äusserst umfangreiches Begriffsinstrumentarium zur Beschreibung von Textphänomenen ist in den letzten Jahrzehnten im Rahmen der *Text Encoding Initiative* (kurz: TEI) entstanden. Die 1987 gegründete Organisation TEI verfolgt das Ziel, mit einem gleichnamigen elektronischen Dokumentenformat einen Standard zur Codierung von Texten zu etablieren, der wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Dazu hat die heute als Konsortium organisierte Gemeinschaft von Wissenschaftler:innen in einem steten Entwicklungsprozess ein inzwischen über 1900-seitiges Richtlinienwerk geschaffen, das die standardisierte Codierung von Texten und Dokumenten aller Art in einer auf dem XML-Format basierenden Metasprache ermöglichen soll.¹⁴ Tatsächlich ist TEI in den Digital Humanities so bereits zu einem De-facto-Standard für die Textrepräsentation geworden – einem der wenigen internationalen geisteswissenschaftlichen Standards überhaupt, wie Christof Schöch feststellt.¹⁵

14 Die Richtlinien werden vom TEI-Konsortium kontinuierlich weiterentwickelt. Die jeweils aktuelle Version wird auf der Website des Konsortiums in verschiedenen Dateiformaten veröffentlicht. Direkte Zitate beziehen sich nachfolgend auf Version 4.0.0 von *TEI P5: Guidelines for Electronic Text Encoding and Interchange* (tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/en/Guidelines.pdf).

15 Christof Schöch: *Ein digitales Textformat für die Literaturwissenschaft. Die Richtlinien der Text Encoding Initiative und ihr Einsatz bei Textkonstitution und Textanalyse*, in: *Romanische Studien* 4 (1), 2016, S. 325–364, hier S. 336.

Ein Grundprinzip von TEI ist, dass die Benutzenden selbst festlegen können, mit welchem Fokus und in welcher Tiefe die zu erschliessenden Werke codiert werden. Wer nach TEI codiert, legt sich den eigenen Bedürfnissen entsprechend ein Schema zurecht, das sich auf spezifisch ausgewählte Elemente aus den umfassenden Richtlinien beschränkt. Wie schon am Umfang des Richtlinienwerks abzulesen ist, hat TEI dabei den Anspruch, zumindest potenziell die Erfassung möglichst aller Textphänomene bis ins Detail zu antizipieren. So gebe es »mittlerweile kaum noch ein editionswissenschaftlich relevantes Phänomen, das nicht in der einen oder anderen Form, meist sogar nach mehreren unterschiedlichen Strategien, in TEI repräsentiert werden könnte«. ¹⁶ Mit 500 bis 600 verschiedenen (englischsprachigen) Begriffen ¹⁷ stehen den Codierenden unterdessen so viele Elemente zur Auswahl, dass die Richtlinien gemäss Schöch gar als Nachschlagewerk funktionieren: »In der Tat sind die Richtlinien der TEI inzwischen zu einem Kompendium textwissenschaftlich relevanter Phänomene geworden, das diese definiert, beschreibt, voneinander abgrenzt und an Beispielen illustriert und hohen Informationswert hat.« ¹⁸

Damit liegt die Erwartung nahe, mit den editionswissenschaftlich informierten TEI-Richtlinien über ein Instrumentarium zu verfügen, das auch für die Erfassung von Lese- und Gebrauchsspuren Vorgaben macht und so in diesem Bereich typologische und terminologische Orientierung bietet. Wie Laura Estill gezeigt hat, kann TEI diesen Erwartungen indes (noch) nicht entsprechen. Selbst für den prominentesten Fall von Lesespuren, für die Marginalien, hat sich in der TEI-Gemeinschaft kein Minimalkonsens zur Frage ergeben, wie man diese Textphänomene adäquat codieren soll. ¹⁹ Damit ist für die Lesespurenforschung jedoch nicht nur die Interoperabilität zwischen verschiedenen TEI-Korpora gefährdet, weil unterschiedliche Codierungsweisen den analytischen Zugriff erschweren. Wesentlicher noch ist die Einsicht, dass sich die theoretischen Probleme der Lesespurenforschung auch mit dem Aufkommen digitaler Methoden und Standards in den Editionswissenschaften nicht einfach auflösen.

Wie Michael Sperberg-McQueen schon 1991 festgehalten hat, ist jedes Codierungsschema »in some sense a theory of the texts it is intended to

16 Ebd., S. 337.

17 Vgl. Lou Burnard: *What is the Text Encoding Initiative? How to add intelligent markup to digital resources*, 2014, Kapitel ›The TEI and XML‹, Abschnitt 10.

18 Schöch, Ein digitales Textformat für die Literaturwissenschaft, S. 341.

19 Laura Estill: *Encoding the Edge. Manuscript Marginalia and the TEI*, in: *Digital Literary Studies* 1 (1), 2016, S. 62–78.

mark up«. ²⁰ Egal, ob man ein Manuskript in ein gedrucktes Buch oder in ein digitales Textformat codiert, solche Vorgänge sind immer mit editorischen – und damit texttheoretischen – Entscheidungen verbunden. Bei der Codierung in TEI sind diese Entscheidungen bloss auf eine neue Weise sichtbar. TEI-Codierungsschemata sind immer hierarchisch strukturiert, alle beschriebenen Elemente müssen also anderen Elementen untergeordnet werden. Zentral ist dabei die Unterscheidung des `<teiHeader>` vom `<text>`: Das erste Tag dient dazu, die Metadaten (inklusive materieller Aspekte) und den Codierungsprozess eines Werks zu beschreiben, unter dem zweiten Tag wird dann dessen Text transkribiert und codiert. Im Codierungsprozess stellt sich somit schon ganz zu Beginn die Frage, ob Lesespuren dem Paratext oder dem Text zuzuordnen sind. Im Fall von handschriftlichen Dokumenten empfehlen die TEI-Richtlinien, »any significant additions found within a manuscript or other object, such as marginalia or other annotations« unter dem Element `<additions>` und damit unter `<teiHeader>` zu erfassen. ²¹ Diese Lösung ist aber wenig zufriedenstellend, wie auch Estill findet, denn »if the marginalia is transcribed only in the `<additions>` element, it literally separates the marginalia from the text (and the `<text>`), which suggests that the marginalia is not, in fact, the text worth studying«. ²² In konkreten Projekten werden Marginalien denn auch noch mit vielen weiteren Tags versehen, zum Beispiel `<note>`, `<label>`, `<seg>`, `<milestone>` und `<argument>`. ²³

Lesespuren beschränken sich im Übrigen nicht auf Marginalien. Vielmehr handelt es sich bei Lesespuren um eine sehr heterogene Gruppe von Phänomenen, die sich erst durch einen spezifischen Fokus, nämlich auf Lektüreprozesse, konstituiert. Bisher gibt es in TEI kein Tag, mit dem sich alle Lesespuren eindeutig als solche kennzeichnen liessen. Theoretisch lässt sich die Phänomengruppe am ehesten dem Tag `<note>` zuordnen, das die Richtlinien für »a note or annotation« und »any additional comment found in a text, marked in some way as being out of the main textual stream« vor-

20 Michael Sperberg-McQueen: *Text in the Electronic Age. Textual Study and Text Encoding, with Examples from Medieval Texts*, in: *Literary and Linguistic Computing* 6 (1), 1991, S. 34–46, hier S. 34.

21 *TEI P5: Guidelines for Electronic Text Encoding and Interchange* (tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/en/Guidelines.pdf), S. 354.

22 Estill, *Encoding the Edge*, Kapitel »Encoding Marginalia: Existing Options and Practices«, Abschnitt 3.

23 Vgl. ebd., Abschnitt 4.

sehen.²⁴ Für diese Lösung spricht, dass <note> explizit Phänomene auf allen Positionen umfasst, »whether they appear as block notes in the main text area, at the foot of the page, at the end of the chapter or volume, in the margin, or in some other place«.²⁵ Fraglich ist indes, ob sich die definitonischen Begriffe ›annotation‹ und ›comment‹ wirklich auch auf Spuren wie An- und Unterstreichungen beziehen sollen.

Wenig hilfreich ist die Subsumierung der Lesespuren unter <note> aber vor allem, weil dieses Tag – auch aufgrund der Positionsunabhängigkeit – noch ganz andere Phänomene umfasst. Besonders deutlich wird das in *TEI Lite*, einer vereinfachten Version von *tei*, wo <note> explizit definiert ist als »[a]ll notes, whether printed as footnotes, endnotes, marginalia, or elsewhere«.²⁶ Aus editionswissenschaftlicher Sicht ist eine solch ausgreifende Kategoriensetzung unproblematisch, denn in *TEI* Codierende müssen sich nicht mit dieser weiten Definition von ›notes‹ begnügen. Je nach Bedarf kann man die unter diesem Tag zusammengefassten Phänomene durch weitere Attribuierung genauer spezifizieren. Die *TEI*-Richtlinien schlagen etwa vor, in einem nächsten Schritt die Position, die Referenzstelle und die Urheberschaft einer ›note‹ anzugeben. Nur: Wer sich von *TEI* in Sachen Lesespuren typologische Orientierung erhoffte, fällt spätestens damit wieder zurück auf die Ausgangsposition. Ob bei der Auswahl des Codierungsschemas, der hierarchischen Zuordnung der Elemente oder der Auswahl der weiteren Attribute: Es sind am Ende – beziehungsweise am Anfang – doch immer die Codierenden, die die relevanten typologischen Entscheide treffen müssen.

Bereits auf dieser sehr oberflächlichen Ebene wird somit klar, warum die Lesespurenforschung von *TEI* mitnichten die Lösung ihrer theoretischen Probleme erwarten kann. Editionswissenschaft kann (auch in ihrer digitalen Ausprägung) kein Ersatz für die Erarbeitung texttheoretischer Grundlagen sein, vielmehr müssen sich editionswissenschaftliche Kenntnisse und texttheoretische Erkenntnisse in gegenseitiger Abhängigkeit entwickeln. Gerade weil es sich bei Lesespuren um noch kaum erforschte Phänomene handelt, vermag *TEI* auf dem Gebiet der Lesespurenforschung nur beschränkt Orientierung zu bieten. Die *TEI*-Richtlinien mögen inzwischen zwar einem

24 *TEI P5: Guidelines for Electronic Text Encoding and Interchange* (tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/en/Guidelines.pdf), S. 113.

25 Ebd.

26 Hier stellt sich zudem wieder die Frage, ob mit <note> nur ›printed notes‹ gemeint sind. Vgl. *TEI Lite: Encoding for Interchange: an introduction to the TEI* (tei-c.org/release/doc/tei-p5-exemplars/pdf/tei_lite.doc.pdf), S. 18.

Kompendium nahekommen, aber eben nicht einem Kompendium *aller* textuellen Phänomene, sondern nur von texttheoretisch bereits fassbaren. Und hier setzt mein Vorhaben ein, das eine exemplarische Erkundung und der Versuch einer Theoriebildung vor einer editionswissenschaftlichen Zurichtung des Untersuchungsgegenstands sein soll. TEI ist hierfür ein willkommenes und terminologisch durchaus inspirierendes Wissensreservoir, als Grundlage einer Lesespurentypologie kann die *Text Encoding Initiative* hingegen nicht dienen.

2.1.3 Einblicke

2.1.3.1 Marginalien

Im Zentrum der bisherigen Lesespurenforschung steht meist die ›Marginalie‹. Zahlreiche Verzeichnisse und theoretische Texte konzentrieren sich hauptsächlich oder ausschliesslich auf die unter diesem Latinismus gefassten Phänomene und der Begriff ist einer der ganz wenigen, der sich in der Lesespurenforschung sprachübergreifend etabliert hat (englisch und italienisch meist ›marginalia‹, französisch oft auch ›notes marginales‹).²⁷ Dennoch divergieren die Konzeptionen des Marginalienbegriffs auch innerhalb der jeweiligen Sprachen beträchtlich. In den Abhandlungen der bisherigen Lesespurenforschung lassen sich bei der Begriffskonzeption kaum übereinstimmende definitorische Kriterien ausmachen. Noch in Davide Giuriatos programmatischem Aufsatz *Prolegomena zur Marginalie* heisst es darum einleitend: »Was also ist eine Marginalie?«²⁸

Etymologisch leitet sich der Begriff von ›margo‹, also lateinisch für ›Rand‹ und ›Grenze‹ ab. Eine Gemeinsamkeit einiger Konzeptionen des Begriffs ist denn auch die charakteristische Position der so benannten Phänomene: Marginalien befinden sich am Rand einer Seite.²⁹ Die randständige Position

27 William Howard Sherman beschreibt, wie sich der Begriff in der (auf ältere Quellen fokussierten) Forschung gegen andere Termini durchsetzte, vgl. Sherman, *Used books*, S. 20–24.

28 Davide Giuriato: *Prolegomena zur Marginalie*, in: »Schreiben heißt: sich selber lesen«. Schreibszenen als Selbstlektüren, hg. von Davide Giuriato, Martin Stingelin und Sandro Zanetti, 2008, S. 177–198, hier S. 178.

29 In neuerer Zeit ist dabei meistens der Rand einer Buchseite gemeint. Es kommen aber – vor allem in historischer Perspektive – auch andere Medien als Träger von Marginalien infrage, zum Beispiel Manuskripte. Vgl. dazu Erwin Koppen: *Marginalien*, in: Kleines literarisches Lexikon. Dritter Band: Sachbegriffe, hg. von Horst Rüdiger und Erwin Koppen, 1966, S. 250.

einer Lesespur ist indes weder notwendiges noch hinreichendes Kriterium zur Auszeichnung als Marginalie.³⁰ Wie nachfolgend gezeigt wird, gibt es sowohl Lesespuren am Rand von Buchseiten, die nicht als Marginalien bezeichnet werden, wie auch als Marginalien bezeichnete Phänomene, die sich im Satzspiegel und damit nicht am Seitenrand befinden. Jedenfalls erschöpft sich die Definition der Marginalie nicht in einer blossen Positionsbestimmung.

Schon 1947 hat der Voltaire-Forscher Vladimir Sergeevič Ljublinskij für die Bibliothek des französischen Philosophen rund dreissig Lesespurarten unterschieden.³¹ Im grössten Editionsprojekt der modernen Lesespurenforschung, dem *Corpus des notes marginales de Voltaire*, wird denn auch eine Vielzahl an verschiedenartigen Lesespuren berücksichtigt. Eselsohren werden ebenso in das Verzeichnis aufgenommen wie eingelegte Papierstreifen und mit Stiften angefertigte Zeichen. Von Ljublinskijs Typologie übernehmen die Herausgeberinnen des *Corpus des notes marginales de Voltaire* aber nur eine Unterscheidung explizit: In der Einleitung zum ersten Band differenzieren die Herausgeberinnen zwischen »notes écrites« und »notes muettes«³² (russisch »знаков чтения, как текстовых, так и немых«,³³ englisch »written notes« und »mute notes«³⁴). Den »notes écrites« gilt ihr vorrangiges Interesse, da diesen »le plus de valeur«³⁵ zugeschrieben wird; im Verzeichnis werden die »notes écrites« zusammen mit dem Text, auf den sie sich beziehen, transkribiert. Zugleich betonen die Herausgeberinnen aber auch die Bedeutung der »notes muettes«, denen »une place importante dans l'ensemble de signes de lecture« zukomme und die deshalb ebenfalls

30 Explizit macht das Moulin, die darauf hinweist, dass bei ihr der Terminus »im Folgenden aufgrund seiner Geläufigkeit in der Forschungsliteratur in einem weiten Sinn benutzt [wird], er weist dabei nicht ausschliesslich auf die räumliche Dimension der Platzierung am Blattrand hin«. Siehe Moulin, Rand und Band, S. 19.

31 Der ursprünglich russischsprachige Text Ljublinskijs liegt auch in einer (späteren) deutschen Übersetzung vor: W. S. Ljublinski: *Randbemerkungen Voltaires*, in: Voltaire-Studien, hg. von W. S. Ljublinski, 1961, S. 75–144, hier S. 76.

32 Larissa Albina, Tamara Voronova, Susanna Manévitch: *Introduction*, in: *Corpus des notes marginales de Voltaire*, hg. von Olga Golubiéva, Tamara Voronova und Susanna Manévitch, 1979a–1994, S. 27–38, hier S. 28.

33 Larissa Albina, Tamara Voronova, Susanna Manévitch: *Введение*, in: Golubiéva, Voronova, Manévitch, *Corpus des notes marginales de Voltaire*, S. 13–25, hier S. 15.

34 Larissa Albina, Tamara Voronova, Susanna Manévitch: *Introduction*, in: *Corpus des notes marginales de Voltaire*. A–Buzonnière, hg. von Tamara Voronova, Natalia Elaguina und Susanna Manévitch, 2008b, S. 39–51, hier S. 41.

35 Albina, Voronova, Manévitch, *Introduction*, S. 28.

mitsamt Referenztext Eingang in das Verzeichnis finden.³⁶ Zu den ›notes muettes‹ werden zum Beispiel An- und Unterstreichungen sowie »différents signes graphiques«³⁷ gezählt. Eine explizite Definition beziehungsweise Abgrenzung der Begriffe ›notes écrites‹ und ›notes muettes‹ bleiben die Herausgeberinnen freilich schuldig.

Trotz vager Begriffsbestimmung hatte die im *Corpus des notes marginales de Voltaire* gemachte Unterscheidung zwischen ›notes écrites‹ und ›notes muettes‹ grossen Einfluss auf die Lesespurenforschung – insbesondere auf die deutschsprachige. In der deutschen Fassung der Einleitung werden die beiden Begriffe nämlich mit »›textlichen‹ und ›stummen‹ Marginalien«³⁸ übersetzt. Genau diese Übersetzungsvariante, die von der russischen, französischen und englischen Terminologie im Voltaire-Korpus signifikant abweicht, fand in der deutschsprachigen Forschung prominente Nachfolger. Sechzehn Jahre später tauchen die Begriffe in Vorbereitung auf die Edition der Marginalien von Marx und Engels bei Richard Sperl wieder auf,³⁹ durch den die dichotomische Terminologie dann Eingang findet in die *Karl Marx Friedrich Engels Gesamtausgabe* (kurz: MEGA), wo die Metaphorik noch etwas ausgebaut wird und schliesslich die Rede ist von »›textlichen oder ›sprechenden‹« und »›grafischen oder ›stummen‹ Marginalien«.⁴⁰ Weitere 16 Jahre nach Sperl kann Atze die metaphorischen Begriffe schliesslich ohne Anführungs- und Schlusszeichen verwenden und konstatieren: »Diese Fachbegriffe haben sich als termini technici etabliert und finden mittlerweile auch andernorts Verwendung.«⁴¹

36 Ebd., S. 31.

37 Ebd.

38 Larissa Albina, Tamara Voronova, Susanna Manévitch: *Einleitung*, in: Golubiéva, Voronova, Manévitch, *Corpus des notes marginales de Voltaire*, S. 39–51, hier S. 40f. Keine Hervorhebung im Original.

39 Wie Albina et al. suggeriert auch Sperl, bei der Unterscheidung zwischen ›textlichen‹ und ›grafischen‹ Lesespuren handle es sich um einen breit abgestützten wissenschaftlichen Konsens, tatsächlich berufen sich beide bloss auf Ljublinskij (siehe Anm. 31), vgl. Richard Sperl: *Die Marginalien in den Büchern aus den persönlichen Bibliotheken von Marx und Engels. Ihr Stellenwert für biographische und wissenschaftsgeschichtliche Forschungen – Möglichkeit und Grenzen ihrer Edition*, in: editio. Internationales Jahrbuch für Editions-wissenschaft, hg. von Winfried Woesler, 1995, S. 141–168, hier S. 145.

40 Manfred Neuhaus, Hans-Peter Harstick: *Einführung*, in: *Die Bibliotheken von Karl Marx und Friedrich Engels. Annotiertes Verzeichnis des ermittelten Bestandes*, hg. von Hans-Peter Harstick, Richard Sperl und Hanno Strauß, 1999, S. 7–84, hier S. 22f.

41 Ein Beleg für eine anderweitige Verwendung findet sich bei ihm aber nicht, vgl. Atze, *Libri annotati*, S. 21.

Folgeschwer ist die deutsche Übersetzungsvariante deshalb, weil der Begriff der Marginalie damit implizit von seiner Etymologie entfernt wird. Spätestens wenn – wie im Voltaire-Korpus und in der Folge auch in der MEGA – sogar Unterstreichungen als (stumme/grafische) Marginalien bezeichnet werden, geraten Phänomene in das Begriffsfeld, die sich nicht mehr nur am Rand eines Texts aufhalten. Und dadurch verliert der Marginalienbegriff eben den Bezug zu seinem einzigen einigermaßen übergreifenden Definitionskriterium: der randständigen *Position*. Insofern kann es auch nicht erstaunen, wenn in der deutschen Einleitung des *Corpus des notes marginales de Voltaire* der Marginalienbegriff bisweilen gleich synonym mit ›Lesespuren‹ verwendet wird und es an einer Stelle heisst: »Eine weitere Gruppe von Marginalien stellen Lesezeichen ohne handschriftliche Bemerkungen, umgekniffte Ecken und lange schmale Streifen dar.«⁴² Eine derart umfassende Begriffsverwendung, die materielle Grenzen sprengt und selbst Eselsohren noch als Marginalien erfasst, hat sich in der Forschung dann zwar nicht durchgesetzt. Die von der Position der Lesespuren absehbende Begriffsverwendung ist heute aber auch ausserhalb des deutschen Sprachraums verbreitet. Im Projekt *Melville's Marginalia Online* zum Beispiel sind mit ›marginalia‹ nicht etwa am Seitenrand befindliche Phänomene gemeint, vielmehr dient der titelgebende Begriff als Hyperonym für »annotations« und »markings«.⁴³ Auch hier werden Unterstreichungen also implizit als Marginalien bezeichnet.

2.1.3.2 Annotationen

Mit der ›Annotation‹, oder englisch eben ›annotation‹, ist bei *Melville's Marginalia Online* ein weiterer in der Lesespurenforschung und angrenzenden Feldern oft verwendeter Terminus aufgeworfen. Auch hierbei handelt es sich um einen Begriff mit höchst unterschiedlicher Verwendungsweise.

Das Wort geht auf das Lateinische zurück und setzt sich etymologisch zusammen aus dem Präfix ›ad-‹ und dem Verb ›notare‹, welches wiederum aus dem Substantiv ›nota‹ für »Kenn-, Merk-, Schrift-, Tonzeichen, Anmerkung« beziehungsweise »Kennzeichen, Zeichen, Merkmal, Schrift, typographische Zeichen« abgeleitet ist.⁴⁴ Auch im Deutschen, Englischen und Französischen noch klingt der Begriff der Annotation an die Verben

42 Albina, Voronova, Manévitch, Einleitung, S. 49.

43 Siehe *Introduction to the Catalog*, in: *The Online Catalog of Books and Documents Owned, Borrowed and Consulted by Herman Melville* (melvillesmarginalia.org/).

44 Siehe *Note*, in: *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, hg. von Wolfgang Pfeifer, 1993, S. 933, und *notieren*, in: Kluge. *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Spra-*

›notieren‹, ›to note‹ oder ›noter‹ an und befindet sich damit in der Nähe von ›schreiben‹.⁴⁵ Implizit wird der Begriff denn auch oft im Sinn *schriftlicher* Lesespuren verstanden, zum Beispiel im *Kommentierten Katalog der nachgelassenen Bibliothek von Johannes Bobrowski*, wo Dalia Bukauskaitė Annotationen als »Randbemerkungen Bobrowskis zum Text«⁴⁶ definiert, oder im erwähnten Digitalisierungsprojekt zu Herman Melvilles Bibliothek. Dort werden »annotations« auf schriftliche Phänomene beschränkt, indem sie von »markings« unterschieden werden; es heisst dort jeweils, ein bestimmtes Exemplar sei »marked and annotated«.⁴⁷

Gar keine Rolle spielt das Schriftkriterium in Bezug auf den Begriff der Annotation hingegen im neueren Digitalisierungsprojekt *Derrida's Margins*. Die Annotation ist dort kein unter-, sondern ein übergeordneter Terminus. So gelten auch jene Seiten als »annotated pages«, die zum Beispiel nur Anstreichungen aufweisen, und die Facette »Annotation Type« in der Suchfunktion umfasst Auswahlmöglichkeiten wie »underlining«, »circling«, »arrow« und explizit auch »nonverbal annotation«.⁴⁸

Es ist vermutlich kein Zufall, dass der Begriff der Annotation in der Lesespurenforschung damit gerade durch ein Projekt wieder prominent gemacht wird, das im Bereich der Digital Humanities anzusiedeln ist. In digitalen Kontexten findet der Terminus bereits seit Längerem grossflächig Verwendung und insbesondere im weiten Bezugsfeld zwischen Informatik und Linguistik haben sich zahlreiche ausgreifende Konzepte rund um den Begriff der Annotation etabliert.⁴⁹ Eine Entlehnung des Begriffs für die Be-

che, hg. von Elmar Seebold, 2011, S. 660. Vgl. auch *annotate*, in: *The Concise Oxford Dictionary of English Etymology*, hg. von T. F. Hoad, 1996.

45 Vgl. dazu auch Martin Fischer: *Schrift als Notation*, in: *Schrift, Medien, Kognition. Über die Exteriorität des Geistes*, hg. von Peter Koch und Sybille Krämer, 1997, S. 83–101, hier S. 99. Fischer hält ›Notation‹ für einen »neutraleren« Terminus als ›Schrift‹.

46 Dalia Bukauskaitė: *Kommentierter Katalog der nachgelassenen Bibliothek von Johannes Bobrowski*, 2006, S. XXXIX.

47 Siehe *Introduction to the Catalog*, in: *The Online Catalog of Books and Documents Owned, Borrowed and Consulted by Herman Melville* (melvillemarginalia.org/). Keine Hervorhebung im Original.

48 Siehe *Interventions*, in: *Derrida's Margins* (derridas-margins.princeton.edu/).

49 So hat Georg Rehm unlängst festgehalten: »The annotation of textual information is one of the most fundamental activities in Linguistics and Computational Linguistics including neighbouring fields such as, among others, Literary Studies, Library Science and Digital Humanities.« Siehe Georg Rehm: *Observations on Annotations*, in: Nantke, Schlupkothén, *Annotations in Scholarly Editions and Research*, S. 299–323. Tatsächlich hat sich in der (Computer-)Linguistik um den Begriff der Annotation herum eine eigene Forschungsrichtung gebildet, vgl. Nancy Ide, James Pustejovsky (Hg.):

lange der digitalen Lesespurenforschung ist daher durchaus naheliegend. Seit den 1990er- und 2000er-Jahren machen sich beispielsweise verschiedene Forschungsgruppen aus den *Human-Computer Studies* Gedanken darüber, wie man das Annotieren auf Papier in digitale Techniken überführen kann.⁵⁰ Interessant sind diese Bemühungen aus Sicht der Lesespurenforschung, weil die Forschenden dazu naturgemäß das Annotieren beziehungsweise die Hinterlassenschaften dieser Praktiken selbst erst konzeptualisieren müssen. Und tatsächlich zeigen sich hierbei ähnliche Differenzen, wie sie auch in der stärker geisteswissenschaftlich ausgerichteten Lesespurenforschung zu finden sind. Während etwa die Gruppe um Ilia Ovsianikov bloße Markierungen ebenfalls als Annotationen ansieht,⁵¹ distanzieren sich Daniela Fogli et al. ausdrücklich von dieser Auffassung, wenn sie schreiben:

On the whole, a human creates an annotation using a set of graphical elements which s/he considers meaningful (letters, elements of an alphabet, icons). S/he uses visual identifiers and visual links whenever s/he considers necessary to make the link between annotation and base clearer. This stance is different for example from the one in [Ovsianikov et al.], where marking is considered as a form of annotation and visual linking not explicitly considered.⁵²

Wo die Grenzen des Annotationsbegriffs verlaufen (sollen), ergibt sich also auch in dieser Forschungsperspektive nicht von selbst, sondern ist Gegenstand von definitorischen Aushandlungen und variiert je nach Anwendungskontext.

Gemeinsam ist den unterschiedlichen Annotationskonzepten auf dem angesprochenen Feld zwischen Informatik und Linguistik derweil ihre funktionalistische Ausrichtung. Sei es in der (Hyper-)Textlinguistik, der Computerlinguistik, der Programmierung, im Semantic Web oder in weiteren Bereichen, Annotationen werden im dortigen Verständnis immer intentional und zweckgerichtet gedacht. Der Annotationsbegriff folgt auf

Handbook of Linguistic Annotation, 2017. Für eine disziplinenübergreifende Einordnung des Begriffs siehe auch Julia Nantke, Frederik Schlupkoth: Introduction, in: Nantke, Schlupkoth, *Annotations in Scholarly Editions and Research*, S. 1–17.

⁵⁰ Vgl. dazu auch den Absatz *AufBildschirmen* in Abschnitt 4.2.1.5.

⁵¹ Ilia A. Ovsianikov, Michael A. Arbib, Thomas H. McNeill: *Annotation technology*, in: *International Journal of Human-Computer Studies* 50, 1999, S. 329–362, hier S. 335.

⁵² Daniela Fogli, Giuseppe Fresta, Piero Mussio: *On electronic annotation and its implementation*, in: *Proceedings of the working conference on Advanced visual interfaces*, hg. von Maria Francesca Costabile, 2004, S. 98–102, hier S. 98.

diesem Feld – bei aller konzeptionellen Diversität – einer Verengung seines etymologischen Gehalts: Annotieren heisst in diesem Sinn nicht nur *Zeichen produzieren*, sondern Zeichen zu *einem bestimmten Zweck* produzieren.

Eine Definition, die dem Bereich der Lesespurenforschung etwas näher ist, bietet das Projekt *forTEXT*, in dem »einsteigerfreundlich aufbereitete Methodenbeschreibungen, Textsammlungen und Tools – von der Digitalisierung über die digitale Annotation zur digital unterstützten Interpretation und Visualisierung von Literatur« erarbeitet werden.⁵³ Der Annotation wird dabei eine zentrale Rolle zugeschrieben, so werden »Textannotation und Textanalyse« als »die beiden wichtigsten Aktivitäten der hermeneutischen Texterschließung« bezeichnet.⁵⁴ Das Glossar des Projekts beschreibt den Begriff der Annotation wie folgt: »Die manuelle oder automatische Hinzufügung von Zusatzinformationen zu einem Text. Bereits eine *Kursivierung* oder **Fettung** können in einem weiten Begriffsgebrauch als Annotationen bezeichnet werden.«⁵⁵ Die Funktion, die mit diesem Annotationskonzept fokussiert wird, ist also die der Informationshinzufügung.

Typisch für solche Definitionen ist die implizite Unterscheidung von Annotationsbasis (in diesem Fall ein Text) und der eigentlichen Annotation, der immer die Form eines Zusatzes, die Eigenschaft der Sekundarität eignet. Bemerkenswert ist indes, wo das Glossar von *forTEXT* die Grenze zwischen der Basis und der Sekundarität zieht: Wird ein Text in seiner konkreten Erscheinung modifiziert, kann das im weiten Begriffsgebrauch bereits eine Annotation sein.

Übertrüge man dieses Begriffsverständnis auf das Feld der Lesespurenforschung, wären Phänomene wie Hervorhebungen durch Textmarker oder mit Bleistiften angebrachte Unterstreichungen ebenfalls Annotationen. Doch auch dieser weite Begriffsgebrauch, der auch das umfasst, was die Typografie »Auszeichnung« nennt, liesse sich mit Grenzfällen konfrontieren: Wären Streichungen von gedruckten Textpassagen mittels Stiften wie auf Abbildung 2 ebenfalls als »Hinzufügung von Zusatzinformationen« anzusehen? Oder wäre das dann eher eine Informationsmodifikation oder gar -subtraktion und damit allenfalls keine Annotation? Aus philologischer Sicht ist das keine einfache Frage und ihre Beantwortung hängt von der jeweiligen Perspektivierung ab.

Hätte Mann die Möglichkeit gehabt, den ihm nur gedruckt vorliegenden Text in digitaler Form zu lesen, hätte er die gestrichene Stelle hier mög-

53 Siehe Über *forTEXT* auf der Website von *forTEXT* (fortext.net/).

54 Ebd.

55 Siehe *Glossar* in ebd. Hervorhebungen im Original.

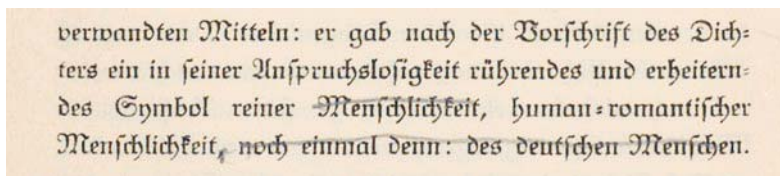


Abbildung 2: Streichung mit Bleistift – eine Annotation?

Quelle: *Thomas Mann 1042*, Bild 433.

licherweise einfach gelöscht. Nun haben wir es hier aber mit einer anderen, spezifisch materiellen Konstellation zu tun, denn es handelt sich um einen *gedruckten* Text, der sekundär mit einem *Stift* bearbeitet wurde. Materiell gesehen, wurde hier nichts ersetzt, sondern dem gedruckten Text wurde, wenn man so will, die Information hinzugefügt, dass da ein Stift am Werk war.

2.1.3.3 Weitere Begriffe

Es ist wohl die terminologische Weite, die den Begriff der Marginalie und auch den der Annotation für viele (deutschsprachige) Publikationen mitunter als nicht anschlussfähig erscheinen lässt. Zahlreiche Verzeichnisse weichen jedenfalls auf weitere alternative Begriffe aus, um Spuren von Stiften in Büchern zu bezeichnen, und sorgen damit für noch mehr terminologische Varianz.

Nahezu die einzigen Konstanten bilden hierbei die ›Anstreichungen‹ und die ›Unterstreichungen‹, die für sich genommen allgemein verständlich scheinen und demnach kaum einer Spezifizierung bedürfen. Tatsächlich werden An- und Unterstreichungen aber nur bei detailliert verzeichnenden Katalogen oder Editionen als solche bezeichnet und separat ausgewiesen, so zum Beispiel in den Verzeichnissen der Bibliothek Bertolt Brechts oder der philosophischen Bibliothek Paul Celans.⁵⁶ In vielen Publikationen werden sie mit anderen Phänomenen zu grösseren Gruppen zusammengefasst, die definitorisch weniger transparent sind. Das Beispiel der ›stummen/grafischen Marginalien‹ ist nur eines unter vielen. Im Nietzsche-Katalog heissen sie »Zeichen, die semantisch keine Bedeutung haben«,⁵⁷ im Kipphardt-Verzeichnis wird die Anstreichung selbst kurzerhand zum Sammelbegriff

56 Erdmut Wizisla, Helgrid Streidt, Heidrun Loeper: *Die Bibliothek Bertolt Brechts. Ein kommentiertes Verzeichnis*, 2007; Alexandra Richter, Patrik Alac, Bertrand Badiou (Hg.): *La Bibliothèque philosophique*, 2004. Im letzteren Fall werden die Anstreichungen sogar noch spezifiziert zu *Randanstreichungen*, vgl. ebd., S. XXVIII.

57 Maria Cristina Fornari: *Kriterien zur Erschließung der Bibliothek Nietzsches*, in: *Nietzsches persönliche Bibliothek*, hg. von Giuliano Campioni, Paolo D'Iorio, Maria Cristina Fornari, Francesco Fronterotta und Andrea Orsucci, 2003, S. 79–92, hier S. 92.

für weitere Zeichen wie »Frage- und Ausrufezeichen, Kreuzchen, Pfeile« erklärt,⁵⁸ ebenso im Broch- und im Bobrowski-Katalog, wobei in diesen beiden die Unterstreichungen wiederum nicht unter den Sammelbegriff der Anstreichung fallen.⁵⁹ In der MEGA werden innerhalb der »stummen Marginalien« noch »Merkzeichen« von An- und Unterstreichungen unterschieden, der T-PRO hingegen versteht unter »Merkzeichen« (vermutlich) auch ebendiese An- und Unterstreichungen – und so weiter.

Diesen Gruppen werden dann eben oft nicht nur »Marginalien« oder »Annotationen«, sondern noch viele weitere Begriffe gegenübergestellt. Klaus Amann erfasst bei Broch neben den An- und Unterstreichungen auch »Randbemerkungen«, von denen er wiederum »Notizen auf Titelblättern, hinteren oder vorderen Einbanddeckeln und Vorsatzblättern« sowie »Exzerpte und/oder Notizen auf losen Blättern oder Zetteln« unterscheidet und so die Position der Phänomene zu einem mitentscheidenden Definitionskriterium macht.⁶⁰ Ähnliches schlägt ja auch der T-PRO vor, der neben »Marginalien« und »Merkzeichen« noch »Notizen« kennt und diese über ihre Position identifiziert. Weniger systematisch gehen die Herausgeber der Publikation zur Bibliothek von Max Beckmann vor. Im Untertitel dieses Bandes werden »Kommentare« und »Notizen« angekündigt, in der editorischen Einleitung dann »Bemerkungen« und »Eintragungen« erwähnt.⁶¹ Sven Hanuschek erfasst für das Kipphardt-Verzeichnis ebenfalls keine »Marginalien«, sondern »Eintragungen« beziehungsweise »[h]andschriftliche Einträge«⁶² und im Nietzsche-Verzeichnis unterscheidet man die bereits zitierten »Zeichen ohne semantische Bedeutung« von »Anmerkungen: bzw. Glossen«.⁶³

Bukauskaitė grenzt von den »Annotationen« die sogenannten »Aufzeichnungen« ab, »d. h. Notizen Bobrowskis, die keine Anbindung an eine konkrete Textstelle des Bandes aufweisen (Exzerpte, weiterführende Gedanken, Zitate, handschriftliche Register, Werkstufen etc.)«.⁶⁴ Anders als bei Amann und im T-PRO ist bei Bukauskaitė damit nicht die Position, sondern die Re-

58 Sven Hanuschek: *Heinar Kipphardts Bibliothek. Ein Verzeichnis*, 1997, S. 14.

59 Klaus Amann, Helmut Grote: *Die »Wiener Bibliothek« Hermann Brochs. Kommentiertes Verzeichnis des rekonstruierten Bestandes*, 1990, S. XXX; Bukauskaitė, *Kommentierter Katalog der nachgelassenen Bibliothek von Johannes Bobrowski*, S. XXXIX.

60 Amann, Grote, *Die »Wiener Bibliothek« Hermann Brochs*, S. XXX.

61 Peter Beckmann, Joachim Schaffer (Hg.): *Die Bibliothek Max Beckmanns. Unterstreichungen, Kommentare, Notizen und Skizzen in seinen Büchern*, 1992, S. XII.

62 Hanuschek, *Heinar Kipphardts Bibliothek*, S. 14 f.

63 Fornari, *Kriterien zur Erschließung der Bibliothek Nietzsches*, S. 92.

64 Bukauskaitė, *Kommentierter Katalog der nachgelassenen Bibliothek von Johannes Bobrowski*, S. XXXIXf.

ferenz der Lesespur entscheidend. Eine ähnliche Terminologie und Typologie finden sich im Verzeichnis zu Hugo von Hofmannsthals Bibliothek, was insofern nicht erstaunt, als Bukauskaitė an dieser Publikation massgeblich mitgearbeitet hat. Auch zwischen dem Bobrowski- und dem Hofmannsthal-Katalog herrscht jedoch keine vollständige Kongruenz, so wurde in letzterem der Begriff ›Aufzeichnungen‹ durch »Notizen« ersetzt und dabei das Kriterium der Position wieder stärker gemacht.⁶⁵

2.1.3.4 *Dichotomie*

In der begrifflichen Gemengelage dieser Publikationen sind, wie unschwer zu erkennen ist, kaum Konstanten auszumachen. Immerhin eine *Tendenz* der modernen Lesespurenforschung lässt sich aber schon in der Einleitung zum *Corpus des notes marginales de Voltaire* erkennen: die bisweilen strikte Zweiteilung der mit Stiften gefertigten Lesespuren. Die auf Ljublinskij zurückgehende Unterscheidung in ›stumme‹ und andere Zeichen ist hierfür das schillerndste Beispiel – und dabei auch besonders prekär. So handelt es sich sowohl bei den deutschen Begriffspaaren ›textlich/stumm‹ beziehungsweise ›textlich/grafisch‹ als auch bei den russischen, französischen und englischen Pendanten terminologisch gesehen um *Pseudodichotomien*. In keiner der erwähnten Sprachen bilden die gewählten Begriffe präzise Gegensätze ab. ›Stumm‹ ist weder das begriffliche Gegenteil von ›geschrieben‹ noch von ›textlich‹, letzteres wiederum ist nicht das Gegenstück zu ›grafisch‹. Zudem haben die Begriffe auch einzeln je problematische Implikationen. Noch am unverfänglichsten ist ›geschrieben‹, wobei sich ausgerechnet bei Lesespuren eben oft die entscheidende Frage stellt, ob ein Phänomen schon (oder noch) als *Schrift* zu bezeichnen ist, weshalb der Begriff analytisch nicht viel weiterhilft.

Ähnlich verhält es sich mit dem Begriff ›textlich‹. Hat ein einzelnes Ausrufezeichen zum Beispiel tatsächlich textlichen Charakter? ›Grafisch‹ seinerseits ist schon etymologisch ein ungleich umfassenderer Begriff, der sich auf alle konkret realisierten Zeichen anwenden lässt, mithin ganz besonders auch auf *geschriebene*. Und ›stumme‹ ist zumindest hinsichtlich des metaphorischen Gehalts fragwürdig. Ein Zeichen, das – um in der Metaphorik zu bleiben – gar nichts *aussagt*, ist wohl undenkbar.

Will die Zweiteilung der Lesespuren beziehungsweise Marginalien schon terminologisch nicht recht gelingen, bereitet diese in typologischer Hinsicht erst recht Schwierigkeiten. Dass im Voltaire-Korpus die theoretische Frage,

65 Hugo von Hofmannsthal: *Sämtliche Werke XL. Bibliothek*, 2011, S. VIII f.

wo die Grenze zwischen ›geschriebenen‹ und ›stummen‹ Zeichen verläuft, nicht beantwortet wird, bleibt dort noch folgenlos, da beide Lesespurgruppen gleichermaßen in das Verzeichnis aufgenommen werden. Relevanter ist die Unterscheidung in der MEGA, wo die Marginalien nicht transkribiert, sondern nur über Seitenangaben verzeichnet werden. Die Dichotomie zwischen ›sprechenden/textlichen‹ und ›stummen/grafischen‹ Marginalien formatiert hier die Verweise, weshalb eine genauere Umschreibung der Begriffe vonnöten ist:

Als ›sprechende‹ oder *textliche Marginalien* gelten Worte, Buchstaben, Zahlen sowie Ausrufe- und Fragezeichen. Zu ihnen zählen auch Berichtigungen von Druckfehlern oder Ungenauigkeiten im Text, die Marx und Engels häufig vornahmen. Jene Seiten, auf denen textliche Marginalien auftreten, werden im Fettdruck hervorgehoben.

Unter ›stummen‹ oder *graphischen Marginalien* werden An- und Unterstreichungen sowie Merkzeichen (Kreuze, Sternchen, Punkte usw.) verstanden. Die Angabe von Seiten, auf denen sich graphische Marginalien befinden, erfolgt in normalem Druck.⁶⁶

Einzelbuchstaben und Zahlen wie auch Ausrufe- und Fragezeichen werden hier also auf die Seite der Schrift beziehungsweise des Texts geschlagen, andere Zeichen wie Kreuze bleiben auf der ›stummen‹ Seite. Bezüglich Ausrufe- und Fragezeichen genau umgekehrt verfährt hingegen das Verzeichnis von Bobrowskis Bibliothek, wo diese Zeichen »als Anstreichungen behandelt« werden.⁶⁷ Gleiches gilt für die Bibliothekskataloge zu Kipphardt und Broch, in letzterem heisst es zudem präzisierend, eine Lesespur müsse »mindestens Wortcharakter haben«, um nicht als Anstreichung zu gelten.⁶⁸

Strikt dichotomisch organisiert ist auch die Typologie von *Melville's Marginalia Online*. Auf der Ebene der einzelnen Lesespuren wird hier nur nach den bereits erwähnten Typen ›annotations‹ und ›markings‹ differenziert. Wo die Grenze zwischen den beiden Typen verläuft, explizieren die Begleittexte nicht. Adjektivisch werden die mit diesen Lesespuren versehenen Exemplare beziehungsweise Seiten aber als »marked« und »inscribed/annotated«

66 Richard Sperl: *Grundsätze zur Einrichtung und Benutzung des Verzeichnisses*, in: Harstick, Sperl, Strauß, *Die Bibliotheken von Karl Marx und Friedrich Engels*, S. 84–97, hier S. 92. Hervorhebungen im Original.

67 Bukauskaitė, *Kommentierter Katalog der nachgelassenen Bibliothek von Johannes Bobrowski*, S. XXXIX.

68 Amann, Grote, *Die »Wiener Bibliothek« Hermann Brochs*, S. XXX.

bezeichnet, was den Unterschied zwischen den beiden Gruppen implizit verdeutlicht: Die einen Stellen sind ›markiert‹, die anderen ›beschrieben‹.⁶⁹ Analog zum Voltaire-Korpus wird hier die *Schrift* zum massgeblichen Distinktionsmerkmal von Lesespuren.

Für eine systematische Lesespurenphänomenologie können solche Grenzbeziehungen keine Details bleiben. Eine meiner leitenden Hypothesen ist, dass Lesespuren potenziell am Umbruch von Lese- und Schreibprozessen entstehen und damit als ambivalente Phänomene gelten müssen. Ob ein Zeichen schon als Schrift und damit als Produkt eines Schreibprozesses zu taxieren ist, ist damit durchaus von grosser Bedeutung. Eine Unterscheidung von Lesespuren anhand des Schriftbegriffs, ohne den Bedeutungsumfang dieses Begriffs und die damit einhergehenden Konsequenzen zu diskutieren, scheint mir deswegen methodisch heikel, gerade im Hinblick auf epistemologische und poetologische Fragestellungen. Zumal in der Stummheitsmetaphorik wie schon in der Marginaliendefinition des T-PRO (Marginalien sind dort »nicht *nur* Merkzeichen«)⁷⁰ anklingt, dass in der Forschung – verständlicherweise – nicht allen Lesespuren derselbe Bedeutungsgehalt zugesprochen wird.

Da sich diese Abgrenzungen (zum Beispiel über editorische Entscheidungen)⁷¹ auch auf die Untersuchung der Phänomene auswirken, verdient es genaue Aufmerksamkeit, wie die Unterschiede zwischen den Phänomenen formalisiert und (de)codiert werden.⁷² Die dichotomische Un-

69 Siehe *Introduction to the Catalog*, in: *The Online Catalog of Books and Documents Owned, Borrowed and Consulted by Herman Melville* (melvillemarginalia.org/).

70 Siehe Seite 31. Im Original keine Hervorhebung.

71 So werden, um ein besonders prägnantes Beispiel zu nennen, im fünften Band des handschriftlichen Nachlasses von Arthur Schopenhauer dessen *Randschriften* verzeichnet, wobei dieser Begriff durchaus wörtlich zu nehmen ist. Wie Arthur Hübscher schreibt, konnte es in seiner Publikation »nicht darum gehen, jedes Ausrufungs- und Fragezeichen, jeden Randstrich Schopenhauers wiederzugeben: wir hätten diesem Band vielleicht zehn weitere zur Seite stellen müssen«. Vgl. Arthur Hübscher: *Schopenhauer und das Buch*, in: *Der handschriftliche Nachlass*, hg. von Arthur Hübscher, 1966–1975, S. VII–XXXVIII, hier S. XXXIV. Grundlegende Gedanken über editorische Fragen bei der Erschliessung von Lesespuren finden sich auch bei Rüdiger Nutt-Kofoth: *Author's Reading—Author's Literary Production. Some Reflections on the Editing of Reading Notes in German Critical Editions*, in: *Reading Notes*, hg. von Dirk van Hulle und Wim van Mierlo, 2004, S. 293–302.

72 Moulin wiederum unterscheidet gemäss ihren Symptomwerten ›sprachliche‹ von ›nicht-sprachlichen‹ Annotationen. Zu letzteren zählt sie »Zeichnungen, Kritzeleien, Merkzeichen oder An-/Unterstreichungen, die zum Gesamtbild der Erhebung von

terscheidung von Lesespuren entlang der genannten Parameter ist in dieser Hinsicht grundsätzlich problematisch: Das Beispiel der Ausrufe- und Fragezeichen, die sich je nach Typologie mal dies- und mal jenseits der Grenze befinden, weist darauf hin, dass es sich bei dieser Zweiteilung der Lesespuren um ein forciertes Konstrukt handelt. Es wird eine Dichotomie postuliert, wo die Zeichen in einem Kontinuum stehen.

2.1.3.5 Korrekturen

Eine zweite Tendenz der für den gegenwärtigen Forschungsstand repräsentativen Publikationen besteht darin, die in Bibliotheken zahlreich vorkommenden Korrekturphänomene gesondert zu behandeln.⁷³ Zwar ist wie bei allen Lesespuren auch der Umgang mit diesen von Hand angefertigten Korrekturen reichlich divers, in den unterschiedlichen Verzeichnissen findet sich von der gänzlichen Ausgliederung bis zur vollständigen Integration der Korrekturen alles. So oder so werden sie aber vielfach typologisch und terminologisch separiert. Gegenüber anderen, (vermeintlich) reichhaltigeren schriftlichen Lesespuren erscheinen diese Mikrophänomene oft nebensächlich – und werden editorisch in der Folge auch so behandelt.⁷⁴

In der Einleitung zum ersten Band des Voltaire-Korpus heisst es noch, der letzte Band werde dann »stilistische Verbesserungen und Korrekturen Voltaires in den Werken anderer Autoren« aufnehmen.⁷⁵ Diese Ergänzung wurde im Nachfolgeprojekt aber nicht mehr realisiert.⁷⁶ Anscheinend gelten diese Phänomene sogar für ein Verzeichnis von »notes marginales« noch als zu marginal. Bukauskaitė hingegen erkennt die Bedeutung der Korrekturen

Annotationsspuren gehören und bei einem ganzheitlichen Analysezugang nicht außer Acht gelassen werden sollten«. Siehe Moulin, Rand und Band, S. 26.

73 Diese Tendenz hat ihrerseits eine längere Tradition, so werden Korrekturen auch in der Glossenforschung explizit ausgegrenzt, vgl. Stricker, Definitorisches Vorklärungen, S. 28.

74 Eine Ausnahme bildet hier die MEGA, die unter dem Begriff der Marginalie auch Korrekturphänomene sammelt – womit dort nach den Unterstreichungen erneut Phänomene als Marginalien bezeichnet werden, die auch im Satzspiegel stehen können, vgl. Sperl, Grundsätze zur Einrichtung und Benutzung des Verzeichnisses, S. 94.

75 Albina, Voronova, Manévitch, Einleitung, S. 50.

76 Nachdem die Arbeit am *Corpus des notes marginales de Voltaire* zwischenzeitlich eingestellt wurde, kam die Edition seiner Marginalien 2019 nach insgesamt rund vierzig Jahren doch noch zum Abschluss. Der letzte Band dieser Reihe ist gleichzeitig der 145. Band der *Œuvres complètes de Voltaire*. Siehe Voltaire: *Notes et écrits marginaux conservés hors de la Bibliothèque nationale de Russie. Complément au Corpus des notes marginales de Voltaire*, 2019.

zumindest teilweise an, exkludiert die Mehrheit dieser Phänomene aber aus quantitativen Gründen aus dem Bobrowski-Katalog:

Nicht vollständig wiedergegeben sind nur die zahlreichen Druckfehlerverbesserungen, inhaltlichen Korrekturen und Konjekturen Bobrowskis, etwa im Briefwechsel Johann Georg Hamanns, die den Rahmen dieser ohnehin umfangreichen Arbeit gesprengt hätten. Lediglich einige wichtige Verbesserungen werden paradigmatisch vorgestellt, um Bobrowskis Vorgehen zu demonstrieren.⁷⁷

Ähnlich argumentiert Arthur Hübscher, der sich bei der Publikation der *Randschriften* Arthur Schopenhauers ebenfalls zur Beschränkung gezwungen sah. Hübscher verzichtet nicht nur auf die Wiedergabe der Anstreichungen, Frage- und Ausrufezeichen (siehe Anm. 71), sondern auch einiger Korrekturen. Er liefert aber auch gleich selber eine Begründung, warum es sich bei dieser Entscheidung um eine schwierige (und potenziell schwerwiegende) handelt:

Es konnte nicht einmal darum gehen, die zahlreichen Druckfehlerverbesserungen und Konjekturen Schopenhauers, etwa zu den Werken Platons, des Aristoteles, Shakespeares vollständig zu verzeichnen. Sie sind – für eine Zeit, in der die neuen, von Wilhelm Grimm und Lachmann entwickelten Methoden der Textkritik vielfältiger Anwendung entgegen sahen – manchmal bemerkenswert genug. Man sieht, um ein Beispiel für manche andere zu geben, mit Überraschung, wie die Textverbesserungen in Schleiermachers Heraklit bereits wesentliche Ergebnisse der neueren Textkritik vorwegnehmen. Wir haben versucht, aus der Fülle des Materials solche wichtigen Verbesserungen herauszuheben – Vollständigkeit in der Wiedergabe aller dieser Korrekturen und Konjekturen hätte nochmals einen eigenen Band erfordert.⁷⁸

Die vermeintlich nebensächlichen Mikrophenomene erhalten bei Hübscher in historischer Perspektive besonderen philologischen Wert, der durch einen (vollständigen) Ausschluss der Korrekturen unbeachtet bliebe – so, wie jeder Ausschluss von Phänomenen aus dem editorischen Prozess zu einem

77 Bukauskaitė, Kommentierter Katalog der nachgelassenen Bibliothek von Johannes Bobrowski, S. XXXIX.

78 Hübscher, Schopenhauer und das Buch, S. XXXIV.

potenziellen Ausschluss von Erkenntnissen führt. Ein inhärentes Ziel von Lesespurenverzeichnissen, dass sie nämlich den Gang in die entsprechenden Archive grösstenteils ersetzen können, führt im Umkehrschluss eben auch dazu, dass die zugrundeliegenden Archivalien noch seltener im Original erkundet werden. Lesespurenverzeichnisse geben damit ganz entscheidend vor, welche Phänomene als Lesespuren (und überhaupt) wahrgenommen werden. Umso problematischer ist deswegen der Umstand, dass die Leser:innen der Verzeichnisse wie bei anderen Zeichentypen auch bei Korrekturen kaum je erfahren, aufgrund welcher Kriterien diese Phänomene von anderen unterschieden werden.

Die Praxis, Korrekturen nicht in die jeweiligen Verzeichnisse aufzunehmen, impliziert jedenfalls zwei Annahmen: *erstens*, dass eine strikte Unterscheidung von Korrekturen gegenüber anderen Lesespuren möglich ist, und *zweitens*, dass eine solche sinnvoll ist. Beides möchte ich im Sinn einer unvoreingenommenen Sichtweise zumindest am Anfang dieser Studie infrage stellen.

2.2 Spurtypen in Privatbibliotheken

2.2.1 Prolog zum Spurbegriff

Wenn ich in dieser Arbeit den Begriff der ›Lesespur‹ bislang unhinterfragt von der Forschung übernommen habe, so ist eine Thematisierung dieser Begriffsverwendung nun überfällig. Aufgrund der doppelten Implikation des Kompositums sind dazu gleich zwei Rückwärtsschritte erforderlich: Zu hinterfragen ist nicht nur der Begriff der ›Lesespur‹, sondern der der ›Spur‹ an sich.

Beim Begriff der Spur handelt es sich um einen wissenschaftshistorisch stark aufgeladenen Terminus. In den Theoriegefügen von Sigmund Freud, Walter Benjamin, Jacques Derrida, Carlo Ginzburg und weiteren nimmt der Begriff jeweils eine wichtige Stellung ein. Von enzyklopädischer Seite her wird dem Terminus denn auch »verstärkt kulturtheoretische Relevanz« zugeschrieben.⁷⁹ Als jüngstes Beispiel für diese Entwicklung seien die medienphilosophischen Aufsätze von Sybille Krämer genannt, die der übergreifenden Konzeptualisierung des Begriffs gewidmet sind. In ihren Auf-

79 Lutz Hengst: *Spur*, in: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe, hg. von Ansgar Nünning, 2008, S. 673 f.

sätzen stellt Krämer bestimmte Merkmale heraus, die eine Spur als solche charakterisieren.⁸⁰ Ein zentrales Definitionskriterium von Spuren ist für sie deren »Unmotiviertheit«: Gemäss Krämer werden Spuren »nicht gemacht, sondern unabsichtlich hinterlassen«, andernfalls handle es sich um »inszenierte Zeichen« und nicht um Spuren.⁸¹

Von Unterstreichungen und erst recht von Marginalien lässt sich nun sicher nicht behaupten, sie seien unabsichtlich oder unmotiviert entstanden – womit sich (zumindest, wenn man Krämer folgt) unweigerlich die Frage stellt, ob Lesespuren überhaupt als Spuren gelten können. Das Ziel der folgenden Ausführungen ist es deshalb, schrittweise eine systematische Typologie und Terminologie zur Beschreibung und Untersuchung derjenigen Phänomene zu entwickeln, die bisher vereinfachend als Lesespuren bezeichnet wurden. Dazu kläre ich zunächst, inwiefern man bei den untersuchten Phänomenen von ›Spuren‹ sprechen kann. Danach komme ich von den ›Gebrauchsspuren‹ zu den ›Lesespuren‹ und den ›Stiftsspuren‹, um schliesslich zum Neologismus der ›stiftlichen Lesespuren‹ zu gelangen.

Meine Spurdefinition, mit der ich vorderhand operiere, ist weit minimalistischer und gleichzeitig umfassender als jene von Krämer: Eine Spur ist der spezifisch formierte Rückstand von etwas nicht mehr Anwesendem. Entscheidend ist bei dieser Definition das Primat der *Form*, denn versucht man hinter den Begriff der Spur zurückzukommen und das als Spur Bezeichnete phänomenologisch zu fassen, wird man zunächst immer bei einer bestimmten Form landen, die erst sekundär als Spur aufgefasst werden kann.

Anders als kulturtheoretische Ansätze, die dabei auch abstrakte Formen als Spuren in Betracht ziehen (zum Beispiel Erinnerungen in der Psychoanalyse), gehe ich in meinen Ausführungen immer von konkreten materiellen Phänomenen aus. Was man als Spur bezeichnet, ist in meinem Sinn also erst mal nichts Anderes als spezifisch formiertes Material. Zur Spur wird dieses Material erst durch die interpretierende Person, die es als Hin-

80 In einem Aufsatz von 2007 führt Krämer zehn Merkmale auf, vgl. Sybille Krämer: *Was also ist eine Spur? Und worin besteht ihre epistemologische Rolle? Eine Bestandesaufnahme*, in: *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*, hg. von Sybille Krämer, Werner Kogge und Gernot Grube, 2007, 11–33. Im Folgenden beschränke ich mich auf den jüngeren Aufsatz von 2016, der noch sechs Merkmale erwähnt, vgl. Sybille Krämer: *Spuren, Graphé, Wissenskünste. Zur Episteme der Spur*, in: *Der Spur auf der Spur*, hg. von Sandie Attia, Ingrid Streble, Nathalie Le Bouëdec und Alice Volkwein, 2016, S. 19–30.

81 Ebd., S. 20.

weis auf das nun Abwesende versteht – und es damit zur Spur macht. Oder umgekehrt: Wenn etwas nicht als Spur interpretiert wird, ist es keine Spur, sondern blosses Material.

Dieses konstruktivistische Moment ist in der theoretischen Forschung weitgehend unbestritten. So stellt Thomas Bedorf fest, dass Spuren »nicht einfach gelesen, sondern konstruiert«⁸² werden, und auch Krämer hält Spuren für beobachterabhängig und konstatiert: »Es ist der Kontext gerichteter Interessen und selektiver Wahrnehmung, welcher aus bloßen ›Dingen‹ wie Kerben, Auftragungen oder Abrieb dann Spuren hervorgehen lässt. Spuren entstehen somit im Auge des Betrachters.«⁸³ Entscheidend ist nun, wie viel Deutungsmacht man den Betrachtenden zumisst beziehungsweise durch welche externen Faktoren man den Begriff weiter eingrenzt.

Wie bereits erwähnt, differenziert Krämer mit dem Motiviertheitskriterium zwischen Spuren und inszenierten Zeichen. Darüber hinaus unterscheidet sie Spuren zudem anhand eines temporalen Kriteriums (›Zeitenbruch‹) von ›Indizes‹. Während Spuren sich durch eine Ungleichzeitigkeit des Spurenhinterlassens und Spurenlesens auszeichnen würden, zeige ein Index Gleichzeitiges an. Krämer illustriert diesen Unterschied mit dem bekannten Beispiel: Der Rauch sei keine Spur eines Feuers, sondern ein Index, da er gleichzeitig mit dem Feuer auftrete; erst die Asche könne als Spur des Feuers gelten.

Dieses zeitliche Kriterium ist implizit auch in meiner oben genannten Spurdefinition enthalten. Erkennt man ein Phänomen als Spur, also als Hinweis auf etwas *nicht mehr* Anwesendes, ist das gleichbedeutend mit einer Erfahrung von Nachzeitigkeit. Dieses temporale Argument ist derweil so manchem Folgeverhältnis inhärent. Daraus ein Distinktionsmerkmal zwischen Spuren und indexikalischen Zeichen zu machen, erscheint mir nicht zwingend. Im Gegensatz zum Spurenlesen ist die Nachzeitigkeitserfahrung dem Erkennen von Indizes zwar nicht notwendigerweise inhärent, aber auch nicht unter allen Umständen fremd. Es scheint deshalb, dass Spuren nicht etwas grundsätzlich Anderes als Indizes, sondern viel eher eine bestimmte Unterart von diesen sind.

In seinem Aufsatz *Spuren am Rande zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität* macht Uwe Wirth denn auch keine entsprechende Differenzierung

82 Thomas Bedorf: *Spur*, in: Wörterbuch der philosophischen Metaphern, hg. von Ralf Konersmann, 2007, S. 401–420, hier S. 402.

83 Krämer, Spuren, Graphé, Wissenskünste, S. 20.

zwischen Spuren und Indizes.⁸⁴ Vielmehr dient ihm just das Feuer-Rauch-Beispiel dazu, auf die schwierige Unterscheidbarkeit zwischen intentional und nichtintentional verursachten Phänomenen einzugehen. Wirth weist in diesem Zusammenhang auf zwei Formen von Indexikalität bei Charles Sanders Peirce hin:

Genuine Indexikalität eignet all jenen Phänomenen, die *sich zeigen, ohne es zu wollen*. Degenerierte Indexikalität ist eine Eigenschaft all jener Handlungen, mit denen *etwas gezeigt werden soll*. Problematisch an der Unterscheidung, die Peirce zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität trifft, ist der Eindruck, man könne immer eindeutig zwischen diesen beiden Formen unterscheiden. Dies ist aber keineswegs der Fall. Denken wir an das oben genannte Beispiel: Rauch für Feuer. Rauch kann einfach nur als Symptom dafür gedeutet werden, dass es brennt. Er kann aber auch als Rauchzeichen, also als Signal gedeutet werden. In diesem Fall kommt es zu einer Überlagerung – zu einer Interferenz – von genuiner und degenerierter Indexikalität.⁸⁵

Genau die gleiche Deutungsproblematik zeigt sich in der Praxis bei Krämers Unterscheidung zwischen Spuren und inszenierten Zeichen. So kann auch Asche die Folge einer intentionalen Handlung sein. Wenn ein Feuer etwa absichtlich entzündet wurde, ist die Asche danach zwar immer noch die Spur eines Feuers, sie kann gleichzeitig aber auch als inszeniertes Zeichen fungieren (im Fall von ›verbrannter Erde‹ sogar als ein sprichwörtliches). Und Wirth führt noch weitere Entscheidungsprobleme vor:

Besonders schwierig wird es, wenn man nicht sicher ist, ob ein Symptom echt oder gefälscht ist. Hat man den Verdacht, dass jemand eine Krankheit nur vortäuscht, dann muss man entscheiden, ob das, was man als Symptom zu sehen meint, ein genuiner Index oder aber ein inszenierter genuiner Index ist. Anders ist der Fall gelagert, wenn jemand eine Täuschung vornimmt, die so leicht zu durchschauen ist, dass man den

84 Uwe Wirth: *Spuren am Rande zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität*, in: Deixis. Vom Denken mit dem Zeigefinger, hg. von Heike Gfrereis und Marcel Lepper, 2007, S. 181–195. Man beachte dazu auch die entsprechenden Überlegungen in Wirth, *Lese-spuren als Inskriptionen*.

85 Wirth, *Spuren am Rande zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität*, S. 184. Hervorhebungen im Original. Die ursprüngliche Unterscheidung findet man in Charles Sanders Peirce: *Vorlesungen über Pragmatismus*, 1991, S. 48 f.

Verdacht hat, der Täuscher möchte, dass die Täuschung durchschaubar bleibt. Dieses »non-deceptive pretending« ist eine beliebte Strategie bei ironischen Äußerungen und bei fiktionalen Texten: In beiden Fällen werden genuine Indices in Szene gesetzt, wobei der Inszenierungscharakter so offensichtlich ist, dass der inszenierte genuine Index zugleich den Charakter eines degenerierten Index bekommt und deshalb als Signal für Fiktion respektive Ironie gedeutet wird.⁸⁶

Solche oder ähnliche Unterscheidungsschwierigkeiten sind bei Spuren aller Art zu erwarten. Die Differenzierung zwischen intentional und nicht-intentional verursachten Phänomenen erfordert Interpretationsleistungen, also Leistungen von epistemologischem und poetologischem Stellenwert. Auf diese Differenzierung vorderhand zu verzichten, ist für die vorliegende Arbeit darum auch ein methodischer Entscheid. Die Beurteilung, welcher Grad an Intentionalität zu einem bestimmten Phänomen geführt hat, soll nicht der Beginn, sondern allenfalls ein Zielpunkt der Untersuchungen sein.

Hier kann es helfen, sich noch etwas genauer mit Krämers Spurbegriff auseinanderzusetzen. Im Anschluss an ihre Spurdefinition führt Krämer ein medientheoretisches Konzept ein: die Unterscheidung von »Spuren« und »Boten«. Krämers Konzept basiert auf einer Kritik an der Medientheorie Friedrich Kittlers, der davon ausgehe, »dass Medien das, was sie übermitteln, zugleich auch erzeugen«.⁸⁷ Im Gegensatz dazu plädiert Krämer dafür, Medien im figurativen Sinn als Boten zu verstehen, die zwischen einer aktiven und einer empfangenden Instanz agieren und Botschaften lediglich übermitteln. In einer Inversion dieses Bildes konzeptualisiert Krämer dann die medientheoretische Funktionsweise der Spur. Bei der Spur sei die »Verteilung von Aktivität und Passivität« umgekehrt:

Spuren sind verursacht, aber nicht intendiert: sie haben keinen Auftraggeber. Andererseits werden Spuren doch »hervorgebracht«, und zwar dort, wo eine Markierung als eine Spur identifiziert und verfolgt wird, also auf Seiten der Spurenleser, deren Spürsinn Dinge überhaupt erst in Spuren von etwas verwandelt.⁸⁸

86 Wirth, Spuren am Rande zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität, S. 184 f.

87 Krämer, Spuren, Graphé, Wissenskünste, S. 24.

88 Ebd., S. 25.

Krämer führt ihr Konzept am medialen Beispiel der Kartografie vor. Verstehe man eine Karte als Boten, könne man sich dank der übermittelten kartografischen Informationen im Gelände zurechtfinden. Beim Spurenlesen nehme man eine andere Perspektive ein: »Wenn wir die Karte dagegen kulturtheoretisch als soziales Artefakt analysieren, behandeln wir sie als *Spur ihrer technischen und sozialen Herstellungsbedingungen*, die sich in die Karte eingeschrieben haben.«⁸⁹ Entscheidend an diesem Konzept ist, dass man diese zwei Perspektiven gemäss Krämer »gegenüber jeder Karte«, mithin also gegenüber jedem Medium einnehmen könne (jedoch nicht im gleichen Moment, denn »die Karte kann nur Gegenstand einer kritischen Spurensicherung werden, wenn sie *nicht zugleich* als ein handlungsorientierendes Instrument eingesetzt wird«).⁹⁰

Mit dem Boten-Spuren-Konzept verdeutlicht Krämer folglich ihr eigenes Kriterium der Unmotiviertheit von Spuren. Wie sie illustriert, kann man durchaus auch das Produkt intentionaler Handlungen – zum Beispiel eine Karte – als Spur behandeln. Nur hilft es, sich bewusst zu machen, dass *als Spuren inszenierte* Phänomene besser als Boten im Gewand von Spuren zu verstehen sind.

Behält man diese Differenzierung im Hinterkopf, spricht nichts mehr dagegen, vorderhand *jedes* materielle Phänomen als Spur anzusehen, sofern es sich in einem kausalen Verhältnis auf die Umstände seiner Formierung zurückführen lässt. Die entscheidende Frage ist also nicht, *ob* etwas eine Spur ist, sondern *wovon* etwas als eine Spur gelesen werden kann. Ob die Phänomene dabei Effekte intentionaler Handlungen sind, spielt zunächst keine Rolle.

Damit gerät selbstredend eine grosse Menge an Phänomenen in den Begriffsbereich der Spur, und das *Abwesende*, auf das die Spur verweist, kann ebenfalls freier konzeptualisiert werden. Auch offensichtlich inszenierte Zeichen wie *Schriftzeichen* werden nun als Spuren lesbar: Als Spuren ihres erzeugenden Mediums beispielsweise oder auch als Spuren eines Schreibens – einer unzweifelhaft intentionalen Handlung.

89 Ebd., S. 27. Hervorhebungen im Original.

90 Ebd. Hervorhebungen im Original.

2.2.2 Gebrauchsspuren

2.2.2.1 Materialität

Ein wesentlicher Grund, einen Text als physisches Buch zu formatieren, ist, ihn *handhabbar* zu machen. Kommt es zu solchen Handhabungen, hat das in vielen Fällen materielle Konsequenzen und hier setzt die vorliegende Studie an. Den äussersten Rahmen für in dieser Studie noch in Betracht kommende Phänomene bilden alle physischen Merkmale, die nach dem materiellen Produktionsprozess eines Buchs (beziehungsweise einer Druck-sache) entstanden sind und darauf schliessen lassen, dass jemand das Objekt in den Händen hatte.⁹¹ Diese Phänomene bezeichne ich nachfolgend als ›Gebrauchsspuren‹.

Der Begriff Gebrauchsspuren ist damit weit gefasst und sieht, wie der Begriff der Spur selbst, immer noch von der allfälligen Intentionalität der verursachenden Handlung ab. Er soll alle physischen Merkmale umfassen, die auf eine – im Wortsinn – *manifeste Rezeption* des Buchs hindeuten. Damit lassen sich Merkmale unterschiedlichster materieller Ausprägung als Gebrauchsspur bezeichnen: Kratzspuren von Fingernägeln gehören ebenso dazu wie Bestossungen, Verschmutzungen, ausgerissene Seiten oder zwischen die Seiten gelangtes Material. Strukturell gesehen, handelt es sich dabei um eine komplexe Vielfalt, so befinden sich gewisse Merkmale *auf* Papier, andere hingegen *zwischen* Papier und wieder andere *sind* Papier (beziehungsweise dessen Deformation). Phänomenologisch lässt sich diese Vielfalt zu drei materiellen Zustandsänderungen schematisieren: Materialabnahme, Materialzunahme und Umformung des bestehenden Materials.

Eine *Materialabnahme* hat bei Büchern fast zwangsläufig zerstörerischen Charakter. In Thomas Manns Nachlassbibliothek finden sich fast keine Spuren dieser Art. Nur selten fehlen in den Büchern Seiten, was jeweils auf ein mutmasslich unabsichtliches Herauslösen der betreffenden Seiten zurückzuführen ist. Einzig kleinere gezielte Eingriffe kann man ausmachen, wie etwa in einem Buch, das Benedetto Croce an Hans Feist widmete und in dem im fliegenden Vorsatz ein Teil einer Seite herausgeschnitten wurde.⁹² Drei

91 Vgl. in diesem Sinn auch Ursula Rautenberg: *Marginalie*, in: Reclams Sachlexikon des Buches, hg. von Ursula Rautenberg, 2003, S. 351. Rautenberg unterscheidet verschiedene Formen von Marginalien danach, ob sie »zur ursprünglichen Produktionseinheit des Buches gehören«.

92 Auf dem herausgeschnittenen Stück dürfte sich ein älterer Besitzvermerk befunden haben, der mutmasslich im Zuge der Widmung entfernt wurde. Bei dem Buch handelt es sich um *Thomas Mann 4206*, die entsprechende Seite ist ersichtlich auf Bild 3 und 5.

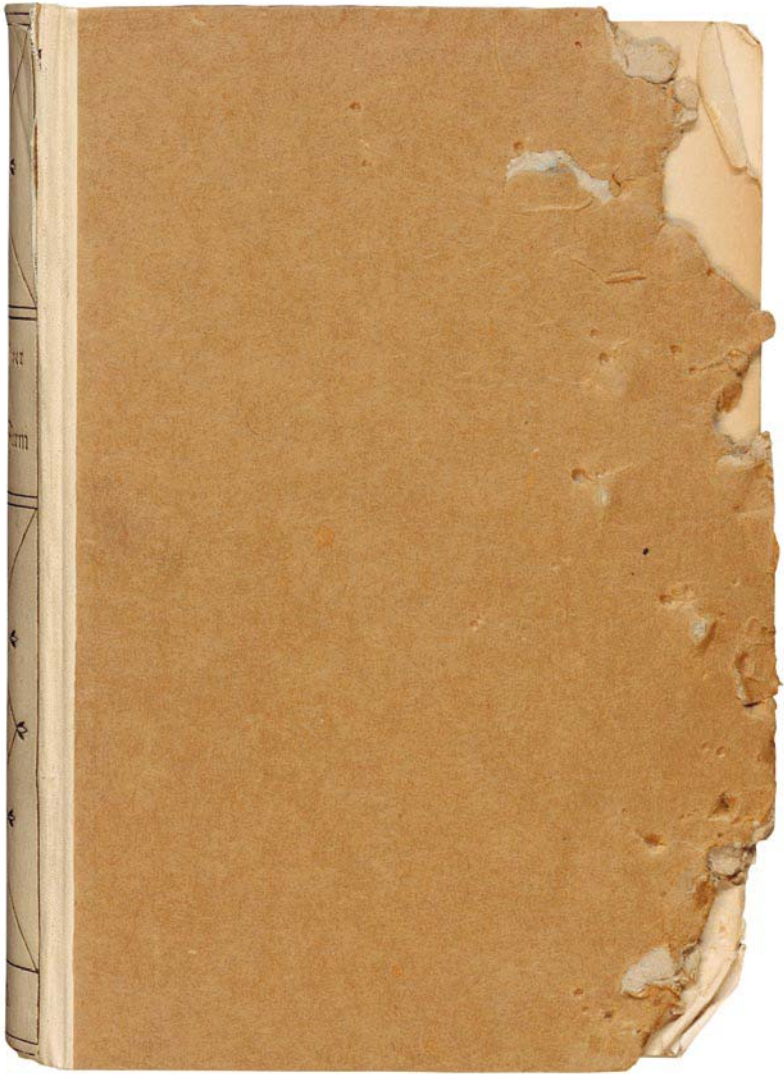


Abbildung 3: Cassirers *Freiheit und Form*, mit Bisspuren von Hund Niko.
Quelle: *Thomas Mann* 3563, Bild 1.

Bibliotheksexemplare weisen zudem kleine Brandlöcher auf, die möglicherweise auf den Gebrauch von Raucherwaren hindeuten.⁹³ Spuren eigentlicher biblioklastischer Handlungen hingegen sind keine zu verzeichnen. Seit der Archivierung der Nachlassbibliothek wird einer weiteren Materialabnahme zudem durch Restaurierungsmassnahmen aktiv entgegengewirkt.

Die Ergebnisse von *Materialdeformationen* sind im untersuchten Bestand derweil weit verbreitet. Das betrifft vor allem die üblichen Bereibungen, Bestossungen und kleinen Einrisse, die in jeder Bibliothek anzutreffen sind und die meist keinen spezifischen Informationswert haben. Gezielte Umformungen wie Eselsohren sind darüber hinaus kaum auszumachen. Bei den wenigen umgeknickten Ecken in Manns Büchern handelt es sich fast immer um unbeabsichtigte Beschädigungen, was man daran erkennt, dass sich die gleiche Spur in graduell ab- beziehungsweise zunehmender Intensität auch auf den umliegenden Seiten zeigt. Andere charakteristische Deformationen sind selten. Mit dem Buch, in das sich Niko, der Hund der Familie Mann, verbissen hat, sei jedoch auch hier eine Ausnahme vermerkt. Dieses Buch hat nicht nur eine einzigartige Deformation, sondern überdies auch einen beträchtlichen Materialverlust erlitten.⁹⁴

Die *Materialzunahme* ist ebenfalls eine häufig zu konstatierende Zustandsänderung in der untersuchten Bibliothek. Konkret ist damit das Hinzukommen eines grossen Spektrums an Materialien gemeint, die sich nun auf oder zwischen Buchseiten befinden und verschiedentlich von einem Gebrauch des entsprechenden Exemplars zeugen. Bezüglich Phänomenen auf den Buchseiten sind hier in erster Linie die zahlreichen Stiftspuren (siehe Abschnitt 2.2.4) zu erwähnen – auch wenn es sich hierbei nur um eine Materialzunahme in Form von Mikropartikeln handelt.⁹⁵ Substanzieller wären da eingeklebte Materialien, die in Manns Bibliothek im Sinn von Gebrauchsspuren jedoch selten vorkommen.⁹⁶

Zwischen den Seiten trifft man auf eine Fülle an Materialien. Die Möglichkeiten sind hier einzig beschränkt auf Materialien beziehungsweise Dinge,

93 *Thomas Mann 102*, Bild 204 und 205; *Thomas Mann 3413*, Bild 479–484; *Thomas Mann 40126*, Bild 3–11.

94 Das Buch enthält im Vorsatz einen Bleistifteintrag aus dem TMA »[von TM's Hund Niko zerfressen!]*«*, siehe *Thomas Mann 3563*, Bild 2.

95 Ähnlich verhält es sich mit Fingerabdrücken, die ebenfalls durch die Übertragung von Mikropartikeln entstehen.

96 Eines der wenigen Beispiele für eingeklebte Materialien ist zu sehen in dem kleinen, im TMA gebundenen Aufsatz *Thomas Mann 4781*, Bild 8.

die zwischen Buchseiten Platz haben.⁹⁷ Neben den erwartbaren Zetteln und anderen Papierstücken fanden und finden sich im untersuchten Korpus beispielsweise auch tote Spinnen und Insekten sowie Pflanzenbestandteile, Haare, Sandkörner und sogar eine Nagelfeile.⁹⁸ Dabei ist aber nicht nur das konkrete Material von Interesse, sondern auch die dem Fund implizite Information, dass das Buch an der Fundstelle schon einmal geöffnet gewesen sein muss. Materialien in den Büchern haben insoweit einen gewissen Aussagewert, als sich dank ihrer ein Buchgebrauch potenziell seitenspezifisch erkennen (und beispielsweise im Fall von Sandkörnern mit einiger Mutmassung auch geografisch verorten) lässt.

2.2.2.2 Reversibilität

Das Problem mit solchen Gebrauchsspuren ist freilich, dass ihr Einbezug in wissenschaftliche Argumentationen, die über eine reine Deskription hinausgehen, methodisch heikel ist. Im Gegensatz zu Phänomenen, die sich *auf* den Buchseiten befinden (diesen also anhaften), sind nicht eingebundene Materialien *zwischen* Buchseiten per definitionem beweglich – und ihr Informationswert damit labil. Das gilt in besonderem Mass für Materialien, bei denen man aufgrund ihrer Form davon ausgehen kann, dass sie gezielt in das Buch eingelegt wurden. Diese Materialien, die ich in Übereinstimmung mit dem T-PRO ›Einlagen‹ nenne,⁹⁹ zeichnen sich geradezu dadurch aus, dass sie *reversible* Gebrauchsspuren sind: Der Entscheid von Buchbenutzenden, sich einer

97 In diesem Sinn kann man Bücher auch »als ›Behälter« bezeichnen, siehe Gottfried Mälzer: *Das Buch als Fundgrube*, in: Aus dem Antiquariat (60), 1991, S. A 249–A 258, hier S. A 249.

98 Solche buchfremden Materialien fanden mitunter auch Eingang in das öffentlich zugängliche Excel-Verzeichnis *Liste Nachlassbibliothek* (tma.ethz.ch/archiv/bibliotheksbestaende-und-nachlassbibliothek.html). Ein Beispiel für eine Spinne findet sich im Exemplar *Thomas Mann 2407*, ersichtlich auf Bild 62, eines für Insekten in *Thomas Mann 3640*, Bild 71. Ein pflanzliches Exempel hat man in *Thomas Mann 3905*, ersichtlich auf Bild 109 und 110. Haare wiederum liegen in vielen Bibliotheksexemplaren einzeln zwischen den Seiten. Auf eine systematische Erfassung der Haare wurde angesichts des erheblichen Aufwands vor allem deshalb verzichtet, weil sie von allen möglichen Leuten stammen könnten – nicht zuletzt von denjenigen, die nach ihnen Ausschau hielten. Mehrere digitalisierte Fälle sieht man auf Bild 146 von *Thomas Mann 1747*. Sand- beziehungsweise Staubkörner wurden etwa in *Thomas Mann 3556* auf Bild 101 und 102 verewigt. Bei der Nagelfeile schliesslich handelt es sich um ein Exemplar aus Solingen, das vermutlich bereits zu Lebzeiten von Thomas Mann vertrieben wurde. Von wem die Nagelfeile tatsächlich stammt, konnte nicht eruiert werden. Sie lag in *Thomas Mann 23:1*, zwischen den Seiten 118 und 119 (nicht digitalisiert).

99 Der T-PRO kennt neben dem Oberbegriff ›Einlage‹ (Definition: »Einlage oder Beilage jeder Art, die Hinweise auf den Vorbesitzer gibt«) noch die untergeordneten Deskrip-

Einlage und nicht etwa eines Stifts zu bedienen, dürfte in vielen Fällen damit zusammenhängen, dass sich Einlagen beliebig verschieben oder wieder entfernen lassen. Nur selten hinterlassen Einlagen dabei selbst Spuren.¹⁰⁰

Im Gegensatz dazu lassen sich Deformationsspuren höchstens teilweise rückgängig machen (Eselsohren etwa können geglättet und schiefe Buchrücken durch Rückwärtsblättern begradigt werden). An Reversibilität ist die Einlage jedenfalls unübertroffen. Selbst wenn man herausfinden könnte, wer eine bestimmte Einlage in einem Buch hinterlassen hat – was schon schwierig genug ist –, müsste man darum noch klären, ob die Einlage seither nicht mehr verschoben wurde. Ohne weitere Informationen ist diese Beweisführung so gut wie unmöglich. Wie keine andere Gebrauchsspur ist die Einlage ein flüchtiges Phänomen.

Zwar gibt es durchaus Einlagen mit einem stabilen Informationswert, weil ihr Fundort dokumentiert ist, zum Beispiel in Form einer Notiz auf der Einlage selbst. Diese Ausnahmen bestätigen aber bloss die Regel von der Flüchtigkeit der Einlagen: Gerade weil es sich bei der Position um einen labilen Informationswert handelt, muss er über eine Zusatzinformation stabilisiert werden. Nicht zufällig handelt es sich bei diesen Notizen übrigens meist um Bleistiftspuren, also um *semireversible* Phänomene (siehe dazu Abschnitt 2.3.1).

Die häufigsten Einlagen in Manns Nachlassbibliothek sind Papierstücke in verschiedenen Grössen, Dicken und Formen. Materiell charakteristisch sind dabei die wiederholt anzutreffenden Notizkärtchen der Zigarettenhersteller *Laurens* und *Régie Turque*. Diese im Hochformat 9,1 auf 5 Zentimeter grossen, einseitig bedruckten Kärtchen aus dickerem Papier kommen in Manns Nachlassbibliothek in verschiedenen Versionen vor. Nur wenige von den insgesamt 27 Zigaretten-Notizkärtchen weisen jedoch Stiftspuren von Mann oder Fundortvermerke aus dem TMA auf. Ihre heutige Position ist darum jeweils mit Vorsicht zu deuten.

Noch weit stärker gilt das für die Einlagebänder, die sich in zahlreichen Büchern der Bibliothek erhalten haben. In der Regel ist bei diesen Bändern jeweils nicht einmal mehr zu entscheiden, ob sie überhaupt den Charakter einer *Gebrauchsspur* haben, da Einlagebänder immer schon vor dem Ge-

toren ›Einlage: Brief‹, ›Einlage: Fotografie‹, ›Einlage: Haar‹, ›Einlage: Lesezeichen‹, ›Einlage: Pflanze‹, ›Einlage: Zettel‹ sowie ›Einlage: Zettel: Zeitungsausschnitt‹.

100 Grosse Gegenstände wie die Nagelfeile (siehe Anm. 98) können Deformationen verursachen; (säurehaltige) Papiereinlagen führen mit der Zeit zu Papierverfärbungen, so kann man bisweilen von einer Verfärbung auf eine frühere Einlage schliessen, zum Beispiel in *Thomas Mann 2505*, ersichtlich auf Bild 283 und 284.

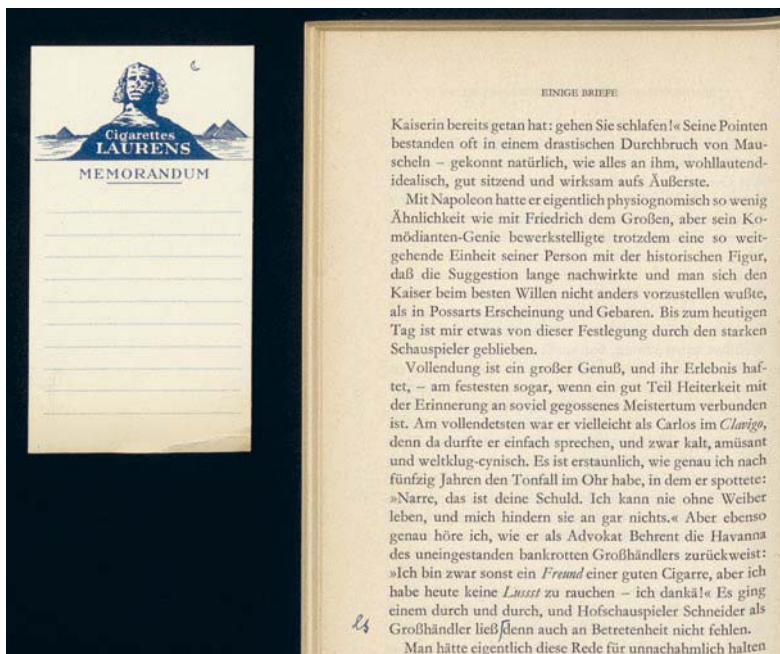


Abbildung 4: Notizkärtchen eines Zigarettenherstellers als Einlage.

Quelle: *Thomas Mann 1403*, Bild 799. In diesem Band finden sich elf solche oder ähnliche Kärtchen.

brauch eines Buchs in selbigem eingelegt waren. Ein allfälliger Gebrauch manifestiert sich in den Bändern erst durch den Wechsel von einer unbekannteren an die gegenwärtige Stelle. Die Positionen von Einlagebändern haben daher nur einen minimalen Indizienwert.

Das je spezifische Reversibilitätpotenzial zeigt sich damit als ein wichtiges Beurteilungskriterium von Gebrauchsspuren im Allgemeinen und von Einlagen im Besonderen. Das betrifft im Übrigen nicht nur die Position der Spuren, sondern auch die noch grundlegendere Frage, welche Gebrauchsspuren sich überhaupt erhalten. Die Reversibilität von Einlagen macht es beispielsweise möglich, dass Archive darüber bestimmen, was *in* ein beziehungsweise *zu* einem Buch gehören soll und was nicht. Während im TMA Einlagen, die potenziell von Thomas Mann sein könnten, konserviert und ihre Fundorte schriftlich stabilisiert werden,¹⁰¹ macht man Re-

101 Früher hat man im TMA gewisse Einlagen direkt beschriftet, zum Beispiel in *Thomas Mann 2505*, ersichtlich auf den Bildern 215, 217, 219, 227, 239, 245, 247, 307 und 405.

zeptionsspuren von anderen Personen, etwa von Archivbenutzenden, aktiv rückgängig.¹⁰² Zudem wurden in der Vergangenheit gewisse Materialien aus Büchern entfernt, um sie der archiveigenen Aufbewahrungsstruktur anzupassen: Lose Briefe in Büchern wurden in der Regel der Briefsammlung zugeführt. Ironischerweise führte gerade die archivarische Entfernung reversibler Gebrauchsspuren zu nur noch semireversiblen Gebrauchsspuren, indem die Ausgliederung der Einlagen im Buch durch eine Bleistiftnotiz festgehalten wurde – eine *Reversibilitätsspur* zweiten Grades, die der Spurlosigkeit der Einlagenentfernung entgegenwirken sollte.

In der Nachlassbibliothek ist freilich auch der umgekehrte Fall anzutreffen, dass man einigen Bibliothekseinheiten von aussen kommende Materialien mit eingebunden hat. Vor allem die losen Schutzumschläge wurden bei Neubindungen in das Buch verschoben, aber auch ganze Briefumschläge, in denen Mann Dokumente zugeschickt erhielt, hat man in manchen Fällen von der Verpackung zum Inhalt umfunktioniert. Beide der gegenläufigen Praktiken, die Entfernung wie auch die Fixierung von Gebrauchsspuren und zur individuellen Geschichte des Mediums gehörenden Materialien, sind von Belang, weil sie jeweils direkt die Wahrnehmung von Sinnzusammenhängen bezeugen und wiederum steuern.

2.2.2.3 Abgrenzung

Auch wenn der Begriff der Gebrauchsspur mit der vorgeschlagenen Definition weit gefasst ist, erstreckt er sich nicht auf alle physischen Merkmale, die ein Buch unikalieren. Von Gebrauchsspuren sind mindestens drei Gruppen von Phänomenen abzugrenzen, die ein konkretes Buch zwar ebenfalls materiell einzigartig machen können, aber nicht direkt durch einen Gebrauch bedingt sind:

1. *Rein produktionsbedingte unikale Merkmale* bieten für an Rezeptionsvorgängen Interessierte keinen unmittelbaren Erkenntniswert. Sie sind hier nur insofern relevant, als sie materiell ähnliche Formen aufweisen können wie Gebrauchsspuren und von diesen äusserlich bisweilen schwer zu unterscheiden sind. Das kann für Digitalisierungsprojekte zur Herausfor-

Im Projekt *Produktive Lektüre* wurde die Position aller Einlagen dann in besagtem Verzeichnis dokumentiert, siehe *Liste Nachlassbibliothek* (tma.ethz.ch/archiv/bibliothek/bestaende-und-nachlassbibliothek.html).

102 Eindeutig nach dem Tod Thomas Manns in die Bibliothek gelangte Einlagen wurden im Verlauf des Projekts *Produktive Lektüre* entfernt und unter genauer Angabe des Fundorts separat abgelegt. Sie erscheinen damit auch nicht auf den Digitalisaten.

derung werden, wenn bei digitalen Reproduktionen, je nach Bildqualität, beispielsweise nicht mehr ersichtlich ist, ob es sich bei einem dunklen Fleck um die Spur eines schwarzen Stifts, um verschmierte Druckertinte oder um einen auf die Papierproduktion zurückgehenden Fremdmaterialeinschluss handelt.

Auch andere produktionsbedingte unikale Merkmale lassen sich von Gebrauchsspuren nur durch eine Autopsie und mit einem Minimalwissen über (historische) Buchherstellungsprozesse unterscheiden. Hierbei ist jedoch festzuhalten, dass die Grenze zwischen Buchproduktion und -rezeption nicht universell gezogen werden kann, sondern etwa in Sachen Bucheinband sehr variabel ist. Wie in solchen Büchersammlungen üblich, befinden sich auch in Manns Nachlassbibliothek viele Exemplare, deren Einbände nicht auf ihre ursprüngliche Produktion zurückgehen und daher in gewisser Weise ebenfalls als Gebrauchsspuren zu bezeichnen sind.¹⁰³ Mehrere hundert Einheiten wurden zudem erst im TMA mit einem (neuen) Einband versehen. Diese Praxis, die in der Frühzeit des Archivs aus konservatorischen Gründen durchgeführt wurde, ist heute selbst ein wichtiger Teil der Bestandsgeschichte.¹⁰⁴

2. Gewissermassen das Gegenteil von Gebrauchsspuren sind Phänomene, die implizit auf einen Nichtgebrauch des Objekts schliessen lassen. Unter bestimmten Umständen können solche *Nichtgebrauchsindizien* negative Aussagen über den Gebrauch von Büchern erlauben und damit für die Untersuchung von Rezeptionsvorgängen interessant sein.

Ein einigermaßen zuverlässiges Nichtgebrauchsindiz sind unaufgeschnittene Seiten, die besonders bei Büchern mit Interimseinband vorkommen. Eine Lektüre von unaufgeschnittenen Seiten ist nicht oder nur erschwert möglich und zumindest diese Form des Gebrauchs damit unwahrscheinlich. Allerdings kann nicht jedes Buch mit unaufgeschnittenen Seiten als gänzlich ungelesen gelten, da sich Bücher auch partiell aufschneiden lassen und selbst bei vollständig unaufgeschnittenen Büchern viele Seiten problemlos einsehbar sind und eine teilweise Lektüre damit denkbar ist. Tatsächlich finden sich in Manns Bibliothek gleich

103 Thomas Mann selbst konnte dieses Wissen bei seinem Lesepublikum noch voraussetzen, siehe dazu GKFA 1.2, S. 411.

104 Paul Scherrer, der erste Leiter des TMA, hat diese Bindearbeiten des Archivs als »amtliche« beziehungsweise »konservierende Bibliophilie« bezeichnet und in einem archivhistorisch bemerkenswerten Vortrag die Vorgehensweise erläutert: *TMB Conv.* 9 Nr. 32.

mehrere Bücher, die unaufgeschnittene Seiten *und* An- und Unterstreichungen aufweisen.¹⁰⁵

Unaufgeschnittenen Seiten ähnlich können auch Schnittverzerrungen auf einen Nichtgebrauch von Büchern hindeuten. So kommt es durch den Farbüberzug von Buchschnitten zuweilen zu einer leichten Verklebung der Buchseiten, was sich beim ersten folgenden Blättern einmalig bemerkbar macht. Für den Zeitraum zwischen dem Anbringen der Schnittverzerrung – was nicht zwingend gleichzeitig mit der Buchproduktion geschehen muss – und dem Lösen der Verklebung können die entsprechenden Seiten als *ungeblättert* gelten.¹⁰⁶

Bei anderen Nichtgebrauchsindizien, wie etwa einem gleichmässig verstaubten Oberschnitt eines Buchs, ist es schon schwieriger, zu validen Aussagen zu kommen. Im Fall von Manns Nachlassbibliothek, die den Nutzer:innen des TMA schon seit mehr als sechs Jahrzehnten für Forschungszwecke zur Verfügung steht, hätte man sich möglicherweise noch bis vor Kurzem anhand der Staubablagerungen auf den Bibliotheksbüchern einen Eindruck von der Nutzungshäufigkeit der einzelnen Bände und damit von der Interessenlage der jüngeren Thomas-Mann-Forschung verschaffen können. Spätestens die physische Durchsicht der Bibliothek im Rahmen des Projekts *Produktive Lektüre* und ihre Dislokation aufgrund eines Archivumzugs in den Jahren 2016 und 2017 brachten diese flüchtigen Nichtgebrauchsindizien aber zum Verschwinden.

3. *Lagerungsbedingte Merkmale* wie Stockflecken oder Papierverfärbungen sind schliesslich Grenzfälle zwischen Gebrauchsspuren und Nichtgebrauchsindizien. Unklar ist die Situation zudem bei Einlagen, die aus dem Vertrieb des Buchs stammen, etwa den oft anzutreffenden Verlagswerbungen. In der Regel ist bei solchen Einlagen völlig ungewiss, ob sich bereits der Umstand, dass sie bis heute im Buch geblieben sind, als Nichtgebrauchsindiz verstehen lässt, oder ob im Gegenteil möglicherweise ihre Position durch Benutzer:innen verändert wurde, was sie zur Gebrauchsspur machen würde.

105 Dazu zählen zum Beispiel die Exemplare *Thomas Mann 2327*, *Thomas Mann 3058* und *Thomas Mann 3338*, die alle zahlreiche unaufgeschnittene Seiten und zugleich mehrere An- und Unterstreichungen enthalten.

106 Wo sich solche Verklebungen beim evaluativen Blättern in Vorbereitung des Projekts *Produktive Lektüre* bemerkbar machten, wurde die Information in der *Liste Nachlassbibliothek* (tma.ethz.ch/archiv/bibliothekbestaende-und-nachlassbibliothek.html) dokumentiert. Demnach waren davon 62 Exemplare betroffen.

Auch unter Ausschluss dieser drei Phänomengruppen ist die Vielfalt an in Betracht kommenden unikalen Merkmalen in Manns Nachlassbibliothek noch so gross, dass erst eine weitere Differenzierung der Gebrauchsspuren einen sinnvollen Zugang ermöglicht. Die nächste Eingrenzung führt deshalb von den Spuren einer *manifesten* Rezeption zu den Spuren *intellektueller* Rezeptionsvorgänge.

2.2.3 Lesespuren

Der Begriff der ›Lesespur‹ ist in der deutschsprachigen Forschung bereits stark etabliert – freilich, ohne dass sich eine explizite Definition finden liesse.¹⁰⁷ Dem Begriff der Gebrauchsspur ähnlich, verweist auch die Lesespur auf eine Handlung als Ursache des mit ihm benannten Phänomens. Die noch weit unterschätzte Pointe des Begriffs liegt jedoch in seiner spezifisch *epistemischen* Dimension. Indem mit ihm gewisse in Büchern vorgefundene Phänomene an die grundlegende Wissenstechnik des *Lesens* zurückgebunden werden, legt er ein epistemologisches Erkenntnispotenzial nahe.

Als ›Lesespur‹ verstehe ich alle Phänomene, die sich auf eine intellektuelle Beschäftigung mit einem Text beziehungsweise mit Textteilen zurückführen lassen – mithin eben alle Spuren von Handlungen, die in irgendeiner Form eine Lektüre des Texts voraussetzen.¹⁰⁸ Lesespuren sind in meinem Verständnis demnach eine spezifische Teilmenge von Gebrauchsspuren.

Im Gegensatz zu Gebrauchs- und zu Stiftspuren lassen sich Lesespuren indes oft nicht allein aufgrund ihrer äusseren Form oder Materialität als solche bestimmen. Deshalb handelt es sich bei Lesespuren um eine Teilmenge mit unscharfen Rändern – wobei die Unschärfe weniger definitivischer als heuristischer Art ist: Mühe bereitet nicht der etwas vage Begriff

107 Eine frühe Erwähnung des deutschsprachigen Terminus findet man in jenem Text des Kunstkritikers und Schriftstellers Ludwig Hevesi (ursprünglich Lajos Lövy) aus dem Jahr 1881, aus dem auch das eingangs der Studie zitierte Motto stammt: Ludwig Hevesi: *Die Litteratur der Randbemerkungen*, in: Das bunte Buch. Humoresken aus Zeit und Leben, Litteratur und Kunst, 1898, S. 66–75, hier S. 66. Etwas weniger verbreitet, aber durchaus auch üblich, sind die französischen und englischen Pendanten ›traces de lectures‹ und ›traces of reading‹, vgl. zum Beispiel Judith Robinson-Valéry, Brian Stimpson: *La bibliothèque de Valéry. Traces de lectures, catalogue et corpus des notes marginales*, in: Bibliothèques d'écrivains, hg. von Paolo D'Iorio und Daniel Ferrer, 2001, S. 195–224, und Albina, Voronova, Manévitch, Introduction, S. 41.

108 Wie sich das Lesen und die Textualität genauer aufeinander beziehen, wird in den Abschnitten 3.2.4 und 4.2.1.5 ausgeführt.

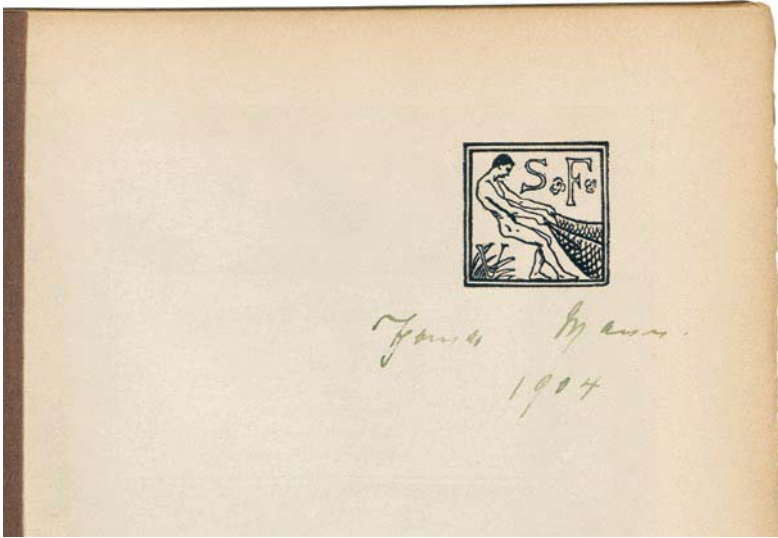


Abbildung 5: Besitzvermerk von Mann in Bangs *Excentrische Novellen*.
Quelle: *Thomas Mann* 907, Bild 6.

des ›Lesens‹, sondern die methodische Grundsatzfrage, wie man ein *materielles* Phänomen auf einen (vergangenen) *intellektuellen* Prozess zurückführen kann. Die Identifikation von Lesespuren ist jedenfalls mit einer erweiterten Interpretationsleistung verbunden.

Gewisse Gebrauchsspuren stehen für sich genommen in gar keinem direkten Zusammenhang mit Lektüreprozessen. Ein von Hand eingetragener Buchhandelspreis beispielsweise deutet noch nicht auf eine Rezeption des entsprechenden Buchs hin und auch Besitzvermerke taugen höchstens unter ganz bestimmten Umständen als Indizien für eine Lektüre. Ist ein Buch stark berieben oder bestossen, hat das schon eher Indiziencharakter, ein Beweis ist es allerdings ebenfalls nicht. Und auch ein neuer Einband kann ein Hinweis darauf sein, dass das Buch stark abgenutzt und also möglicherweise gelesen wurde; ebenso gut kann es sich jedoch um das Resultat rein ästhetischer oder konservatorischer Praktiken handeln. Ohne Kombination mit weiteren Phänomenen oder spezifischem Wissen über individuelle Praktiken der infrage kommenden Lesenden qualifizieren sich die aufgeführten Phänomene deshalb nicht als Lesespuren.

Dasselbe trifft auch auf persönliche Widmungen zu. Die Evaluation der Nachlassbibliothek Manns förderte fast tausend solcher Widmungen zutage, womit diese auch quantitativ zu den wichtigsten Arten von Ge-

brauchsspuren gehören. Die überwiegende Mehrheit dieser Widmungen ist handschriftlicher Art, eine kleine Zahl findet sich in Form von eingelegten Visitenkarten oder Stempelabdrücken. Gemeinsam haben aber all diese Widmungen, dass sie nicht ursächlich mit einer Lektüre des jeweiligen Exemplars zusammenhängen, in dem sie hinterlassen wurden. Deshalb stehen sie auch nicht im Fokus der vorliegenden Studie. Vielmehr hätten die zahlreichen und zweifellos wertvollen Widmungen ein eigenes Forschungsvorhaben verdient.¹⁰⁹ Möchte man von Theodor W. Adorno über Sigmund Freud bis Stefan Zweig aus der Schar der Widmenden nur einige hervorheben, übergeht man dabei allzu viele Namen, die ungenannt bleiben.¹¹⁰

Andere Arten von Gebrauchsspuren lassen sich mit höherer Wahrscheinlichkeit auf Lektüreprozesse zurückführen. Schiefe oder durchgebogene Buchrücken beispielsweise entstehen in der Regel nur durch seitenweises Blättern eines Buchs, was eine intellektuelle Rezeption zumindest nahelegt.¹¹¹ Auch Verschmutzungen und Fremdkörper auf beziehungsweise zwischen Textseiten weisen darauf hin, dass die entsprechenden Stellen schon

109 Eine systematische Auswertung der Widmungen in Manns Nachlassbibliothek steht noch aus. Immerhin einen Anfang an anderer Stelle haben die beiden folgenden Publikationen gemacht: Gert Heine, Paul Schommer: »Herzlich zugeeignet« – Widmungen von Thomas Mann 1887–1955, 1998, und Dirk Heißerer: »und vor Allem: die Widmung!«. Gedruckte Widmungen von und für Thomas und Katia Mann, 2011.

110 In der Nachlassbibliothek haben sich drei Widmungen von Adorno erhalten und zwar in *Thomas Mann 2232*, ersichtlich auf Bild 9, *Thomas Mann 4317* (Bild 6) und *Thomas Mann 4972* (Bild 6). Freud ist in der Nachlassbibliothek mit zwei Widmungen vertreten: in *Thomas Mann 2415* (Bild 6) und *Thomas Mann 4503* (Bild 6). Im letzteren Exemplar hat Mann auf der Seite mit Freuds Widmung handschriftlich die Adressnotiz »W IX Berggasse 7« hinzugefügt. Die einzige Widmung von Zweig im untersuchten Bestand befindet sich in *Thomas Mann 3502* (Bild 3). Das Buch gehört zu den Exemplaren, die 1933 enteignet wurden und enthält darum unter anderem eine entsprechende Stempelspur und Signatur (»Politische Bücherei / Nr. 1275 / Staatspolizeileitstelle München«). Dass sich ausgerechnet dieses Exemplar heute wieder in Manns Nachlassbibliothek befindet, ist kein Zufall: Es wurden bisher fast ausschliesslich Bücher restituiert, die eindeutige Provenienzspuren wie Widmungen enthalten. Alle Bücher, die im Projekt *Produktive Lektüre* als Enteignungsexemplare identifiziert werden konnten, wurden vollständig digitalisiert und sind zudem in der *Liste Nachlassbibliothek* (tma.ethz.ch/archiv/bibliothekbestaende-und-nachlassbibliothek.html) verzeichnet. Zu den Enteignungsexemplaren vgl. ferner Jaspers, Stempel, Schilder, Signaturen. Die Widmungen wurden im Projekt *Produktive Lektüre* aufgrund der schieren Menge nicht transkribiert. Die Namen der Widmenden sind aber ebenfalls in der *Liste Nachlassbibliothek* verzeichnet.

111 Dass das Blättern eines Buchs nicht zwingend mit einer intellektuellen Rezeption einhergehen muss, zeigt indes genau das Projekt *Produktive Lektüre*. In dessen Rah-

einmal geöffnet und möglicherweise Gegenstand von Lektüren waren. Noch stärkere Indizien sind Eselsohren, die gezielt einzelne Seiten markieren.

Gerade die letzten Beispiele zeigen, dass die Kategorie der Intentionalität auch für die Identifikation von Lesespuren keine Rolle spielen sollte. Während man bei Eselsohren davon ausgehen kann, dass sie bewusst angelegt wurden, sind Verschmutzungen und schiefe Buchrücken kaum absichtsvoll entstanden. Bei Fremdkörpern wiederum lässt sich bisweilen kaum entscheiden, ob sie bewusst oder aus Versehen im Buch hinterlassen wurden. Als potenzielle Lesespuren können sie unbesehen davon gelten. Entscheidend ist einzig, wie plausibel man sie als materiellen Rückstand einer Lektüre beschreiben kann – und hierbei muss man fast immer mit Wahrscheinlichkeiten argumentieren, denn nur wenige Phänomene sind *eindeutig* als Lesespuren erkennbar.

Solche Phänomene, die so gut wie sicher als Spuren einer Lektüretätigkeit gewertet werden können, sind etwa von Hand angefertigte Unterstreichungen oder Streichungen. Sofern es sich nicht um komplett arbiträre Artefakte handelt, beziehen sich diese Striche immer auf einen bestimmten Text und setzen so zumindest eine kognitive Wahrnehmung desselben voraus. Von komplexerer Art sind hingegen handschriftliche Notizen. Ob man es dabei tatsächlich mit Lesespuren und nicht vielleicht mit lektüreunabhängigen Notizen zu tun hat, kann nur aus einer inhaltlichen Interpretation der jeweiligen Notiz abgeleitet werden. Es stellt sich in diesem Fall also die Frage der Text-Spur-Referenz, die man nur durch einen Nachvollzug der Lektüre beantworten kann (siehe Abschnitt 2.3.4).

Für Forschende ist allein mit der Kategorisierung einer Gebrauchsspur als Lesespur indes noch nicht viel gewonnen. Von grösserem Interesse ist meist, *wer* die Spur hinterlassen und *wie*, *warum* und *wozu* diese Person den entsprechenden Text rezipiert hat. Hierfür bieten schiefe Buchrücken, Verschmutzungen, Eselsohren und viele weitere Phänomengruppen wenige literaturwissenschaftlich relevante Anhaltspunkte. Bessere Erfolgsaussichten bestehen da, wo zwischen Buch und Person ein seinerseits spurenerzeugendes Medium zum Einsatz kam.

men wurden ja alle Einheiten von Manns Nachlassbibliothek einzig mit dem Zweck geblättert, die Lesespuren im Bestand zu dokumentieren.

2.2.4 Stiftspuren

Der Begriff ›Stiftspur‹ kennzeichnet alle physischen Merkmale, die durch einen Stift erzeugt wurden. Auch Stiftspuren sind damit eine Teilmenge der Gebrauchsspuren.¹¹² Anders als Lesespuren verweisen Stiftspuren aber nicht auf die Handlung, aus der sie hervorgehen, sondern auf das Instrument ihrer Erzeugung. Die beiden Typenmengen Lese- und Stiftspuren sind denn auch nicht deckungsgleich. Das Phänomen auf Abbildung 5 beispielsweise ist keine Lese-, wohl aber eine Stiftspur. Umgekehrt sind eingelegte Zettel wie auf Abbildung 4 oder Eselsohren keine Stift-, wahrscheinlich aber Lesespuren.

Da es sich bei Stiftspuren um eine rein materiell basierte Kategorienbildung handelt, fällt deren Identifikation entsprechend leichter als die von Lesespuren. Bei Stiftspuren kann die spurenlesende Person das Abwesende, das die Spur verursacht hat, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn leichter fassen.

Entscheidend am Begriff der Stiftspur ist, dass er nicht mit dem der ›Schrift‹ gleichzusetzen ist. Wer in Privatbibliotheken nach Lesespuren sucht, wird mit grösster Wahrscheinlichkeit auf viele Stiftspuren stossen, die nicht als alphabetische Schriftzeichen zu bezeichnen sind, zum Beispiel An- und Unterstreichungen oder Kritzeleien. Tatsächlich basieren implizit alle Bemühungen der bisherigen Lesespurenforschung, dichotomisch zwischen Marginalien und Merkzeichen (beziehungsweise ›sprachlichen‹ und ›stummen‹ Marginalien und so weiter, siehe Abschnitt 2.1.3.4) zu unterscheiden, auf dem simplen Problem, dass man es neben schriftlichen Lesespuren auch mit solchen zu tun hat, die nicht schriftlicher Art sind, aber ebenfalls mit Stiften angefertigt wurden.

Um dieses Problem nur schon adäquat zu benennen, fehlt bisher ein Überbegriff. Wo für die Erzeugnisse anderer Medientechniken etablierte Begriffe bereitstehen, allen voran ›gedruckt‹, hat die deutsche Sprache bezüglich der materiellen Machart von Spuren, die mit Stiften angefertigt wurden, eine terminologische Lücke. Ein begriffliches Pendant zu ›gedruckt‹ gibt es für die Erzeugnisse von Stiften nicht. Während ›von Hand angefertigt‹ zu unspezifisch ist (selbst Drucke können ja von Hand angefertigt sein),

112 Eine Ausnahme ist die kleine Gruppe *produktionsbedingter* Stiftspuren: In einigen bibliophilen Ausgaben finden sich handschriftliche Exemplarnummern und Signaturen. Dabei handelt es sich gemäss meiner Definition nicht um Gebrauchsspuren. Auch im Projekt *Produktive Lektüre* wurden diese Phänomene nicht erfasst.

zielen die Begriffe ›handschriftlich‹ und ›geschrieben‹ mit ihrem expliziten Schriftbezug auf die falsche Kategorie.¹¹³ Die formale Gemeinsamkeit von An-, Unter- und Durchstreichungen mit handschriftlichen Zeichen wie Notizen ist eben nicht das verwendete Zeichensystem, also ihre Schriftlichkeit, sondern das Medium ihrer Produktion, kurz: ihre ›Stiftlichkeit‹.

Bei ›Schriftlichkeit‹ und ›Stiftlichkeit‹ handelt es sich demnach auch *nicht* um Antonyme. Die beiden Begriffe benennen mit dem verwendeten Zeichensystem und dem Produktionsmedium kategorial unterschiedliche Eigenschaften. So wie der Begriff ›Gedrucktes‹ gleichermaßen auf Schriftliches wie auf Nichtschriftliches (und beliebige Mischformen) anwendbar ist, können auch Stiftspuren schriftlicher oder nichtschriftlicher Art sein. Wer also den begrifflichen Unterschied zwischen ›gedruckt‹ und ›schriftlich‹ versteht, versteht auch den Unterschied zwischen ›stiftlich‹ und ›schriftlich‹.

Die formale Differenz zwischen schriftlichen Zeichen und den Phänomenen, die gemeinhin als ›Merkzeichen‹ oder ›stumme/grafische Marginalien‹ bezeichnet werden, begründet in der vorliegenden Studie auch die begriffliche und analytische Unterscheidung zwischen ›Stiften‹ und ›Schreibwerkzeugen‹. Da eine Stiftspur nicht einfach mit Schrift gleichzusetzen ist, soll mit dieser Unterscheidung hervorgehoben werden, dass viele Lesespuren durch Gegenstände entstanden sind, mit denen sich schon *verbo* mehr machen lässt als schreiben.

Ein Schreibwerkzeug ist ein technischer Gegenstand, der sich, wie es der Name sagt, über die Schreibfunktion definiert. Im Schreibwerkzeug steckt, terminologisch und praktisch, in erster Linie das Potenzial zum Schreiben. Ein Stift hingegen ist bereits etymologisch ein anderer Fall. Im Althochdeutschen bedeutete ›stift‹ oder ›steft‹ so viel wie »Pflock, Dorn, Zapfen«, im Mittelhochdeutschen »Stachel, Dorn, oberstes Ende, Spitze, Stengel«, eine etymologische Verwandtschaft mit ›steif‹ ist wahrscheinlich.¹¹⁴ Daraus entwickelten sich die zwei heutigen Bedeutungen »kleines stäbchenförmiges Metallteil oder Holzteil mit vielfacher Verwendungsmöglichkeit« und

113 Eine unverfänglichere Variante zu ›handschriftlich‹ wäre ›chirografisch‹, da mit dem altgriechischen Verb ›γράφω‹ auch nicht-schrifterzeugende Zeichentechniken gemeint sein können. Ich verzichte aber auf den Begriff, weil er erstens doch immer die (willentliche) Produktion von Zeichen *als* Zeichen impliziert und zweitens den für mich zentralen materiellen Aspekt nicht zur Sprache bringt.

114 Siehe *Stift*, in: Pfeifer, *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, S. 1362, und *steif*, in: Pfeifer, *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, S. 1352, sowie *Stift*, in: Seebold, Kluge, S. 885, und *steif*, in: Seebold, Kluge, S. 880.

»Bleistift, Zeichenstift, Buntstift«. ¹¹⁵ Der Begriff Stift bezieht sich primär also nicht auf die Schreibfunktion, sondern auf ein *Formprinzip*. Mit anderen Worten: Dem Stift ist das Schreiben nicht eingeschrieben. Wohl lässt sich mit allen Stiften schreiben, aber es ist oft nicht das Einzige – und bisweilen nicht mal das Eigentliche –, wozu sie gemacht sind. Bei Bleistiften etwa entscheidet der Härtegrad darüber, wie gut mit ihnen geschrieben werden kann. Und Textmarker werden prinzipiell für andere Zwecke produziert.

Um es auf eine für meine Zwecke geschärfte Definition zu bringen: Ein Stift ist ein länglicher, harter Gegenstand, mit dem auf einer Oberfläche Zeichen produziert, modifiziert oder markiert werden können. Realiter können mit Stift und Schreibwerkzeug damit oft dieselben Gegenstände bezeichnet werden, was aber nicht heisst, dass die beiden Begriffe synonym zu verwenden sind. ¹¹⁶ Stifte haben ein ungleich grösseres Potenzial in der praktischen Verwendung – und demzufolge auch auf einer metaphorischen und symbolischen Ebene (siehe dazu Abschnitt 4.1.2).

Wie bereits erwähnt, fallen viele Stiftspuren in Manns Nachlassbibliothek, zum Beispiel die zahlreichen Widmungen, nicht in den Zuständigkeitsbereich der vorliegenden Studie. Besonderen Stellenwert erhält die Kategorie der Stiftspuren in der Folge jedoch in Kombination mit der Kategorie der Lesespur. Denn es ist die Überlappung dieser beiden Kategorien, die mein Korpus definitorisch konstituiert.

2.2.5 Stifftliche Lesespuren

Als »stifftliche Lesespuren« seien in einer Synthese der oben genannten Definitionen alle Stiftspuren bezeichnet, die sich auf eine intellektuelle Beschäftigung mit einem Text beziehungsweise mit Textteilen zurückführen lassen. Der Begriff der »stifftlichen Lesespur« ist damit nichts Anderes als der terminologische Nachvollzug der Feststellung, dass das *Lesen mit dem Stift* spezifische Spuren hinterlässt und diese Spuren phänomenologisch nicht mit (Hand-)Schrift gleichzusetzen sind.

115 *Stift*, in: Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (1964–1977), kuratiert und bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache.

116 Schreibwerkzeuge sind definitorisch auch keine Untergruppe von Stiften, da nicht alles, womit geschrieben werden kann, dem Formprinzip von Stiften entspricht (zum Beispiel Schreibmaschinen). In der Folge verwende ich die beiden Begriffe meiner Definition von Stiften entsprechend distinktiv.

So wie schon im Begriff der Lesespur an sich, verbirgt sich damit auch im Konzept der stiftlichen Lesespur ein Kategorienunterschied, da mit ihm *materielle* Spuren auf *intellektuelle* Prozesse zurückgeführt werden. Hält man diesen Rückschluss vom Materiellen auf das Intellektuelle prinzipiell für möglich, gibt die Stiftlichkeit im Begriff der stiftlichen Lesespur dann jedoch nur noch an, aufgrund *welcher* materieller Kriterien die Gruppe der Lesespuren eingegrenzt wird.

Wie bereits ausgeführt, sind Begriff und Konzept der stiftlichen Lesespur für die vorliegende Studie insofern zentral, als damit das Korpus der Untersuchung und mithin der Untersuchungsgegenstand selbst definiert werden. Gleichzeitig fassen auch die bis hierhin vorgelegten definitatorischen Klärungen zu Gebrauchs-, Lese- und Stiftspuren sowie zur Stiftlichkeit zahlreiche relevante Eigenschaften der untersuchten Phänomene noch nicht. Im nächsten Kapitel werden deshalb acht phänomenologische Beschreibungskategorien ausdifferenziert, nach denen sich stiftliche Lesespuren typisieren lassen.

2.3 Beschreibungskategorien für stiftliche Lesespuren

2.3.1 Stift

2.3.1.1 Systematik

Eine Phänomenologie *stiftlicher* Lesespuren beginnt, dem Fokus des Vorhabens entsprechend, sinnvollerweise mit der Beschreibung ihrer materiellen *Ursache*: den Stiften. Es ist die materiell-mechanische Wirkungsweise von Stiften, die die äussere Erscheinungsform von Stiftspuren zeitigt und damit deren ganzes Erkenntnispotenzial bestimmt. Kann eine Stiftspur auf eine Stiftart oder gar auf einen ganz spezifischen Stift zurückgeführt werden, erleichtert das unter Umständen auch die Bestimmung der personalen Urheberschaft oder des Entstehungszeitpunkts (siehe Abschnitte 2.3.7 und 2.3.8).

In der Forschung zu Schreibwerkzeugen findet sich die systematische Unterscheidung zwischen »abtragenden« und »auftragenden Geräten«, die auch für Stifte gilt.¹¹⁷ Zu den abtragenden (beziehungsweise technisch prä-

117 Unter Stiften verstehe ich nicht dasselbe wie unter Schreibwerkzeugen (siehe Abschnitt 2.2.4). Zur Unterscheidung von abtragenden und auftragenden Geräten vgl. Martin Stingelin: *Schreibwerkzeuge*, in: Handbuch Medien der Literatur, hg. von Natalie Binczek, Till Dembeck und Jörgen Schäfer, 2013, S. 99–119, hier S. 99. Dazu und zu technischen Aspekten der Entwicklung von Schreibwerkzeugen auch Max Liedtke:

ziser: »plastischen« oder »impakten« Geräten gehören zum Beispiel der Stiflus beziehungsweise der Griffel.¹¹⁸ Die auftragenden Geräte lassen sich weiter unterteilen nach der Art der aufgetragenen Substanz beziehungsweise danach, ob diese trocken (wie bei Bleistiften und Farbstiften) oder flüssig ist (wie bei Füllfederhaltern, Kugelschreibern, Textmarkern u. Ä.). Trocken aufgetragene Substanzen verbleiben in der Regel auf der Oberfläche des Trägermaterials, während Flüssigkeiten dazu tendieren, vom Trägermaterial absorbiert zu werden. Die verschiedenen Substanzen sind damit auch unterschiedlich persistent. Substanzen auf der Oberfläche verhalten sich gegenüber dem Trägermaterial oft inert und lassen sich durch mechanische Einwirkungen bisweilen fast vollständig entfernen, absorbierte Farbstoffe hingegen färben das Trägermaterial und reagieren (über kurz oder lang) chemisch mit diesem, was im Extremfall bis zu dessen Zerstörung führen kann; Tintenbrand ist ein Beispiel dafür.¹¹⁹

Wie Martin Stingelin ausführt, treten Schreibwerkzeuge medienhistorisch »in der Regel gepaart mit den jeweiligen Beschreibstoffen auf und bilden mit diesen eine sich wechselseitig beeinflussende Einheit«:

Technische Verbesserungen des Beschreibstoffs ziehen technische Verbesserungen des entsprechenden Schreibwerkzeugs nach sich und umgekehrt. Diese Einheit kann gleichzeitig verschiedene Hilfsmittel fordern wie Federmesser oder Bleistiftspitzer zur Formung, Schwamm, Bimsstein, Radiermesser oder -gummi zur Korrektur, Streusand oder Löschpapier zur Beschleunigung des Trocknens von Tinte etc., die ebenfalls zu den Schreibwerkzeugen gezählt werden.¹²⁰

Verlaufsstrukturen in der Geschichte der Schreibgeräte, in: *Kulturethologische Aspekte der Technikentwicklung*, hg. von Max Liedtke, 1996, S. 184–240, sowie Gotthard B. Jensen: *Schreibgeräte, unter besonderer Berücksichtigung von Schülerschreibgeräten. Historische Entwicklung und kulturethologische Verlaufsformen dieser Entwicklung (aufgezeigt an Kielfeder, Schiefegriffel und -tafel, Bleistift, Stahlfeder mit Halter und Füllfederhalter)*, 2004.

118 Eine wichtige Rolle spielten Griffel bei der Produktion althochdeutscher Glossen, vgl. Elvira Glaser, Andreas Nievergelt: *Griffelglossen*, in: Bergmann, Stricker, *Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie*, S. 202–229. Zu den Termini der »plastischen oder impakten Schreibtechniken« siehe ebd., S. 206.

119 Zu konservatorischen Aspekten rund um Tinten und Stifte vgl. beispielsweise Patricia Engel: *Schriftguterhaltung in Archiven und Bibliotheken. Ein Handbuch für Musik-, Kirchen-, Kommunal-, Privat- und Literaturarchive/-bibliotheken und die Denkmalpflege*, 2018, S. 46–51.

120 Stingelin, *Schreibwerkzeuge*, S. 99.

Die gleichen konstellatorischen Effekte lassen sich, allgemeiner noch, auch im Zusammenspiel zwischen *Stiften* und den Trägermedien ihrer Spuren beobachten. Entscheidet sich eine Person für den Gebrauch eines Stifts, wird die Auswahl der Stiftart massgeblich durch das Material mitbestimmt, auf dem er zur Anwendung kommen soll (siehe dazu auch Abschnitt 3.2.3). Handelt es sich beim Untergrund um Papier, ist bei Stiftspuren zuallererst an die Spuren auftragender Geräte zu denken. Nicht alle auftragenden Stiftarten sind in neuzeitlichen Privatbibliotheken aber gleich oft vertreten. Kohle-, Wachs- und Kreidestiftspuren wird man in diesen Beständen in der Regel vergebens suchen, solche von Rötelstiften ebenso.¹²¹ Welche Stiftarten kommen bei einer Lektüre also besonders häufig zum Zug? Und warum?

Während sich die zunehmend an Materialität und Medialität interessierte Literaturwissenschaft des Schreibtischs von Thomas Mann bereits mehrfach angenommen hat,¹²² blieben seine Stifte in der jüngeren Forschung bisher unbeachtet, zumal jene, mit denen er nicht nur geschrieben hat. Wohl wurde vereinzelt auf die funktionale Differenz zwischen Tinten- und Bleistiften in seinen Schreibprozessen hingewiesen,¹²³ jedoch ohne dass die Stifte selbst zum Thema geworden wären.

Die Nachlassmasse im TMA enthält einige wenige Stifte. Sie sind Teil des Ding-Ensembles, das den Schreibtisch im museal nachgestellten Arbeitszimmer schmückt.¹²⁴ Die heutige Aufstellung dieser Dinge auf dem Schreibtisch ist der Ordnung nachempfunden, wie sie auf Fotografien aus Kilchberg von 1956 dokumentiert ist; prominent vertreten sind drei Füll-

121 Althochdeutsche Glossen hingegen wurden noch oft mit solchen Stiften produziert, vgl. Andreas Nievergelt: *Farbstiftglossen (Rötel-, Braun- und Schwarzzstiftglossen)*, in: Bergmann, Stricker, Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie, S. 230–239.

122 Zuletzt Anne-Kathrin Reulecke: *Der Schreibtisch im Exil. Thomas Manns schwimmendes Arbeitszimmer*, in: Die Werkstatt des Dichters. Imaginationsräume literarischer Produktion, hg. von Klaus Kastberger und Stefan Maurer, 2017, S. 215–234, sowie Bodo Plachta: *Schreibtische*, in: Medienwandel/Medienwechsel in der Editionswissenschaft, hg. von Anne Bohnenkamp-Renken, 2013, S. 257–267. Umfassender, aber auf ein breiteres Lesepublikum ausgerichtet ist Inge Jens: *Am Schreibtisch. Thomas Mann und seine Welt*, 2013.

123 So zum Beispiel bei Efimova, *Das Schriftsteller-Notizbuch als Denkmedium in der russischen und deutschen Literatur*, S. 72–75 und 86–90. Manns Praxis der funktionalen Differenzierung der Stiftarten deckt sich mit derjenigen vieler anderer Schriftsteller:innen, zum Beispiel mit Hermann Hesses, vgl. Sabine Fischer (Hg.): *Der Gänsekiel oder Womit schreiben?*, 1994, S. 58.

124 Eine (unvollständige) Aufzählung der »Schreibutensilien« findet sich in Cornelia Bernini, Thomas Sprecher: *Das Museum*, in: Sprecher, *Im Geiste der Genauigkeit*, S. 367–422, hier S. 404 f. Zum museal nachgestellten Arbeitszimmer Manns siehe Abschnitt 4.2.2.1.

federhaltersockel, die insgesamt vier Füllfederhaltern Platz bieten und die auch schon auf Fotografien aus Pacific Palisades auftauchen.¹²⁵ Mann hat unspezifisch auf einen der Sockel verwiesen, als er 1954 berichtete: »Ich habe immer von Hand und mit Tinte geschrieben, dankbar für die Annehmlichkeit eines Deskhalters, in den man die Füllfeder wegstecken kann, ohne gleich alleweil mit Weg- und Zuschrauben der Kappe beschäftigt zu sein.«¹²⁶

Die weiteren Stifte auf dem Schreibtisch verteilen sich auf zwei Schalen. Die eine besteht aus gebogenem Glas auf metallenen Füßchen.¹²⁷ In ihr befinden sich ein roter und ein blauer¹²⁸ Farbstift, ein fünfter, blau-silbriger Füllfederhalter und eine kleine Rolle mit Bleistiftminen, zudem liegt ein Zigarrenschneider (genauer: ein Kerbschneider) bei. In der anderen, flachen Schale aus schwarzlackiertem Holz liegen ein Vierfarben-Kugelschreiber, zwei mechanische Bleistifte und ein metallener Halter für Blei- oder Farbstifte aus Holz.¹²⁹

In der Folge soll auf jene Stiftarten eingegangen werden, die in Manns Bibliothek Spuren hinterlassen haben.¹³⁰ Es handelt sich dabei auch in Bezug auf andere neuzeitliche Privatbibliotheken um die wichtigsten bei der Lektüre verwendeten Stiftarten.

125 Die früheste mir bekannte Fotografie, auf denen die durch die Sockel bedingte charakteristische Aufstellung der Füllfederhalter zu erkennen ist, stammt von 1942. Siehe TMA_3044.

126 Georg Gerster: *Thomas Mann an der Arbeit. Der erste Beitrag unserer Umfrage »Wie sie arbeiten«*, in: Frage und Antwort. Interviews mit Thomas Mann 1909–1955, hg. von Volkmar Hansen und Gert Heine, 1983, S. 387–391, hier S. 388.

127 Diese Schale stand bereits um 1912 auf Manns Schreibtisch, wie auf einer Fotografie aus der damaligen Zeit zu erkennen ist, siehe TMA_0034.

128 Bei Bernini und Sprecher ist die Rede von einem »schwarze[n] Korrekturstift«; in Wahrheit enthält der entsprechende Stift eine blaue Mine und ist bloss aussen schwarz. Vgl. Bernini, Sprecher, *Das Museum*, S. 405.

129 Die Autopsie der nachgelassenen Stifte Thomas Manns, auf der die nachfolgenden Beschreibungen basieren, habe ich im Frühjahr 2019 mit freundlicher Genehmigung des TMA vornehmen können.

130 Die nachfolgende Beschreibung der Stiftspuren erfolgte in Zweifelsfällen immer auch in Abgleich mit den physischen Bibliotheksexemplaren; dies war insbesondere dann erforderlich, wenn die Digitalisate auch in hoher Auflösung hinsichtlich eines materiellen Kriteriums keinen eindeutigen Befund zuließen.

2.3.1.2 Bleistifte

Die Geschichte des Bleistifts beginnt, ironischerweise, mit der Ablösung des Bleigriffels durch grafithaltige, bleifreie Stifte.¹³¹ In der Mitte des 16. Jahrhunderts entdeckte man, dass das Mineral Grafit gegenüber Blei den wesentlichen Vorteil hat, auf Papier und anderen Trägermaterialien dunklere Striche zu hinterlassen. Dank der aufgrund dieser Erkenntnis neu entwickelten Stifte, die ihren von den bleihaltigen Vorgängern übernommenen Namen bis heute behielten, war man nun nicht mehr auf Flüssigkeiten angewiesen, um deutlich sichtbare Striche zu produzieren.¹³²

Dabei gehört es seit jeher zur Charakteristik dieser (bleifreien) Bleistifte, dass ihre Spuren nur eine schwache materielle Persistenz haben. Schon früh schätzte man die Eigenschaft von Bleistiftspuren, verwischbar zu sein – und machte sich diese, wie mit einem Zitat von John Brinsley aus dem Jahr 1612 überliefert ist, explizit für die Zwecke des Lesens zunutze:

For the manner of noting, it is best to note all schoole books with inke; & also all others, which you would have gotten *ad unguem*, was we use to say, or wherof we would have daily or long practice; because inke will indure: neither wil such books be the worse for their noting, but the better, if they be noted with iudgement. But for all other bookes, which you would have faire againe at your pleasure; note them with a pensil of black lead: for that you may rub out againe when you will, with the crums of new wheate bred.¹³³

Während man zur Zeit Brinsleys also noch mit Brot radierte, wurde im 18. Jahrhundert mit der Erfindung des Radiergummis¹³⁴ die potenzielle Reversibilität der Bleistiftspuren dann nochmal auf eine neue Stufe gehoben.

Mikrophänomenologisch handelt es sich jedoch weiterhin nicht um eine volle, sondern eher um eine Semireversibilität. Oft verbleiben auch nach gründlichem Radieren noch Minensubstanzreste auf dem Trägermaterial oder Gummireste weisen als Spur zweiter Ordnung auf eine Spurentfernung hin. Zudem ist der Minenabrieb unter Umständen nicht die einzige

131 Eine umfassende Geschichte des Bleistifts hat Henry Petroski vorgelegt: Henry Petroski: *Der Bleistift. Die Geschichte eines Gebrauchsgegenstands*, 1995. Ein Text zur Geschichte der Bleistifttherstellung, der noch zu Manns Lebzeiten erschienen ist, liegt vor mit Eric H. Voice: *The History of the Manufacture of Pencils*, in: *Transactions of the Newcomen Society* 27 (1), 1949, S. 131–141.

132 Petroski, *Der Bleistift*, S. 26 f.

133 John Brinsley: *Ludus Literarius*, 1968, S. 46 f.

134 Vgl. Petroski, *Der Bleistift*, S. 175.

Bleistiftspur. Ein eher sekundärer Effekt auftragender Stifte ist die Kerbe, die das Auftragen der Substanz im Trägermaterial bewirken kann. Auch auftragende Stifte können damit einen impakten (Neben-)Effekt bewirken.¹³⁵ Der Kerbe kommt bisweilen ein eigener Indizienwert zu, da sie als Deformation des Trägermaterials persistenter als die Minenspur sein kann.

Wie eine Bleistiftspur aussieht, hängt – ein Charakteristikum trocken auftragender Stifte – entscheidend von der sich stetig ändernden Form der Bleistiftspitze ab. Das Strichbild ein und desselben Bleistifts kann sich in kurzer Zeit stark ändern, weil sich die Minen im Gebrauch *verbrauchen*. Daher wurden im 19. Jahrhundert mechanische Bleistifte entwickelt, bei denen die Minen zum einen dünner und zum anderen nicht fest mit der Umhüllung verbunden sind und die darum, anders als Holzbleistifte, nicht angespitzt werden müssen. Die Gefahr, aus allzu breiten Strichen unlesbare Schrift zu produzieren, ist bei mechanischen Bleistiften somit kleiner.

Während Bleistiftspuren leicht als solche zu identifizieren sind, fällt die Identifikation und Unterscheidung verschiedener Bleistifte allein aufgrund ihrer Spur umso schwerer. Zwar gibt es bei Bleistiften zahlreiche Härtegrade, die den Charakter der resultierenden Striche beeinflussen. Gleichzeitig hängen die Eigenschaften der Striche, insbesondere Strichdicke und -farbe, aber auch vom je konkreten Gebrauch ab. Wie der Strich eines Bleistifts aussieht, wird massgeblich vom Druck der führenden Hand, von der Form der Minenabriebfläche sowie von der Unterlage bestimmt. Gerade mittelharte Bleistifte, die für die Annotation von Büchern am meisten benutzt werden, lassen hier einen erheblichen Spielraum. Von blossem Auge ist die zweifelsfreie Zuordnung bestimmter Spuren zu einzelnen Bleistiften darum nur in wenigen, markanten Fällen realistisch.

Einige solcher Fälle gibt es durchaus auch in Thomas Manns Bibliothek, und zwar in Form von Bleistiftspuren, die durch die Strich*farbe* auffallen. So finden sich im untersuchten Korpus Spuren eines bestimmten Bleistifttyps beziehungsweise einer Bleistiftminenart, die so deutlich ins Bläulich-Violette tendieren, dass sie, je nach Untergrund, denen eines Farbstifts ähneln.¹³⁶ Ob die Farbe dieser Spuren schon bei ihrer Entstehung charakteristisch war, muss an dieser Stelle offengelassen werden – jedenfalls ist sie es heute derart, dass sich die Verwendung der entsprechenden Minen-

135 Vgl. dazu Nievergelt, Farbstiftglossen (Rötel-, Braun- und Schwarzstiftglossen), S. 230 f.

136 Man vergleiche beispielsweise die Bleistiftspuren in *Thomas Mann* 2509, insbesondere diejenigen auf den Bildern 879 und 880 (beziehungsweise auf den entsprechenden Seiten im Original).

art auch in Nachlassmaterialien ausserhalb der Bibliothek identifizieren lässt.¹³⁷ Ausstehend ist bloss noch die Identifikation des konkreten Stifttyps, zu dem diese Minenart gehört hat.

Für die grosse Mehrheit der Bleistiftspuren, bei denen eine Unterscheidung von blossem Auge nicht möglich ist, wären letztlich mikroskopische und chemische Untersuchungen vielversprechender. Tatsächlich wären solche Untersuchungen theoretisch spätestens seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts möglich, wie der Chemiker Charles Ainsworth Mitchell in den 1910er- und 1920er-Jahren anhand der mikroskopischen Unterscheidung verschiedener Grafitarten nachwies.¹³⁸ Aus wissenschaftlicher Perspektive ist die Zuordnung von Bleistiftspuren zu einzelnen Stifttypen damit weniger eine Frage der technischen Machbarkeit als eine Frage des Aufwands beziehungsweise der Verhältnismässigkeit.

Die Abgrenzung von Bleistiften zu anderen Stiftarten hingegen bereitet in der Regel auch Laien keine Probleme. Meist genügt dafür ein einfacher Farbabgleich. Nur wenn als Spursubstanz echtes Blei infrage kommt und also zwischen eigentlichen Blei-Stiften und den (bleifreien) Bleistiften unterschieden werden muss, kann eine genauere Untersuchung vonnöten sein, da Blei und hartes Grafit auf Papier ähnlich graue Striche hinterlassen. Auch in diesem Fall hilft, worauf ebenfalls bereits Mitchell hingewiesen hat, das Mikroskop weiter. Zudem ist unter Umständen eine Radierprobe möglich, da sich Blei auf Papier anders als Graphit nicht verwischen lässt.

Die Bedeutung der Bleistifte für die Lesespurenforschung ergibt sich aus der schieren Masse an Bleistiftspuren in neuzeitlichen Korpora. So ist auch die überwiegende Mehrheit der stiftlichen Lesespuren in Manns Nachlassbibliothek durch Bleistifte entstanden. Ungefähr 85 Prozent derjenigen im Projekt *Produktive Lektüre* erfassten Phänomene, die potenziell als stiftliche Lesespuren gelten können, gehen auf Bleistifte zurück.¹³⁹

137 Zum Beispiel in Manns Notizen-Konvolut zur *Joseph-Tetralogie*, siehe etwa *A-I-Mat.* 4a/4-7 (IV).

138 Vgl. dazu insbesondere den folgenden Aufsatz: Charles Ainsworth Mitchell: *Characteristics of Pigments in Early Pencil Writing*, in: *Nature* 105, 1920, S. 12–14. Weitere Aufsätze von Mitchell sind verzeichnet bei Petroski, *Der Bleistift*, S. 386. Physikalisch-chemische Analysen von Bleistiftspuren haben in den 1920er-Jahren noch andere unternommen, nachzulesen zum Beispiel bei Friedrich Rinne: *Bemerkungen zum Bleistiftstrich*, in: *Die Naturwissenschaften* (13), 1924, S. 244–246.

139 Vgl. zur Bestimmung der Teilmenge ›potenziell stiftliche Lesespuren‹ Seite 21. Die genannte Prozentangabe entspricht dem Anteil aller entsprechenden Phänomene mit dem Farbenattribut ›grau‹. Die Erhebung stützt sich also auf die im Projekt *Produktive Lektüre* erfasste Farbe der Stiftspuren, wovon ich die Stiftart ›Bleistift‹ behelfs-

Trotz der Bedeutung, die Bleistifte für Manns Annotationspraxis hatten, haben sich im Nachlass, wie oben erwähnt, nur zwei Stück erhalten. Wohl nicht zufällig handelt es sich dabei um vergleichsweise wertvolle mechanische Bleistifte, während Holzbleistifte nicht mehr vorhanden sind. Der eine mechanische Bleistift ist ein Drehbleistift der US-amerikanischen Marke *Parker*. Den »Parker-Bleistift«, wie Thomas Mann ihn im Tagebucheintrag vom 5. Juni 1949 nennt, hat er zum 74. Geburtstag geschenkt bekommen.¹⁴⁰ Nicht weniger exklusiv ist der andere, versilberte Bleistift der Marke *Cartier*, auf dem Manns Initialen eingraviert sind.¹⁴¹ Möglicherweise zu einem dritten, nicht mehr erhaltenen Bleistift gehört schliesslich das in der anderen Schale lagernde, mit Bleistiftminen gefüllte Kartonröllchen der Marke *Eversharp*.¹⁴²

Wie oft Mann diese Minen und mechanische Stifte im Allgemeinen tatsächlich benutzt hat, lässt sich heute – jedenfalls ohne aufwändige chemische und physikalische Analysen – kaum mehr beurteilen. Verschiedene Hinweise deuten darauf hin, dass er auch Holzbleistifte in grösseren Mengen ge- und verbrauchte. So vermerkt er in den Tagebüchern zwischen dem 13. Juli 1939 und dem 27. Dezember 1940 gleich dreimal den Kauf von Bleistiften – jeweils im Plural – womit kaum jedes Mal mechanische Bleistifte gemeint sein dürften. Das korrespondiert mit einer Aussage von Katia Mann, Thomas

mässig ableite. Die Abweichung vom tatsächlichen Bleistiftspuranteil ist hierbei als gering einzuschätzen. Die ermittelten Zahlen sind aber nur als Näherungswerte zu betrachten.

- 140 Von wem das Geschenk stammte, ist nicht bekannt. Vgl. Tagebücher 1949–1950, S. 64. Der Stift besteht aus einem tiefblauen, leicht marmorierten Schaft, einer goldenen Spitze und einem ebenfalls goldenen Endstück mit gleichfarbenem Clip. Das goldene Endstück beinhaltet zudem eine abnehmbare Kappe, unter der sich ein roter, leicht gebrauchter Radiergummi befindet. Eine eingravierte Aufschrift auf dem Schaft kennzeichnet das Modell »PARKER DUOFOLD« und die Herkunft »MADE IN U S A«. Eine weitere Gravur auf dem Clip lautet »PAT. SEP. 5-16 PARKER«. Im Bleistift befindet sich nach wie vor eine ausgefahrene Mine (Durchmesser ca. 0,9 Millimeter), die auf Papier unter moderatem Druck aber keinen Strich mehr hinterlässt.
- 141 Der (inklusive Clip) einheitlich versilberte Drehbleistift trägt, neben der Gravur »Sterling Cartier« mitsamt Silberstempel an der Spitze, auf dem Schaft die eingravierten Initialen »T. M.«. Durch Betätigung des Drehmechanismus kommt eine dicke Mine (Durchmesser ca. 2,4 Millimeter) zum Vorschein, die noch immer einen bezüglich Farbe und Radierbarkeit unauffälligen Bleistiftstrich zurücklässt.
- 142 Das Röllchen ist reichlich mit Minen gefüllt, die einen Durchmesser von ca. einem Millimeter aufweisen und mit denen sich ebenfalls noch gewöhnliche Striche ziehen lassen. Es ist mit den Bezeichnungen »V mail«, »RED TOP LEAD« und »FOUR INCH« beschriftet.

habe sich in Noordwijk zur Arbeit jeweils »mit einem Arsenal von Bleistiften [...] in seinen Strandkorb« begeben.¹⁴³ Zudem erkennt man auf Fotografien aus Pacific Palisades und Kilchberg auf seinem Schreibtisch gleich mehrere Holzbleistifte in einem Metallbecher.¹⁴⁴ Und überdies befindet sich unter den nachgelassenen Stiften auch der erwähnte metallene Halter für Blei- und Farbstifte aus Holz.¹⁴⁵ Es ist bei Mann darum von einer Mischnutzung verschiedener Bleistiftarten auszugehen.

2.3.1.3 Farbstifte

Die Geschichte von Stiften ist auch eine Geschichte technischer Innovationen. Auf die Entdeckung der günstigen Eigenschaften des Grafitfs folgte nicht nur die Entwicklung von Holz- und mechanischen Bleistiften, sondern auch von Radiergummis und Bleistiftspitzern – und Stiften mit farbigen Minen.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts war die Produktion von verschiedenfarbigen Minen bereits soweit etabliert, dass technische Anleitungen zu deren Herstellung zirkulierten.¹⁴⁶ Das Farbspektrum, das sich zuvor weitgehend auf die Metall-, Kreide- und Kohlefarben sowie den Rötelfstift beschränkte, wuchs damit stetig an.¹⁴⁷ Gleichzeitig erweiterte sich mit der Varianz der Stifte auch die begriffliche Landschaft, da neben die bisherigen Stifte nun eben noch sogenannte ›Farbstifte‹ oder ›Buntstifte‹ traten.¹⁴⁸ In Band 3 der

143 Brief von Katia Mann an Agnes E. Meyer, 20. Juli 1939, Briefe TM/Meyer, S. 165.

144 TMA_3044 (vgl. Anm. 125 auf Seite 76) und TMA_3630.

145 Der sechskantige Halter der Marke *KOH-I-NOOR*, der aus Silber der Firma *S. Mor-dan & Co.* besteht, wie verschiedene weitere Prägungen und Silberstempel verraten, diente dazu, kurze Stifte mittels eines verschiebbaren Ringes in den Halter einzuspannen und so bequemer verwendbar zu machen. Die Punzierung zeigt einen schreitenden Löwen und zwei weitere Symbole, dazu kommt die Modelnummer »RD 473327«.

146 Vgl. zum Beispiel August Böhmer: *Die Fabrikation der Blei-, Schwarz- und Rothstifte, so wie der verschiedenfarbigen andern Zeichenstifte*, 1850.

147 In der Glossenforschung wird der Begriff ›Farbstift‹ »als Terminus technicus verwendet für diejenigen Eintragungen in der Handschrift, die in einem Auftrag von beim Abrieb von Stiften bzw. Minen auf dem Pergament verbliebenen Farbmitteln bestehen«. Er umfasst dort retrospektiv also auch Rötelf- und sogenannte Braun- und Schwarzstifte, die weit älter sind als die industriell hergestellten Farbstifte, auf die ich mich nachfolgend beziehe. Siehe Oliver Ernst, Andreas Nievergelt, Markus Schiegg (Hg.): *Althochdeutsche Griffel-, Feder- und Farbstiftglossen aus Freising. Clm 6293, Clm 6308, Clm 6383, Clm 21525*, 2019, S. 515.

148 Ich verzichte im Folgenden zugunsten des Begriffs ›Farbstift‹ auf den konkurrierenden (und laut *Google Ngram Viewer* bis in die 1990er-Jahre seltener verwendeten)

zweiten Auflage von *Meyers Konversations-Lexikon* aus dem Jahr 1862 finden unter dem Lemma ›Bleistifte‹ auch »Rothstifte« und »Schwarzstifte« Erwähnung,¹⁴⁹ in der dritten Auflage von 1874 heisst es, mit der Produktion von Bleistiften sei »die der farbigen Stifte, der Schwarz- und Pastellstifte verbunden«¹⁵⁰ und in der vierten Auflage von 1888 ist dieselbe Aufzählung dann erweitert auf »Rot-, Blau-, Schwarz- und Pastellstifte«.¹⁵¹ Zudem werden die ›Farbstifte‹ in der vierten Auflage zum ersten Mal zu einem eigenen Lemma – das aber noch zum Lemma ›Bleistifte‹ weiterleitet.¹⁵² Gerade für die Auswertung historischer Quellen ist in diesem Zusammenhang wichtig zu bemerken, dass der ›Bleistift‹ noch bis mindestens Mitte des 20. Jahrhunderts auch als Gattungsbegriff diente und sich explizit ebenso auf Stifte mit farbigen Mineralen beziehen konnte.¹⁵³ Dass auch Mann in seinen Schriften unter Bleistiften bisweilen farbige Stifte verstand, ist nicht auszuschliessen, zumal er den Begriff »Farbstift« in seinem Tagebuch nur einmal und erst 1947 gebraucht.¹⁵⁴

Trotz der zunehmenden Vielfalt bei Farbstiften waren noch um die Jahrhundertwende und darüber hinaus hauptsächlich zwei Varianten gefragt: blaue und rote.¹⁵⁵ Es sind denn auch in erster Linie diese Farben, die in Manns Nachlassbibliothek neben grauen und schwarzen Spuren vertreten sind. Nur vereinzelt finden sich grüne, braune und violette Farbstiftspuren, weitere sucht man vergeblich.¹⁵⁶ Und es vermag darum nicht zu über-

Begriff ›Buntstift‹ beziehungsweise reserviere letzteren für diejenigen Stifte, die tatsächlich bunt, also mehrfarbig sind.

- 149 *Bleistifte*, in: *Neues Konversations-Lexikon*, ein Wörterbuch des allgemeinen Wissens, hg. von Herrmann Julius Meyer, 1861–1868, S. 582–585, hier S. 584.
- 150 *Bleistifte*, in: *Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens*, 1874–1884, S. 330 f., hier S. 331.
- 151 *Bleistifte*, in: *Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens*, 1888–1889, S. 23 f., hier S. 24.
- 152 *Farbstifte*, in: *Meyers Konversations-Lexikon*, 1888–1889, S. 44.
- 153 So zählt etwa Wilhelm Eule unter anderen auch »Farbkopierstifte« und »Farbstifte« zur »Gattung« der Bleistifte: Wilhelm Eule: *Mit Stift und Feder. Kleine Kulturgeschichte der Schreib- und Zeichenwerkzeuge*, 1955, S. 87–96.
- 154 *Tagebücher 1946–1948*, S. 120. Schwarzstifte erwähnt Mann im Tagebuch zudem nie und auch die Begriffe »Blaustift« und »Rotstift« gebraucht er da nur je einmal: *Tagebücher 1918–1921*, S. 415, und *Tagebücher 1946–1948*, S. 50.
- 155 Vgl. dazu August Buchwald: *Bleistifte, Farbstifte, farbige Kreiden und Pastellstifte, Aquarellfarben, Tusche und ihre Herstellung nach bewährten Verfahren*, 1904, S. 172.
- 156 Im Projekt *Produktive Lektüre* wurden die Farbwerte der Stiftspuren aus Praktikabilitätsgründen in der Regel aufgrund der am Scan erkennbaren Farbe erfasst, die sich zuweilen von der am physischen Original ersichtlichen unterscheiden kann. Zur

raschen, dass sich in Manns Nachlass ausgerechnet (nur) ein roter und ein blauer Farbstift erhalten haben.¹⁵⁷

Die herausragende Stellung roter und blauer Farbstifte zeigt sich derweil nicht nur in der Nachlassbibliothek, wo, wie erwähnt, vergleichsweise wenige Farben zum Einsatz kamen, sondern auch in weiteren Nachlassmaterialien, die auf einen regelhaften Gebrauch der beiden Farben schliessen lassen, etwa in Korrektorexemplaren und bei Lektüren von Kleinformaten, die Mann in Materialkonvoluten ausserhalb der Bibliothek sammelte (siehe etwa Abbildung 34 auf Seite 168).¹⁵⁸ In der Bibliothek kamen die Farbstifte auffallend oft zusätzlich zu Bleistiften zum Einsatz, in seltenen Fällen auch durch verschiedene Farben im selben Dokument.¹⁵⁹ Farbstiftspuren in Form anderer Phänomene als Lesespuren finden sich dabei nur selten.

Als Derivat von Bleistiften weisen Farbstifte ähnliche Eigenschaften wie diese auf. Der grösste Unterschied zwischen den beiden Stiftarten besteht in der veränderten chemischen Zusammensetzung der Minen, die insbesondere bei fetthaltigen Farbstiften dazu führt, dass die Spuren weniger gut radierbar sind. Die Abgrenzung gegenüber Spuren anderer Stiftarten fällt bei Farbstiftspuren normalerweise leicht. Darüber hinaus ist die Zuordnung zu einzelnen Stiften bei Farbstiften realistischer als bei Bleistiften, allein schon aufgrund des geringeren Vorkommens. Die Spur eines roten Farb-

Vereinfachung wurde dabei im Sinn eines Farbspektrums zwischen den Farbwerten Grau, Schwarz, Blau, Rot, Grün und Braun unterschieden. Zwischenfarben wurden diesen Werten zugeordnet.

157 Der erste ist ein dicker, aussen rot gefärbter Holzstift mit einer roten, circa 4,5 Millimeter mächtigen Mine. Der Stift ist beschriftet mit der Typenangabe »N° 701« und der Herstellerkennzeichnung »L & C HARDTMUTH«. Möglicherweise handelt es sich um denselben Stift, der auf der Fotografie *TMA_3044* zwischen verschiedenen Gegenständen auf dem Schreibtisch liegend (knapp, aber hochaufgelöst) zu erkennen ist, denn sowohl das Exemplar auf der Fotografie als auch das erhaltene Exemplar tragen eine weisse Kunststoffkappe. Der Stift zeigt sich heute mit einem Messer angespitzt, die Spitze selbst ist aber abgebrochen. Im Gegensatz dazu wurde der blaue Stift noch nicht gebraucht, beide Enden sind ungespitzt. Seine Mine hat denselben Durchmesser wie die rote, der Schaft ist dabei aber so dünn wie der eines durchschnittlichen Holzbleistifts. Es handelt sich gemäss Aufschrift um das Modell »KOH-I-NOOR 700B«, womit die beiden Farbstifte vom selben Hersteller stammen. Vgl. zum blauen Farbstift auch Anm. 128 auf Seite 76.

158 Vgl. dazu auch die Fotografie *TMA_3535*, die Mann im Jahr 1953 an seinem Schreibtisch sitzend zeigt. Im Vordergrund befindet sich ein doppelseitig verwendbarer rot-blauer Stift, den Mann möglicherweise für die entsprechenden Annotationen verwendet hat.

159 Zum Beispiel in *Thomas Mann 2411*, wo man blaue und grüne Farbstiftspuren findet.

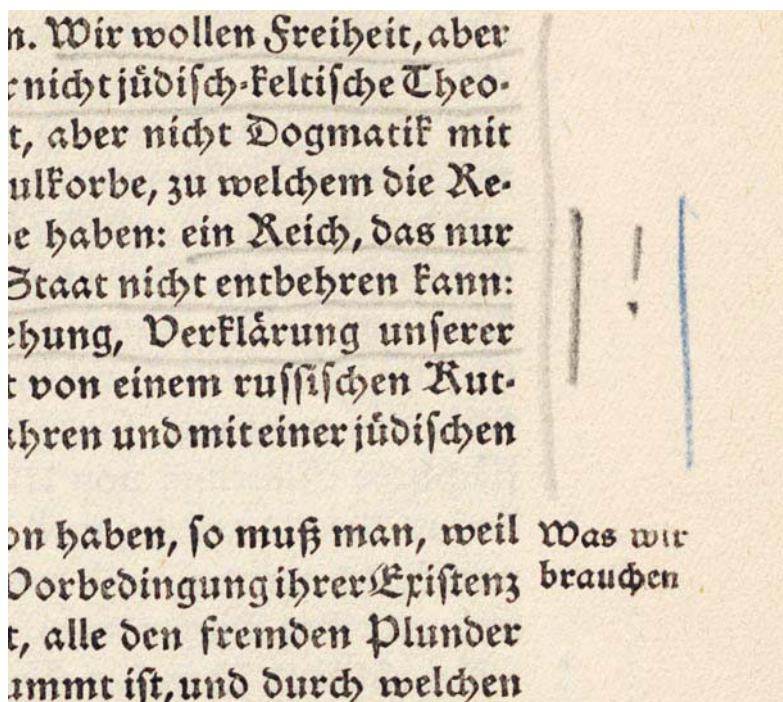


Abbildung 6: Eine blaue Anstreichung neben Bleistiftspuren.

Quelle: *Thomas Mann 4700*, Bild 124.

stifts A ist von der eines roten Farbstifts B prinzipiell zwar gleich schwierig zu unterscheiden wie die von zwei Bleistiften, aber die Wahrscheinlichkeit, dass zwei beliebige Spuren auf denselben Stift zurückgehen ist bei Farbstiften in dem Mass höher, als Bleistifte öfter als Farbstifte zur Anwendung kommen.

2.3.1.4 Füllfederhalter

Schwieriger ist die Zuordnung einer Spur zu konkreten Stiften bei tintenführenden Medien, weil die aufgetragene Substanz hier nicht fest mit dem Stift verbunden ist; die Spur besteht, anders als bei Holzbleistiften und Farbstiften, nicht aus dem Material des Stifts selbst. Tintenspuren verweisen demnach immer auf zweierlei: auf die verwendete Tinte und auf das auftragende Gerät.

Der bis dahin bedeutendste Entwicklungsschritt in der Geschichte der tintenführenden Medien ereignete sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als die ersten funktionierenden Stifte mit Tintenreservoir auf den Markt

kamen: die Füllfederhalter.¹⁶⁰ Gegenüber herkömmlichen Stahlfedern erlauben diese Geräte längere Benutzungsphasen, bis die zwischengespeicherte Tinte aufgebraucht ist. Auch Füllfederhalter benötigen wie ihre herkömmlichen Vorgängermodelle indes noch eine aufwändigere Infrastruktur als trocken aufragende Stifte. Die benötigte Tinte muss separat aufbewahrt und stets von Neuem nachgefüllt werden.

Rückstände dieser Infrastruktur befinden sich auch in Manns Nachlass. Richtet man den Blick in Manns Arbeitszimmer auf das Beistellmöbel neben seinem Schreibtisch, so entdeckt man dort leere Behälter schwarzer, blauer, grüner und roter Tinten. Spuren in seinen Büchern haben derweil vor allem schwarze und blaue Tinten hinterlassen. Umso bemerkenswerter sind darum die wenigen anderen Tintenfarben, die ebenfalls zur Anwendung kamen. Hinsichtlich der Lesespuren ist hier etwa auf türkis anmutende Tintenspuren zu verweisen.¹⁶¹

Eine Zuordnung von Tintenspuren zu bestimmten Füllfederhaltern wiederum ist aufgrund der Trennung von aufgetragener Substanz und aufragendem Gerät nicht anhand der Tintenqualität zu leisten, sondern allenfalls aufgrund der Charakteristik der Strichführung. In den meisten Fällen dürfte diese Zuordnung aber ebenso schwierig wie nebensächlich sein. Wichtiger ist eher noch die Bestimmung, ob es sich überhaupt um für Federn geeignete Tinte handelt oder um die Flüssigkeit einer anderen Stiftart, etwa von Kugelschreibern oder dünnen Filzstiften. Diese Unterscheidung ist am physischen Original meist von blosssem Auge möglich (am Digitalisat hingegen deutlich seltener).

Füllfederhalter sind vornehmlich zur Produktion von Schriftzeichen ausgelegt und ihre Eigenschaften wurden im Lauf der Zeit dahingehend optimiert: Mit ihnen lassen sich feine, kontrastreiche Linien ziehen. Kommt die Tinte mit einem Trägermaterial in Berührung, neigt dieses dazu, sie zu absorbieren, wodurch die Tinte (zumindest ohne chemische Hilfsmittel) nur schwerlich wieder entfernt werden kann. Das Untersuchungsergebnis, dass Tintenstifte im untersuchten Korpus vorrangig nicht für Lektüre-zwecke zum Einsatz kamen, sondern zur Eintragung von Besitzvermerken

160 Zur Geschichte der Füllfederhalter liegen zahlreiche Monografien vor, insbesondere solche, die sich an Sammelnde richten. Ein solches Beispiel ist Andreas Lambrou: *Füllfederhalter. Ein Überblick über die Entstehungsgeschichte und die wichtigsten internationalen Marken*, 1992.

161 Zwei Beispiele unter vielen findet man in *Thomas Mann 1041*, Bild 24, und *Thomas Mann 50182 q*, Bild 56. Die Spuren gehen möglicherweise auf die *Waterman-Tinte* »No. 2 Grün leuchtend« zurück, von der ebenfalls noch eine Verpackung erhalten ist.

und Widmungen, liegt daher nahe. Handelt es sich dennoch um Lesespuren, dann sind es in den meisten Fällen Korrekturen des Drucktexts. Die genauere Beschreibung von Manns Tinten und Füllfederhaltern wäre darum eher für die Schreibprozessforschung im engeren Sinn und weniger für die Lesespurenforschung von Interesse.

2.3.1.5 Kugelschreiber

Während die bislang besprochenen Stiftarten jeweils aus funktionalen Weiterentwicklungen etablierter Modelle hervorgingen, innovierte der um die Jahrhundertwende entwickelte Kugelschreiber die Art, eine Substanz auf das Material aufzutragen. Der Kugelschreiber ist die einzige heute weit verbreitete Stiftart, die zu Manns Lebzeiten erfunden wurde. Erste Versuche mit rollenden Stiftspitzen gab es gegen Ende des 19. Jahrhunderts, durchgesetzt hat sich der neue Stift dann ab Mitte der 1940er-Jahre, als die Kugelmechanik und die Tintenpaste zur Zufriedenheit der Benutzenden aufeinander abgestimmt werden konnten.¹⁶² In den USA standen Kugelschreiber für zivile Zwecke ab 1945 zur Verfügung.¹⁶³ Bis Mitte der 1950er-Jahre folgten weitere Entwicklungsschritte, die die damaligen Kugelschreiber und ihre Spuren mit den heutigen vergleichbar machen.

Im Gegensatz zur flüssigeren Tinte der Füllfederhalter sank die frühe Kugelschreiberpaste weniger gut ins Papier ein und war damit in schwächerem Mass wischfest.¹⁶⁴ Dennoch waren sie dafür geschaffen, irreversible Spuren zu hinterlassen und sie wurden denn auch von Anfang an ähnlich verwendet wie Füllfederhalter: vornehmlich zum Schreiben. So hat Mann einen guten Teil seines Manuskripts des *Doktor Faustus* mit Kugelschreiber verfasst¹⁶⁵ – und gehörte damit zu den sehr frühen Benutzenden des neuen Schreibgeräts: Das Manuskript schloss er bekanntlich bereits am 29. Januar 1947 ab.¹⁶⁶ In seiner Bibliothek hingegen kamen Kugelschreiber vergleichsweise selten zum Einsatz, und wenn, dann wohl öfter durch fremde Hände.

In Manns Nachlass hat sich nur der erwähnte Vierfarben-Kugelschreiber der Marke *Welt Pen* erhalten.¹⁶⁷ Über den Stift und seine Herkunft ist bisher

162 Dietmar Geyer: *Schreibgeräte sammeln. Vom Faustkeil zum Griffel, vom Federhalter zum Füllfederhalter und Faserschreiber*, 1989, S. 156–159.

163 Beckmann, Schaffer, *Die Bibliothek Max Beckmanns*, S. XIII.

164 Geyer, *Schreibgeräte sammeln*, S. 157.

165 Hollender, Moos, Sprecher, *Die Bestände*, S. 346.

166 GKFA 10.2, S. 23.

167 Der Kugelschreiber besteht zum grösseren Teil aus einem schwarzen Plastikgehäuse, der obere Teil, über den die Farben eingestellt werden können, ist aus weissem Plas-

so gut wie nichts bekannt. Zwar rapportiert Mann im Tagebuch am 5. Juni 1937, Erich von Kahler habe ihm einen »[s]chöne[n] Vierfarbenstift« geschenkt, dabei kann es sich aber nicht um einen Kugelschreiber gehandelt haben, da diese, wie beschrieben, erst Mitte der 1940er-Jahre auf den Markt kamen. Der Kunststoff des Stifts lässt zudem auf eine Produktion nach 1950 schliessen.¹⁶⁸ Damit ist nicht nur unwahrscheinlich, dass Mann mit dem Vierfarben-Kugelschreiber am *Doktor Faustus* geschrieben hat. Ob, wie oft und wofür er den Stift überhaupt noch benutzte, ist ebenfalls unklar, zumindest solange die Herkunft des Stifts weiter im Dunkeln liegt.¹⁶⁹

2.3.1.6 Weitere Stifte

Privatbibliotheken vor allem des 20. Jahrhunderts können zusätzlich zu den vorgenannten noch Spuren weiterer Stiftarten bereithalten. Das betrifft zum Beispiel Filzstifte, die ab 1959 in Europa in einer grossen Varianz in Gebrauch kamen.¹⁷⁰ Dazu gehören aber auch Stifte, deren Funktion ausdrücklich nicht die Produktion von Schriftzeichen, sondern die Markierung oder spezifische Modifikation von Schrift ist. Zum einen sind damit die Textmarker angesprochen, die fluoreszierende Spuren hinterlassen und vermutlich um 1971 erfunden wurden.¹⁷¹ Zum anderen sind etwa Tin-

tik und der Clip mit der Markenbezeichnung ist aus (inzwischen stark korrodiertem) Metall. Vier Farbminen standen zur Auswahl: Schwarz, Rot, Blau und Türkis – zum Zeitpunkt der Autopsie war Rot eingestellt.

168 Vgl. dazu Liedtke, Verlaufsstrukturen in der Geschichte der Schreibgeräte, S. 225.

169 Die Firma *Welt Pen GmbH* beziehungsweise ihre Vorgängerin *Schmieglitz & Co.* liess sich in den 1930er- bis 1960er-Jahren mehrere Patente auf Stifte und deren Mechanik ausstellen. 1938, also noch vor der Marktreife von Kugelschreibern, wurde ein Patent auf einen »Wechselschreibstift« angemeldet, zugelassen wurde das Patent 1941. Ein Patent explizit auf einen »Mehrfachkugelschreiber« wurde erst 1958 angemeldet und 1966 ausgegeben. Von wann das fragliche Modell stammt, ist weiterhin offen. Vgl. dazu die folgenden Patente: Willy Schmieglitz: Wechselschreibstift mit durch eine dreh- und laengs verschiebbar angeordnete Druckkappe auf den in Schreibstellung zu bringenden Minenhalter einstellbarer und verschiebbarer Mitnehmereinrichtung, 15. 9. 1938, und Theodor Kunze: Mehrfachkugelschreiber, 5. 2. 1958.

170 Technisch gesehen sind Filzstifte von solchen mit Faser- oder Plastikspitzen zu unterscheiden. Der »Filzstift« ist aber längst zu einem Gattungsbegriff für verschiedene Stiftarten geworden. Mit dem *edding No. 1* wurden Filzstifte nach japanischem Vorbild ab 1959 auch in Europa populär. Der *Kaweco-Filzstift* wurde indes auch in Europa bereits vor dem Ersten Weltkrieg benutzt, allerdings eher für die Beschriftung von nicht papierenen Materialien, vgl. Geyer, Schreibgeräte sammeln, S. 168 f.

171 Vgl. Richard Winkler: *Schwanhäuser*, in: Neue Deutsche Biographie, 2007, S. 784 f. Insbesondere in der Schweiz ist für Textmarker auch die Bezeichnung »Leuchtstift«

tenlöschstifte gemeint, deren Substanz bestimmte Tinten optisch für eine längere Zeit zum Verschwinden bringt. Während die den Tintenlöschstiften zugrundeliegende chemische Reaktionsweise bereits um 1900 bekannt war und gezielt eingesetzt wurde,¹⁷² fanden die Stifte selbst erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Verbreitung.¹⁷³

Auf all diese und noch weitere Stiftarten wird an dieser Stelle nicht näher eingegangen, weil sie im untersuchten Korpus eine stark untergeordnete Rolle spielen. Ihre Spuren tauchen in den Dokumenten in Manns Nachlassbibliothek nur selten auf – und können, wo es sich um die Spuren von nach 1955 entwickelten Stiftarten handelt, auch nicht vom Hauptbestandsbildner der Bibliothek stammen. Gleichwohl erstreckt sich die Gültigkeit der folgenden Ausführungen insofern auch auf ihre spezifische Funktionsweise, als das Konzept der Stiflichkeit ja gerade dazu dient, für Phänomene zu sensibilisieren, die auf Stiftgebrauch zurückgehen, ohne im engeren Sinn Schrift zu sein.

2.3.2 Zeichen

2.3.2.1 Systematik

Von der Frage, *wodurch* die stiftlichen Lesespuren entstanden sind, komme ich zur Frage, *was* sie darstellen – oder genauer: welche *Zeichen*.¹⁷⁴ Diese Kategorie ist vor allem deswegen relevant, weil sie in der Forschung implizit oft in zentraler Weise zur Unterscheidung verschiedener Lesespurtypen diente, zum Beispiel von Marginalien und Merkzeichen (siehe Abschnitt 2.1.3.4).

üblich. Die beiden Begriffe geben zusammen eine präzise Charakterisierung dieses Werkzeugs ab: Es handelt sich um einen *Stift*, dessen Spitze auf Oberflächen eine *leuchtende* (oder präziser: fluoreszierende) Spur hinterlässt – eine Eigenschaft, die gemeinhin zur *Markierung* von gedrucktem *Text* eingesetzt wird. Die Spitze dieser Stifte besteht aus einer Art Kunststoffschwamm.

172 Vgl. M. Dennstedt, F. Voigtländer: *Der Nachweis von Schriftfälschungen, Blut, Sperma usw. unter besonderer Berücksichtigung der Photographie. Mit einem Anhang über Brandstiftungen für Chemiker, Pharmazeuten, Mediziner, Juristen, Polizeiorgane usw.*, 1906, S. 81.

173 Die Firma *Pelikan* gibt an, 1972 den ersten Tintenlöschstift eingeführt zu haben, siehe *Tintenlöschstifte* (pelikan.com/pulse/Pulsar/de_CH.CMS.displayCMS.145716/tintenkiller-historischer-ueberblick-lehrer-aktion-september-2003).

174 Wo eine weitere Differenzierung argumentativ nicht notwendig ist, verwende ich den Begriff des Zeichens in der Folge auch da, wo zeichentheoretisch genauer gesprochen von einem ›Zeichenträger‹ die Rede sein müsste, vgl. Winfried Nöth: *Handbuch der Semiotik*, 2000, S. 131.

Die Lesespurenforschung hat sich bisher von zeichentheoretischen Überlegungen eher ferngehalten, freilich ohne gleichzeitig auf den Zeichenbegriff zu verzichten. So unterscheidet etwa Maria Cristina Fornari für den Nietzsche-Katalog »Ausrufe- oder Fragezeichen« wie erwähnt von »Zeichen, die semantisch keine Bedeutung haben (Anstreichungen, Unterstreichungen etc.)«. ¹⁷⁵ Funktionieren können solche Zuschreibungen, weil der Zeichenbegriff damit auf Formen bezogen wird, für die eine kontextunabhängige, alltagssprachliche Bezeichnungskonvention besteht. Einige dieser Bezeichnungen sind so stark konventionalisiert, dass man gewissen Phänomenen anscheinend einfach ansieht, welches Zeichen sie darstellen beziehungsweise welchen Namen sie tragen sollen. Neben den genannten Interpunktionszeichen gilt das auch für Buchstaben, Zahlen, Pfeile, Sterne, Haken, Klammern etc.

Schwieriger wird es, wenn man diese Zeichengruppen genauer beschreiben und systematisieren möchte. So ist erst mal die Frage zu stellen, ob es sich bei Lesespuren überhaupt um eigenständige Zeichen handelt. Einer verbreiteten Tradition folgend, lässt sich ein Zeichen definieren als »eine sinnlich wahrnehmbare Entität, die in einem Kommunikationsprozess für eine andere Sache, den Referenten, steht, diesen abbildet oder repräsentiert«. ¹⁷⁶ Auf viele der genannten Zeichen lässt sich diese Definition gut anwenden. So kann der auf Papier realisierte Buchstabe als Graphem betrachtet werden, das für ein bestimmtes Phonem steht. ¹⁷⁷ Bei An- und Unterstreichungen hingegen ist unklar, wofür diese stehen, was sie abbilden oder repräsentieren sollen – abgesehen vom Stift, auf den im peirceschen Sinn eines indexikalischen Zeichens alle Stiftspuren verweisen (siehe Abschnitte 2.2.1 und 2.2.4).

Anders als ein Buchstabe, eine Zahl oder ein anderes konventionalisiertes Zeichen sind An- und Unterstreichungen nicht allein an ihrer Form als solche erkennbar. Formal gesehen, besteht eine An- oder Unterstreichung

175 Fornari, Kriterien zur Erschließung der Bibliothek Nietzsches, S. 92.

176 Martin Kuester: *Zeichen und Zeichensystem*, in: Nünning, Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie, S. 780–782, hier S. 780. Laut Umberto Eco sind die Zeichendefinitionen verschiedener Handbücher »eher komplementär als widersprüchlich«, siehe Umberto Eco: *Semiotik und Philosophie der Sprache*, 1985, S. 30. Das dyadische Prinzip des *aliquid stat pro aliquo*, das den Kern der meisten Definitionen ausmacht, ist indes nur ein Modell neben anderen (monadischen, triadischen, tetradischen – und so weiter), vgl. Nöth, Handbuch der Semiotik, S. 136–141.

177 Ob ein einzelnes Graphem bereits ein Zeichen sein kann, oder ob es dazu eines ganzen Worts bedarf, ist indes nicht unumstritten, vgl. ebd., S. 132.

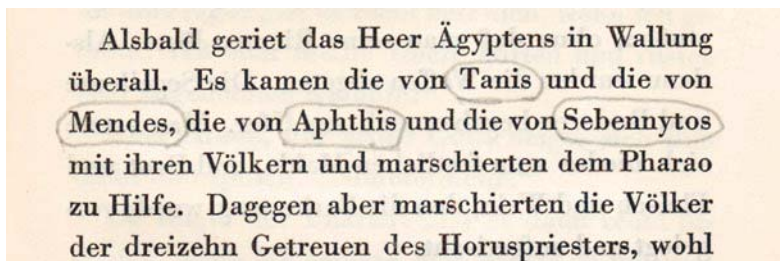


Abbildung 7: Vier bleistiftliche Umrahmungen.

Quelle: *Thomas Mann 2418*, Bild 151.

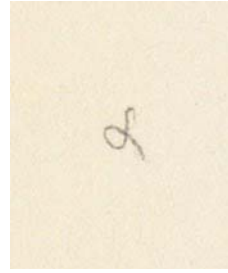
nur aus einer einzelnen, meist näherungsweise geraden Linie, einer Form also, der an sich kein eigener Zeichenwert zukommt. Erst ihre Positionierung neben oder unterhalb einer Textstelle beispielsweise, das heißt ihre spezifische Kontextualisierung in einem Zeichensystem, macht die Linie zur An- beziehungsweise Unterstreichung.¹⁷⁸

Auch aus der Perspektive der Typografie stellt eine Unterstreichung kein eigenes Zeichen, sondern eine Auszeichnungsart von anderen Zeichen dar. Unterstrichen werden können in gängigen Textverarbeitungsprogrammen denn auch immer nur bestehende Zeichen. Das Unterstreichen ist dort eher eine Zeichenmodifikation als ein Produzieren eigenständiger Zeichen. Gleich verhält es sich mit den Phänomenen auf Abbildung 7. Auch diese Stiftspuren bilden Formen, die mit der Sprache der Geometrie beschreibbar sind, aber keinen eigenständigen Zeichenwert haben. Nur der eindeutige Bezug auf eine Textstelle lässt uns diese Stiftspuren nicht als bloße Polygone oder Kreise wahrnehmen, sondern funktional als ›Umrahmungen‹ (ein Terminus, den ich dem spezifischeren Begriff der ›Einkreisung‹ vorziehe).

Die Einteilung von Stiftspuren nach Zeichentypen bringt noch weitere theoretische (und daraus folgend praktische) Probleme mit sich, nament-

178 Für die Lesespurenforschung erst noch eigens zu erschliessen wären (medien-)philosophische Zugänge zur Phänomenologie von Linien und Strichen, wie sie etwa Georg Witte, Karlheinz Lüdeking oder Sybille Krämer vorgelegt haben, vgl. Georg Witte: *Die Phänomenalität der Linie – graphisch und graphematisch*, in: *Randgänge der Zeichnung*, hg. von Werner Busch, Oliver Jehle und Carolin Meister, 2007, S. 29–54; Karlheinz Lüdeking: *Bildlinie / Schriftlinie*, in: *Busch, Jehle, Meister, Randgänge der Zeichnung*, S. 13–27, und Sybille Krämer: *Punkt, Strich, Fläche. Von der Schriftbildlichkeit zur Diagrammatik*, in: *Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen*, hg. von Sybille Krämer, Eva Cancik-Kirschbaum und Rainer Totzke, 2012, S. 79–100.

Abbildung 8: Was ist das für ein Zeichen?
 Quelle: *Thomas Mann* 96:8, Bild 39.



lich bei Phänomenen, die sich den obigen Bezeichnungen nicht so leicht zuordnen lassen oder – noch problematischer – deren Form einem Zeichen ähnlich ist, für das sie gerade *nicht* stehen. Müsste man die Stiftspur auf Abbildung 8 isoliert als ein bestimmtes Zeichen identifizieren, käme man dabei wohl am ehesten auf ein ›α‹, die Minuskel des griechischen Buchstabens Alpha. Tatsächlich handelt es sich bei dem abgebildeten Phänomen je-

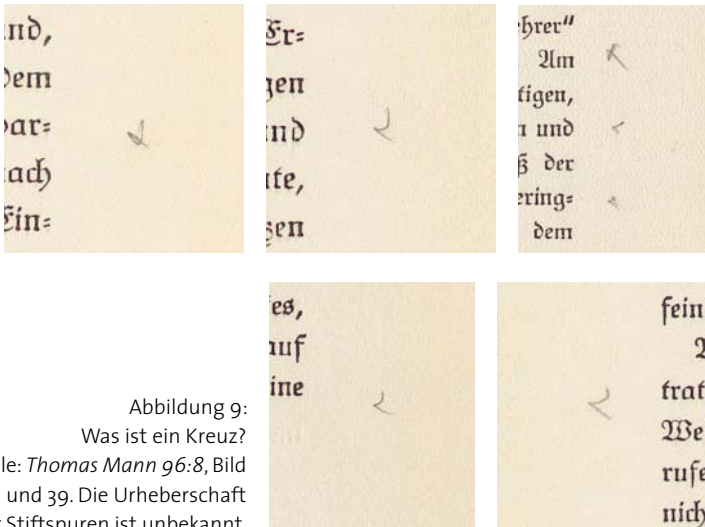


Abbildung 9:
 Was ist ein Kreuz?

Quelle: *Thomas Mann* 96:8, Bild 16, 28 und 39. Die Urheberschaft der Stiftspuren ist unbekannt.

doch um einen Extremwert auf einem Kontinuum von mehr oder minder als solchen erkennbaren Kreuzen (siehe Abbildung 9). Welches Zeichen stellen also die gezeigten Stiftspuren dar? Mit der Form eines Kreuzes haben sie teilweise sehr wenig gemeinsam; sie in diesem Zusammenhang als ›Alpha‹ zu bezeichnen, ergibt aber ebenfalls keinen Sinn.

Eine Lösung des Problems läge darin, die Phänomene auf diesem Kontinuum begrifflich als Produkte einer Handlung zu kennzeichnen, in diesem

Fall also als ›Ankreuzung‹ und nicht als Kreuz. Analog den Begriffen An- und Unterstreichung sowie Umrahmung würde man damit das zusätzliche Kriterium der Referenz auf andere Zeichen betonen.¹⁷⁹ Dieser terminologische Trick lässt sich aber nicht auf alle Zeichentypen anwenden. Spätestens an diesem Punkt wird jedenfalls klar, dass sich einige Stiftspuren nicht allein aufgrund ihrer Form eindeutig einer bestimmten Zeichengruppe zuordnen lassen.

Die Bestimmung, welches Zeichen durch eine bestimmte Stiftspur dargestellt wird, ist den obigen Ausführungen zufolge also mit zwei Problemen verbunden: *Erstens* steht man bei der Systematisierung der Zeichen vor der Herausforderung, konsistente Kriterien für die Kategorienbildung zu finden. Das Kriterium der Form ist dabei nicht in jedem Fall allein ausschlaggebend. *Zweitens* stellt sich in der Praxis stets die theoretische Frage, bis zu welchem Abweichungsgrad von der idealtypischen Form man ein Phänomen einer bestimmten Zeichengruppe noch zuordnen kann.¹⁸⁰

Im Wissen um die geschilderten Probleme und unter den Vorbehalten, die sich daraus ergeben, sei nachfolgend eine erweiterbare Systematik auf Einzelzeichenebene für stiftliche Lesespuren vorgeschlagen (siehe Tabelle 1). Die Systematik gliedert gängige Zeichenbegriffe in zwei Klassen. Die erste Klasse erschliesst sich aus dem Kriterium der Zeichenform. Die Begriffe der zweiten Klasse betonen zusätzlich den Praxisaspekt. Da sich die Bedeutung dieser Phänomene erst durch den Bezug auf andere Zeichen ergibt, bezeichne ich sie als ›Parazeichen‹.¹⁸¹

179 Diese Variante wurde im Projekt *Produktive Lektüre* gewählt. Um demgegenüber eher die Nähe zu anderen Zeichen (wie Pfeilen, Sternen und Haken) zu bewahren, verwende ich im Folgenden stattdessen den herkömmlichen Begriff ›Kreuz‹.

180 In der Sprache der Linguistik formuliert, geht es also um die Frage, aufgrund welcher Kriterien ein Zeichen als Token eines Types erkennbar ist. Von dieser auch für die Algorithmik relevanten Problematik handelt im Übrigen der designtheoretische Witz: »Das zentrale Problem von AI ist: Was sind ›a‹ und ›i?‹«. Vgl. dazu und allgemein zur Kategorisierung von (alphabetischen) Zeichen Frederik Stjernfelt: *Buchstabenformen, Kategorien und die Apriori-Position. Ein Essay in angewandter Grammatologie*, in: Schrift, hg. von Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer, 1993, S. 289–310, hier S. 297. Mit Susanne Wehde, und angelehnt an Peirce und Eco, kann man auch von der notwendigen Übereinstimmung zwischen Legizeichen (Typus) und Sinzeichen (Zeichenergebnis) sprechen – ein Prinzip, das sich vom typografischen Reich fester, gedruckter Formen auch auf freie Formen wie Handschriften übertragen lässt. Vgl. Susanne Wehde: *Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung*, 2000, S. 68.

181 Ein ähnliches Begriffsfeld deckt in der *critique génétique* der Terminus des ›metaschriftlichen Zeichens‹ ab. Dieser ›charakterisiert jedes geschriebene Zeichen,

Tabelle 1: Zeichensystematik

Zeichen (über <i>Form</i> definiert)	Parazeichen (über <i>Form</i> und <i>funktionale Referenz</i> definiert)
- Buchstaben	- Anstreichungen
- Zahlen	- Unterstreichungen
- Interpunktionszeichen	- Umrahmungen
- Korrekturzeichen	- Bestreichungen
- Pfeile	- Streichungen
- Kreuze	- Verbindungslinien
- Sterne	- Trennlinien
- Haken	- <i>weitere</i>
- <i>weitere</i>	

Bemerkung: Zur Zuordnung der Interpunktions- und Korrekturzeichen beachte man die jeweiligen Absätze in Abschnitt 2.3.2.5.

Die Bezeichnungen in dieser Systematik decken einen grossen Teil der stiftlichen Lesespuren ab, die in Manns Nachlassbibliothek auftauchen. Gleichwohl ist die Systematik selbstverständlich nicht abschliessend, insbesondere in Bezug auf Bestände aus anderen historischen und kulturellen Kontexten. Zum einen wandeln sich Zeichensysteme selbstverständlich in formaler wie in funktionaler Hinsicht stetig. Zum anderen fehlen die Zeichen nicht alphabetischer Schrifttypen sowie Piktogramme, Phonogramme und (mit Ausnahme der erwähnten Zahlen) Logogramme.¹⁸²

Ausserdem wird man immer wieder mit Phänomenen konfrontiert sein, die sich nur schlecht in die gewählte Zeichensystematik einpassen lassen oder die von der Systematik gar nicht antizipiert werden. Generell unberücksichtigt bleiben in der vorgeschlagenen Systematik stiftliche Lese-

dessen Inhalt sich auf den Schreibakt selbst, die Bedingungen der Textherstellung und die Arbeit des schriftlichen Formulierens bezieht«, siehe Almuth Grésillon: *Literarische Handschriften. Einführung in die »critique génétique«*, 1999, S. 296. Dahingegen soll der Begriff des ›Parazeichens‹ einen weiteren Fokus erlauben, als ihn die *critique génétique* mit ihrem spezifischen Blick auf Schreibprozesse hat.

182 Vgl. dazu Christa Dürscheid: *Einführung in die Schriftlinguistik. Mit einem Kapitel zur Typographie von Jürgen Spitzmüller*, 2016, S. 66–70.

spuren in Form bildlicher Darstellungen¹⁸³ (etwa in der Funktion von Illustrationen) sowie Stiftspuren, die gar keine (Para-)Zeichen darstellen *sollen*. Die Systematik erfasst demnach in erster Linie das, was man in der *critique génétique* als »grafische Signifikanten« bezeichnen würde.¹⁸⁴

Da die in der Systematik aufgeführten Begriffe teilweise auf einer Vermischung der Kategorien Form und Funktion basieren, lassen sich potenzielle Überschneidungen nicht verhindern. So kann beispielsweise ein Pfeil auch eine Verbindungslinie sein. Die Differenzierung der Begriffe und die Zuordnung von Phänomenen zu den Begriffen dürfte – zumindest auf Einzelzeichenebene – in der Regel dennoch intuitiv zu leisten sein.

2.3.2.2 Kombinatorik

Das Problem bei der Zuordnung von Phänomenen zu bestimmten Zeichentypen liegt mit der obenstehenden Systematik weniger in der definitiven Unschärfe der verwendeten Begriffe als vielmehr darin, dass stiftliche Lesespuren oft die Form kombinierter Einzelzeichen annehmen. Die Zeichen können sich dabei zu grösseren Sinneinheiten gruppieren, deren Segmentierung hinunter auf die Ebene der erwähnten Einzelzeichen hermeneutisch wenig zweckmässig wäre. Besonders die Buchstaben bleiben vorerst noch eine virtuelle Grösse, weil sie sich im konkreten Anwendungsfall meist zu Wörtern kombiniert finden.

Die Frage nach der Kombinatorik stellt sich aber nicht nur im Fall von Buchstaben, sondern steht geradezu im Zentrum einer Lesespuren-Phänomenologie. Möchte man beispielsweise die Quantität von Lesespuren erfassen, muss man erst einmal eingrenzen, was als *eine* Lesespur gilt – und dafür stringente formale Kriterien zu finden, ist schwierig. In einigen Fällen wird man geneigt sein, auch umfangreichere Buchstaben-Zahlen-Interpunktionszeichen-Ensembles als eine Sinneinheit zu erfassen (siehe zum Beispiel

183 Zum Verhältnis von Bild und Zeichen vgl. Stefan Majetschak (Hg.): *Bild-Zeichen. Perspektiven einer Wissenschaft vom Bild*, 2005. Ausserdem sei hier auf die dem Annotieren verwandte Medientechnik des Künstlers Raymond Pettibon verwiesen, der gewissermassen aus dem Lesen heraus *zeichnet*. Vgl. dazu Maja Naef: *Zeichnen als Leseverfahren. Überlegungen zu Raymond Pettibon*, in: Busch, Jehle, Meister, *Randgänge der Zeichnung*, S. 343–362.

184 Ein »grafischer Signifikant« ist nach Almuth Grésillon die »Basiseinheit des Schreibens«, namentlich umfasst die Gesamtheit der grafischen Signifikanten »einerseits die Buchstaben des Alphabets, andererseits Interpunktionszeichen und metaschriftliche Zeichen (Einfügungszeichen, Verweiszeichen, Durchstreichungsstriche, Farbstriche usw.)«. Siehe Grésillon, *Literarische Handschriften*, S. 295.

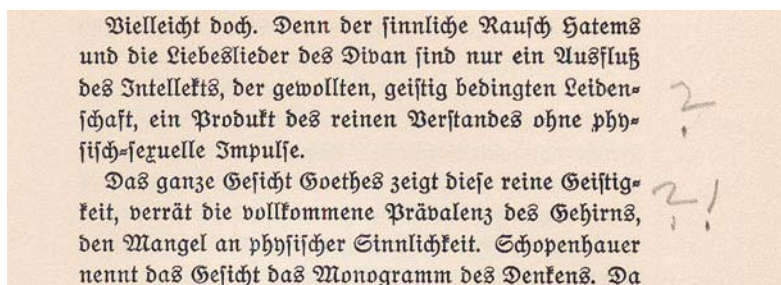


Abbildung 10: Wie viele Zeichen, Sinneinheiten und Lesespuren?

Quelle: *Thomas Mann* 510, Bild 64.

Abbildung 14), in anderen Fällen ist bereits bei einzelnen Zeichen unklar, wie viele Lesespuren sie bilden (siehe Abbildung 10).

Die hierbei relevanten Faktoren sind solche, die auch die Typografie beschäftigen. Wichtige Kriterien sind vor allem die räumliche Anordnung der einzelnen Zeichen beziehungsweise ihre Distanz zueinander, und zwar in Abhängigkeit ihrer Größe und des Abstands zu anderen, als separat erkennbaren Sinneinheiten. Zwischen allen Zeichen ist eine gewisse Nähe nötig, damit sie als eine Sinneinheit wahrgenommen werden. Wie groß die Distanz sein kann, hängt, neben der Zeichengröße, wiederum von weiteren Faktoren ab, die mitunter von den Zeichen selbst reguliert werden können, etwa über einen semantischen Bezug zu weiteren Zeichen. Andere Einzelzeichen wie Pfeile, Sternchen oder Zahlen haben bisweilen gerade die semiotische Funktion, Bezüge zwischen auseinanderliegenden Zeichen(-Komplexen) herzustellen, was neben kombinatorischen Fragen auch solche der Referenzialität tangiert (siehe Abschnitt 2.3.4).

Wie umfassend ein Zeichenkomplex sein kann, um noch als eine Einheit erfasst zu werden, entscheidet letztlich die gewählte Bezugsgröße. Der bereits aufgeworfene Begriff der ›Sinneinheit‹ verweist transparent auf eine solche Bezugsgröße, wenn auch auf eine prekäre und wiederum kaum zu formalisierende. Sinneinheiten zu eruieren, ist im Grund der Versuch, die, mit Peirce und Umberto Eco gesprochen, ›unendliche Semiose‹ zu zergliedern, ohne die gewonnenen Elemente von dieser isolieren zu können.¹⁸⁵

Ich werde – aus theoretischem Interesse ebenso wie aus praktischer Notwendigkeit – diesen Versuch wagen und eine Sinneinheit definieren als das jeweils kleinste vorliegende Bezugssystem mit ›Binnensemantik‹. Was ist demnach *eine* stiftliche Lesespur? Zur Beantwortung dieser Frage möchte

185 Vgl. Umberto Eco: *Einführung in die Semiotik*, 1972, S. 76 f.

ich die hermeneutische Spirale,¹⁸⁶ in der man sich bei der Interpretation einer stiftlichen Lesespur befindet, schematisieren und einen Ausschnitt daraus fokussieren.

Wer eine stiftliche Lesespur zu analysieren versucht, hat notwendigerweise bereits ein Verständnis von *Text*, von *Lektüre* und von *Materialität* und wird sich dem Gegenstand mit diesem Vorwissen nähern. Die Person wird also einen Text als solchen und damit die Basis für *Lesespuren* erkennen und sie wird auch *Stiftspuren* als solche erkennen. Trifft sie im Umfeld eines Texts nun auf *Stiftspuren*, sind diese als *Lesespuren* in Betracht zu ziehen – wobei der entsprechende Status erst durch den Bezug der *Stiftspur* auf den Text geklärt werden kann. An diesem Punkt tritt die *Binnensemantik* der *Stiftspur* in den Hintergrund und die *Referenz* zwischen *Stiftspur* und *Text* wird im nächsten Schritt zum entscheidenden Kriterium, bevor für das weitere Verständnis wieder der Blick auf die *Stiftspur* erfolgen muss und sodann ihr Verhältnis zum *Text* und *Kontext* – und so spiralförmig weiter.

Wofür ich plädiere, ist, dasjenige als *eine* stiftliche *Lesespur* aufzufassen, was als *Einheit* erkannt werden kann, solange die *Binnensemantik* der *Stiftspur* den *Verständnisprozess* noch dominiert. *Eine* stiftliche *Lesespur* wäre demnach das, was, in der *Prozessualität* der hermeneutischen *Spirale* gedacht, vor dem *Bezug* auf den *Referenztext* als *Einheit* erkennbar ist. Oder anders formuliert: *Eine* stiftliche *Lesespur* ist alles (und nur das), was man als *aufeinander bezogen* erkennt, bevor man für das weitere Verständnis den *Bezug* zum *gelesenen (Druck-)Text* suchen muss.

Es ist offensichtlich, dass diese Definition eher theoretischer als praktischer Art und für Erfassungsrichtlinien nicht direkt anwendbar ist. Ich halte sie aber für fruchtbar, gerade weil sie – wie noch zu zeigen sein wird – spezifische Grenzfälle produziert, anhand derer man die Problemlage genauer konturieren kann. Es handelt sich also um eine heuristische Definition.

Mit der vorgeschlagenen Definition wird noch klarer, dass die oben eingeführte Zeichensystematik oft Elemente adressiert, die unterhalb der *Lesespurenebene* liegen. *Buchstabengruppen* wird man in der Regel schon vor der *Bezugnahme* auf den *Referenztext* als *Wörter* wahrnehmen und die *Zahlen* in *Abbildung 11* als Teil *einer* Gleichung, ohne dass man sich ihrer inhaltlichen Anbindung an den *Text* vergewissert. Eine einzelne stiftliche

186 Ich spreche hier von einer hermeneutischen ›Spirale‹, da ich dieses Bild für passender halte als die Rede vom hermeneutischen ›Zirkel‹, der ja stets an den Ausgangspunkt zurückführen würde. Vgl. dazu Wolfgang Stegmüller: *Das Problem der Induktion: Humes Herausforderung und moderne Antworten. Der sogenannte Zirkel des Verstehens*, 1975, S. 69.



Abbildung 11: Eine stiftliche Gleichung am Rand.

Quelle: *Thomas Mann 900:2*, Bild 499.

Lesespur besteht demnach in vielen Fällen aus einer Kombination der genannten Einzelzeichen.

2.3.2.3 Ausprägung

Ausgangspunkt eines weiteren Problems bei der Beschreibung stiftlicher Zeichen ist die Beobachtung, dass sich stiftliche Striche in ihrer Ausprägung unterscheiden können. Einige Striche sind dicker gezogen, andere dünner, einige mehrfach, andere einfach (siehe Abbildung 12). Letztere Unterscheidung ist eng mit der Frage der Kombinatorik verbunden, geht aber nahtlos in die der Ausprägung über. Wie lässt sich eine graduelle und relationale Eigenschaft wie die Strichdicke formal beschreiben? Und inwiefern unterscheiden sich mehrfach gezogene von einfachen, dicken Strichen?

Anders als bei gedruckten Zeichen, die auf klar umrissenen Vorlagen basieren, entscheidet sich die Ausformung stiftlicher Phänomene immer erst im Moment ihrer Materialisierung. Diejenigen Eigenschaften, die bei gedruckten Zeichen durch die Typografie bestimmt werden, sind bei stiftlichen Phänomenen das Produkt von Gesten und der materiellen Konstitution des beteiligten Stifts. In viel extremerer Weise scheint für Stiftspuren damit zu gelten, was Georges Didi-Huberman für den ›Abdruck‹ festgestellt hat: »Man weiß nie genau, was sich daraus ergibt. Die Form ist im Prozeß des Abdrucks nie wirklich ›vorher-sehbar‹: sie ist immer problematisch, unerwartet, unsicher, offen.«¹⁸⁷ Hier liegt förmlich ein wesentlicher Unterschied zwischen Gedrucktem und Stiftlichem: Während das eine auf einer festen Form basiert (zwar nicht absolut, wie mit Verweis auf Didi-Huberman zu

187 Georges Didi-Huberman: Ähnlichkeit und Berührung. *Archäologie, Anachronismus und Modernität des Abdrucks*, 1999, S. 18. Hervorhebungen im Original.

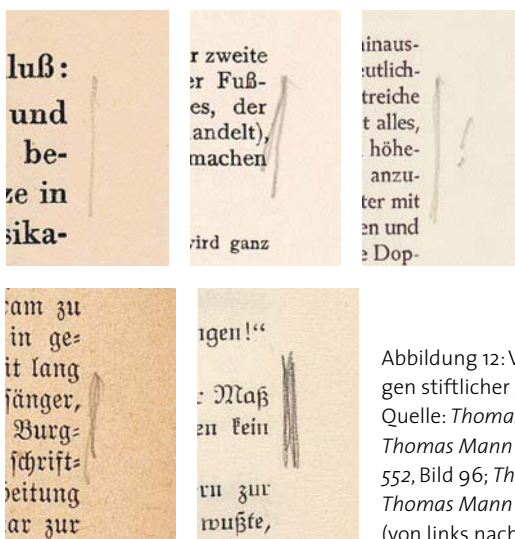


Abbildung 12: Verschiedene Ausprägungen stiftlicher Anstreichungen.

Quelle: *Thomas Mann* 4427, Bild 74; *Thomas Mann* 2535, Bild 24; *Thomas Mann* 552, Bild 96; *Thomas Mann* 3010, Bild 16; *Thomas Mann* 956:4, Bild 100 (von links nach rechts).

bemerken ist, aber eben doch noch sehr rigid), folgt das andere einer – auf mehreren Ebenen – viel *freieren* Formgebung.

Die Problemlage, die sich durch die unterschiedliche Ausprägung stiftlicher Striche ergibt, lässt sich darum auch nicht vollends mit typografischen Paradigmen auflösen. Um stiftliche Striche als Darstellung bestimmter Zeichen erkennen zu können, müssen sie, wie gedruckte Lettern, in ausreichender Ähnlichkeit zum Idealtypus des entsprechenden Zeichens stehen – darüber hinaus gibt es für ihre Produktion aber keinerlei formale Standards. Und weil es keine solchen Standards gibt, bereitet auch ihre formale Beschreibung notwendigerweise (noch) Mühe.

Aus pragmatischen wie theoretischen Gründen wurde im Projekt *Produktive Lektüre* die Strichdicke nicht erfasst. Bei gewissen (Para-)Zeichen wurde hingegen erfasst, ob die Strichführung einfach oder mehrfach verläuft. Allein schon dieses Merkmal formal zu definieren, bereitet Mühe. Ab wann soll ein Strich als mehrfach geführt gelten (vgl. Abbildung 13)? Im Streben nach einfachen Richtlinien und einem möglichst hohen ›inter-annotator agreement‹ wurde die Schwelle im Projekt *Produktive Lektüre* sehr tief angesetzt und bereits kleinere Überlappungen als mehrfache Strichführung erfasst. In der Auseinandersetzung mit solch unstandardisierten Phänomenen wird freilich jede Richtlinie ihre je eigenen Grenzfälle erschaffen.

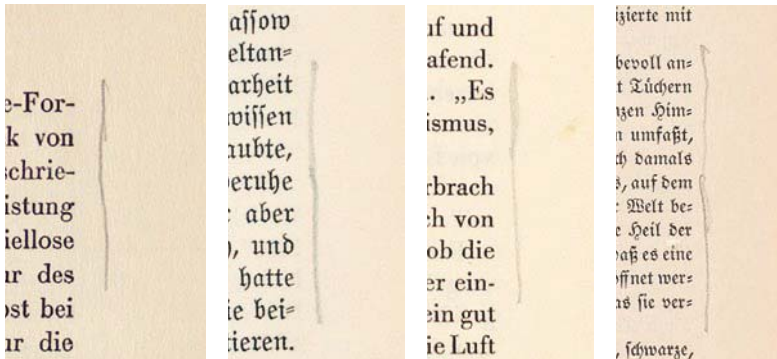


Abbildung 13: Mehrfach angestrichen oder bloss zweimal angesetzt?
 Quelle: *Thomas Mann* 4413, Bild 202; *Thomas Mann* 935:2, Bild 364; *Thomas Mann* 3935, Bild 112; *Thomas Mann* 937, Bild 590 (von links nach rechts).

2.3.2.4 Semantizität

Anstatt die vorgefundenen Zeichentypen wie bisher üblich dichotomisch in Marginalien und Merkzeichen aufzuteilen, plädiere ich dafür, ausgehend von der vorgestellten Zeichensystematik, den einer bestimmten stiftlichen Lesespur inhärenten, vom konkreten Kontext unabhängigen Bedeutungsgehalt anzugeben und diese graduelle Eigenschaft als ›semantischen Eigenwert‹ oder ›Semantizität‹ zu bezeichnen. Wie mit der Dichotomie Marginalien/Merkzeichen beziehungsweise mit der terminologisch fragwürdigen Unterscheidung ›textliche/sprechende‹ Marginalien versus ›grafische/stumme‹ Marginalien intendiert, erlaubt die Bestimmung des semantischen Eigenwerts von stiftlichen Lesespuren eine – hiermit freilich präziser benannte – Angabe ihres Interpretationspotenzials.

Am einen Ende dieser Semantizitätsskala befinden sich die Parazeichen, deren semantischer Eigenwert gegen Null tendiert. Komplexe Zeichenfolgen wie Wörter oder gar Sätze wiederum sind am anderen Ende der Skala anzusiedeln – ihr semantischer Eigenwert ist so gross, dass er sich in Wörterbüchern finden lässt oder eigenen Textcharakter erlangt. Die Leistung der Semantizitätskategorie liegt nun darin, den Raum zwischen diesen Extremen als Kontinuum wahrnehmbar zu machen und zum Beispiel neben einem Text stehende stiftliche Ausrufezeichen weder mit blossen Unterstreichungen noch mit gehaltvollen Marginalien gleichzusetzen.

Relevanz gewinnt die Semantizitätskategorie auch in Auseinandersetzung mit Phänomenen, deren Status als Zeichen grundsätzlich unsicher ist: Kritzeleien. Beim Kritzeln, das übrigens fast notwendigerweise mit Stiften

geschieht,¹⁸⁸ handelt es sich »zumeist um die Herstellung von linearen Grafismen, die weder Schrift noch Bild sind und dennoch Momente von beidem beinhalten«. ¹⁸⁹ Die Unsicherheit des Zeichenstatus von Kritzeleien ist also nicht blosser Effekt der ihnen zugrundeliegenden Handlung, sondern nachgerade deren Sinn. Kritzeleien weisen damit insofern auf die Relevanz der Semantizitätskategorie hin, als sie diese spezifisch unterlaufen: »In dieser Überforderung jeder Semiose kann das Kritzeln jedoch abseits einer Defizitmarkierung Verweischarakter annehmen, indem eben auf dieses Jenseits des Zeichens gedeutet wird.«¹⁹⁰ Nicht jede Spur einer lesenden Person muss demnach eindeutig als Zeichen lesbar sein. Es gibt auch Phänomene, die gerade aus einem Spiel mit der potenziellen Differenz zwischen Stiftspuren und Zeichen entstehen.

2.3.2.5 Einzelzeichen

Buchstaben

Wie erwähnt kommen stiftliche Lesespuren in Form von Buchstaben meist zu grösseren Gefügen gruppiert vor. Das können Abkürzungen aus zwei oder mehr Buchstaben, ganze Wörter, Phrasen oder Sätze sein. Auch Kombinationen mit Zahlen sind wiederholt anzutreffen, paradigmatisch in Wendungen wie »1816 ist er 43 jähr.« (siehe Abbildung 14).¹⁹¹ Es sind diese Buchstaben- oder Buchstaben-Zahlen-Gruppen, die die bisherige Forschung am eindeutigsten als »Marginalien« klassifiziert.

Unklar ist indes, ob sich auch einzelne Buchstaben als Marginalien qualifizieren. Wie in Abschnitt 2.1.3.4 ausgeführt, gibt es hierzu unterschiedliche Ansichten. Bei Sperl gelten neben Wörtern auch Buchstaben (sowie Ausrufe- und Fragezeichen und Zahlen) als »sprechende/textliche Marginalien«, bei Amann und Grote (»Randnotizen« müssen »mindestens Wortcharakter haben«) sowie Giuriato (»ein Wort genügt«) liegt die Grenze

188 Friedrich Weltzien weist daraufhin, dass Kritzeln »an die Körpermotorik gebunden« ist – und die instrumentelle Verlängerung des Körpers ist dabei zumeist ein Stift, möchte man hinzufügen. Dies ändert sich erst in jüngerer Zeit mit neueren Praktiken und Techniken des Kritzelns im digitalen Raum, wo Finger öfter direkt auf Oberflächen oder mittels einer Computermaus kritzeln können. Vgl. Friedrich Weltzien: *Kritzeln*, in: *Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs*, hg. von Heiko Christians, Matthias Bickenbach und Nikolaus Wegmann, 2015, S. 382–392, hier S. 389.

189 Ebd., S. 384.

190 Ebd.

191 Nach Dürscheid sind solche Verbindungen von Logogrammen und Buchstaben in der deutschen Sprache sogar »die Regel«, vgl. Dürscheid, *Einführung in die Schriftlinguistik*, S. 67.

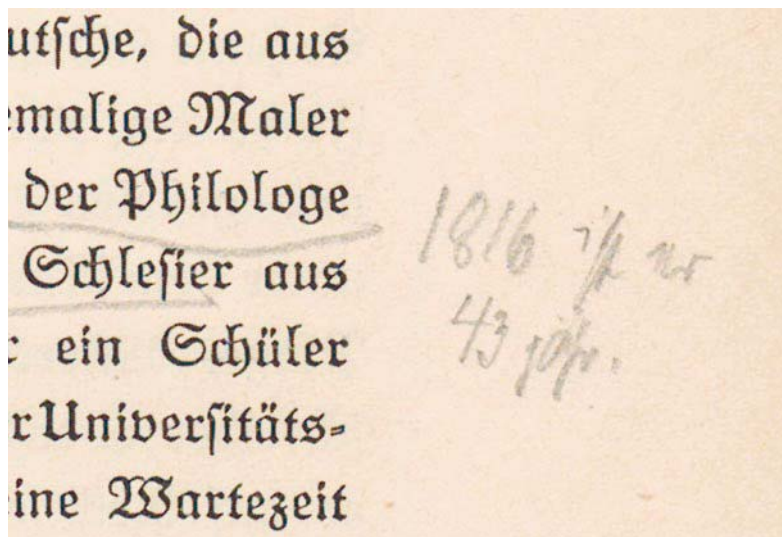


Abbildung 14: Marginalie mit stiftlichen Buchstaben und Zahlen.

Quelle: *Thomas Mann* 563, Bild 92.

höher.¹⁹² Durch den Fokus auf die Einzelzeichenebene kann diese typologische Frage in der vorliegenden Phänomenologie vorerst noch aufgeschoben und schlicht festgehalten werden, dass neben Buchstabengruppen auch stiftliche Einzelbuchstaben in Manns Bibliothek keine Seltenheit sind. In der Regel handelt es sich dabei um Abkürzungen und/oder Korrekturen von Drucktext.

Zahlen

Mit den Zahlen verhält es sich grundsätzlich ähnlich wie mit den Buchstaben, auch sie treten oft kombiniert auf. Bemerkenswert sind hierbei insbesondere die zahlreichen Gleichungen von Manns Hand, die quer über die ganze Bibliothek auftauchen. Vielfach zeugen diese von – mathematisch simplen – Berechnungen zum Alter von im Text erwähnten Personen (siehe Abbildung 11). Fortlaufende Nummerierungen am Rand oder andere Strukturierungsmethoden mittels Zahlen haben eher Seltenheitswert.¹⁹³

192 Vgl. Sperl, Grundsätze zur Einrichtung und Benutzung des Verzeichnisses, S. 92; Amann, Grote, Die »Wiener Bibliothek« Hermann Brochs, S. XXX, und Giuriato, Prolegomena zur Marginalie, S. 179.

193 Für eine fortlaufende Nummerierung siehe in *Thomas Mann* 4949 L die Bilder 68–76.

Interpunktionszeichen

Ein Zeichentyp, der funktional heterogene Phänomene umfasst, sind die Interpunktionszeichen. In synchroner Perspektive ist die Gruppe formal einfach zu definieren: Christa Dürscheid unterscheidet ›Satzzeichen‹ und ›Hilfszeichen‹, erstere sind im Deutschen ›Punkt‹, ›Ausrufezeichen‹, ›Fragezeichen‹, ›Komma‹, ›Semikolon‹, ›Doppelpunkt‹, ›Gedankenstrich‹, ›Klammern‹ und ›Anführungszeichen‹, letztere umfassen ›Apostroph‹, ›Ergänzungsstrich‹, ›Auslassungspunkte‹, ›Abkürzungspunkt‹, ›Schrägstrich‹, ›Bindestrich‹ und ›Trennstrich‹.¹⁹⁴ Den Zeichen kommen jeweils klar beschreibbare Funktionen zu und diesen entsprechend können sie auch mit dem Stift in Drucktexten angebracht werden.

Inwiefern es sich bei Interpunktionszeichen indessen tatsächlich um eigenständige Zeichen in meinem Sinn handelt, ist bei näherem Besehen weit weniger klar, als es die oben stehende Systematik suggerieren mag. So zeigen bereits ihre Namen (ob ›Interpunktionszeichen‹, ›Satzzeichen‹ oder ›Hilfszeichen‹), dass man es hierbei durchaus mit Phänomenen zu tun hat, deren Zeichenwert stark von der Referenz auf andere Zeichen(-Komplexe) abhängt – und die also auch den Charakter von *Parazeichen* haben können. Denn theoretisch sind ein Punkt, ein Apostroph oder ein Schrägstrich zwar formal standardisiert, aber in der stiftlichen Praxis sind sie meist auf den Bezug zu anderen Zeichen angewiesen, wenn sie als solche erkannt werden sollen.

Wie alle Zeichen und sprachlichen Elemente unterliegen im Übrigen selbstverständlich auch Interpunktionszeichen und ihre Anwendung dem historischen Wandel.¹⁹⁵ Auch für die Interpunktionszeichen gilt folglich, was ausdrücklich für alle hier behandelten Zeichen gilt: In der konkreten Interpretationssituation ist zwingend der kulturhistorische Kontext der Zeichenproduktion zu berücksichtigen.

Bei Interpunktionszeichen wird die Ausgangslage diesbezüglich durch den Umstand verkompliziert, dass sich einige von ihnen als Symbole etabliert haben, als die sie auch aussersyntaktisch verwendbar sind. Insbesondere das Ausrufe- und das Fragezeichen haben einen symbolischen Wert erlangt, dessen Bedeutungsgehalt zwar noch mit ihrer ursprünglichen Funktion korrespondiert, aber auch auf andere Sinnzusammenhänge applizierbar ist (der also, im Gegensatz zu demjenigen anderer Interpunk-

194 Dürscheid, Einführung in die Schriftlinguistik, S. 154 f.

195 Vgl. Karsten Rinas: *Theorie der Punkte und Striche. Die Geschichte der deutschen Interpunktionslehre*, 2017.

tionszeichen, keinen unbedingten Referenzbedarf mehr hat). Hierfür hilft es, an den linguistischen Unterschied zwischen Satzmodus, zu dessen Kennzeichnung syntaktisch verwendete Ausrufe- und Fragezeichen dienen, und Sprechhandlung zu erinnern.¹⁹⁶ Symbolisch verwendete Ausrufe- und Fragezeichen heben diesen Unterschied auf, indem sie selbst in performativer Weise für die Sprechhandlungen stehen, zu deren Verschriftlichung sie ursprünglich dienten. Symbolisch verwendete Ausrufezeichen kennzeichnen also durch »besondere Eindringlichkeit und Expressivität« keine Ausrufesätze,¹⁹⁷ sondern sind selbst Zeichen dieser Expressivität. Und symbolisch verwendete Fragezeichen markieren nicht den Abschluss von Frageätzen, sondern stellen selbst infrage.¹⁹⁸

Die Performativität der Zeichenverwendung findet sich noch intensiviert, wo die symbolischen Ausrufe- und Fragezeichen mehrfach gesetzt beziehungsweise miteinander kombiniert sind – und gesteigert wird damit auch die formale Komplexität. Zunächst stellt sich hier die kombinatorische Frage besonders anschaulich. Sind die Zeichenfolgen auf Abbildung 15 semiotisch und semantisch jeweils mehr als die Summe ihrer Ausrufe- und Fragezeichen? Bilden sie eigene Sinneinheiten?

Dafür spricht zum einen, dass die Einzelzeichen räumlich oft mindestens so eng gruppiert sind wie Buchstaben innerhalb von Wörtern. Typografisch gesprochen: Die Spationierung deutet daraufhin, dass es sich um eine Sinneinheit handeln soll. Zum anderen haben sich einige der Kombinationen so stark konventionalisiert, dass sie wiederum als eigene Symbole fungieren. Formalisiert zeigt sich das heute im digitalen Raum, wo der Unicode-Standard mehrere Kombinationen aus Ausrufe- und Fragezeichen vorsieht und diese jeweils als unterschiedliche *Einzelzeichen* definiert: Mit der Unicode-Version 1.1 wurde der »Double Exclamation Mark« (⚡) eingeführt, mit Version 3.0 der »Question Exclamation Mark« (?!), sowie der »Exclamation Question Mark« (?!?) und mit Version 3.2 der »Double Question Mark« (??).¹⁹⁹

Unicode verdeutlicht so, dass zumindest theoretisch jede Kombination als eigene Sinneinheit verstanden und damit unterschiedlich interpretiert werden kann. Ein Ausrufezeichen gefolgt von einem Fragezeichen

196 Vgl. dazu Dürscheid, Einführung in die Schriftlinguistik, S. 156.

197 So beschreibt Nerius im syntaktischen Zusammenhang die Funktion von Ausrufezeichen, siehe Dieter Nerius (Hg.): *Deutsche Orthographie*, 2007, S. 243.

198 Vgl. zur syntaktischen Funktion des Fragezeichens ebd.

199 *Unicode Character Database: Derived Property Data* (unicode.org/Public/UCD/latest/ucd/DerivedAge.txt).

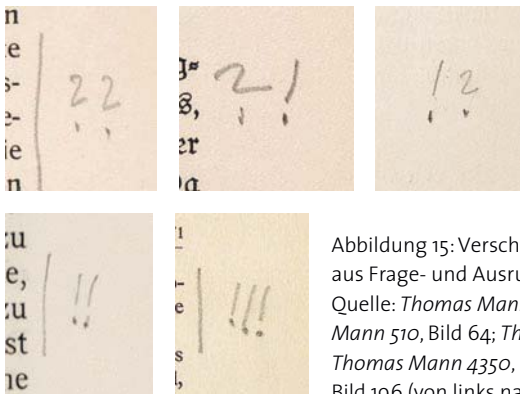


Abbildung 15: Verschiedene Kombinationen aus Frage- und Ausrufezeichen.

Quelle: *Thomas Mann* 4128, Bild 196; *Thomas Mann* 510, Bild 64; *Thomas Mann* 628, Bild 108; *Thomas Mann* 4350, Bild 152; *Thomas Mann* 624, Bild 196 (von links nach rechts).

muss nicht dasselbe bedeuten wie dieselbe Kombination in umgekehrter Reihenfolge – und so weiter.²⁰⁰ Welch *symbolischen* Wert die Ausrufe- und Fragezeichen annehmen können, demonstriert im Übrigen der Umstand, dass Unicode für sie neben den normalen Schriftzeichen auch Emojis bereitstellt – und zwar eben auch in der Ausführung eines doppelten Ausrufezeichens (❗❗) beziehungsweise eines Ausrufezeichens gefolgt von einem Fragezeichen (❗?).²⁰¹

Die Additions- und Kombinationsmöglichkeiten beschränken sich indes nicht auf Doppelformen. Die Möglichkeiten sind unbeschränkt und mit jedem Unterschied in der Zeichen-(Reihen-)Folge kann die Bedeutung variieren.²⁰² Um nur zwei Kategorien (und nicht für jede auftretende Kombination eine eigene Kategorie) bilden zu müssen, wurden im Projekt *Produktive*

200 Wissenschaftliche Literatur zur Kombination von Ausrufe- und Fragezeichen, zumal in symbolischer Verwendung, gibt es kaum. Einer der wenigen Texte zu diesem Thema beschäftigt sich sinnbildlicherweise explizit nur mit der Kombination »?!«, vgl. Jochen Geilfuß-Wolfgang: *Was ist das denn?!* Über die Kombination aus Fragezeichen und Ausrufezeichen, in: *Expressivität im Deutschen*, hg. von Franz d’Avis und Rita Finkbeiner, 2019, S. 295–311, hier S. 296.

201 Die entsprechenden Standards wurden bereits mit der Emoji-Version 1.0 erlassen, vgl. *Emoji Data for UTR #51* (unicode.org/Public/emoji/1.0/emoji-data.txt). Für weitere Informationen und verschiedene grafische Umsetzungen der Emojis vgl. die entsprechenden Einträge auf *Emojipedia: Double Exclamation Mark* (emojipedia.org/double-exclamation-mark/) und *Exclamation Question Mark* (emojipedia.org/exclamation-question-mark/).

202 Ein Beispiel für eine Kombination aus drei Ausrufezeichen findet man in *Thomas Mann* 624, Bild 196, Phänomene 3, 7 und 8.

Lektüre kombinierte Ausrufe- und Fragezeichen darum in ihre Bestandteile zerlegt, worauf diese je einzeln erfasst wurden.

Korrekturzeichen

Ein funktional motivierter, aber formal standardisierter Zeichentyp sind die Korrekturzeichen. Das bekannteste Korrekturzeichen ist vermutlich das Deleatur (>§), das zur Kennzeichnung von Texttilgungen dient, daneben existieren zahlreiche weitere Zeichen.²⁰³ Streng genommen sind indessen auch gewisse standardisierte Korrekturzeichen eher *Parazeichen* als Zeichen, insofern ihre (korrektive) Bedeutung erst durch den Bezug auf andere Zeichen offenbar wird. Nicht zuletzt deshalb gehören stiftliche Korrekturen in Drucktexten zu den am schwierigsten zu systematisierenden Phänomenen im Bereich der Lesespurenforschung – zumal sie *nicht* nur aus standardisierten Korrekturzeichen bestehen müssen.

Stiftliche Korrekturen können mit beliebigen (Para-)Zeichen vollzogen werden: Ein falscher Buchstabe in einem Wort kann einfach überschrieben werden, ein fehlendes (Para-)Zeichen ergänzt, ein überzähliges gestrichen und so weiter. Ob es sich dabei um eine Korrektur handelt und wenn ja, um welche, ist jeweils Interpretationssache. Der Sinn von standardisierten Korrekturzeichen liegt deshalb darin, Korrekturen *als solche* zu kennzeichnen. Die Korrektur selbst involviert dabei in der Regel mehrere (Para-)Zeichen. Ein Deleatur beispielsweise streicht nicht eigenständig, sondern veranlasst, dass ein anderes (Para-)Zeichen als Streichung verstanden wird; es wirkt also relational.

Welche (Para-)Zeichen zusammengehören und dabei *eine* Lesespur bilden, ist da am schwierigsten zu entscheiden, wo nicht standardisierte Zeichen oder Zeichensysteme vorkommen, so auch bei Korrekturen. Ist eine Korrektur mittels gängiger Korrekturzeichen ausgeführt, bereitet es keine Mühe, das entsprechende Bezugssystem als Einheit zu erkennen. Anders liegt der Fall bei (im untersuchten Korpus viel häufiger vorkommenden) Korrekturen mittels nicht standardisierter (Para-)Zeichen. Bei diesen Phänomenen kommt auch die in Abschnitt 2.3.2.2 vorgeschlagene heuristische Definition zur Quantifizierung von Spuren an ihre Grenzen – oder weist, je nach Perspektive, produktiv auf diese Grenzen hin. Inwiefern es sich bei Korrekturen um Einheiten handelt und als wie umfassend diese jeweils zu verstehen sind, ist wiederum Teil eines hermeneutischen Entscheidungsprozesses. Korrekturzeichen bieten durch ihre Standardisierung hierbei ein

203 Eine Aufstellung von (historischen) Korrekturzeichen findet sich beispielsweise in Wilhelm Olbrich: *Einführung in die Verlagskunde*, 1932, S. 139–145.

wenig Klarheit. Sie sind gewissermassen die raren Regeln, die die ansonsten allgegenwärtigen Ausnahmen bestätigen.

Im Projekt *Produktive Lektüre* waren ›Korrekturzeichen‹ keine eigene Kategorie. Stattdessen wurde grösseres Augenmerk auf die effektive Funktion der vorgefundenen Zeichen gelegt und entsprechende Phänomene als ›Korrekturen‹ erfasst. Diese Kategorie ist notwendigerweise umfassender als der formal definierte Zeichentyp der ›Korrekturzeichen‹.²⁰⁴

Pfeile, Kreuze, Sterne und Haken

Auch Pfeile, Kreuze, Sterne und Haken sind rein formal definierte Zeichen.²⁰⁵ Ob ein Strich(-Gefüge) als eines dieser Zeichen wahrgenommen wird, hängt zumindest theoretisch nur von seiner Form und nicht von seiner Funktion ab. So kann jedes dieser Zeichen unterschiedliche Funktionen übernehmen. Pfeile etwa können unter anderem als Diagramme dienen, also als »arbiträre geometrische Zeichen für abstrakte, nicht abbildbare Sachverhalte«,²⁰⁶ sie können Relationen abbilden oder rein deiktisch funktionieren.²⁰⁷ Welche Funktion sie tatsächlich erfüllen, entscheiden die Betrachtenden, und zwar nachdem sie den Zeichentyp aufgrund *formaler* Kriterien bestimmt haben.

Wie bereits ausgeführt, fällt diese Bestimmung bei stiftlichen Phänomenen in der Praxis nicht immer gleich leicht. Die Abbildung 9 mit den verschiedenen Schwundstufen von Kreuzen bietet nur eine von vielen möglichen Beispielreihen, weitere Problemfälle lassen sich für jeden Zeichentyp finden. Unklarheiten bestehen dabei in alle Richtungen, in Abgrenzung der vier Typen untereinander sowie zu den anderen (Para-)Zeichen.

204 Zum Verhältnis von Annotation und Korrekturfunktion siehe im Übrigen Abschnitt 4.2.1.1.

205 Gelegentlich wird begrifflich zwischen ›Kreuzen‹ und ›Kreuzchen‹, ›Sternen‹ und ›Sternchen‹ sowie ›Haken‹ und ›Häkchen‹ unterschieden; ich mache diese Unterscheidung nicht.

206 Hartmut Günther: *Schriftliche Sprache. Strukturen geschriebener Wörter und ihre Verarbeitung beim Lesen*, 1988, S. 27.

207 Als primär deiktisches, in dieser Systematik nicht eigens berücksichtigtes Zeichen ist das zu früheren Zeiten häufig gebrauchte Handsymbol mit zeigendem Finger, auch ›manicule‹ oder ›Nota-bene-Zeichen‹ genannt. Unicode kennt dafür sechs verschiedene Zeichen, zum Beispiel U+261E (☞). Vgl. Sherman, *Used books*, S. 25–52, Keith Houston: *Shady Characters. The Secret Life of Punctuation, Symbols & Other Typographical Marks*, 2013, S. 167–185, und Ursula Rautenberg, Ute Schneider: *Historisch-hermeneutische Ansätze der Lese- und Leserforschung*, in: *Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch*, hg. von Ursula Rautenberg und Ute Schneider, 2015, S. 85–114, hier S. 103.

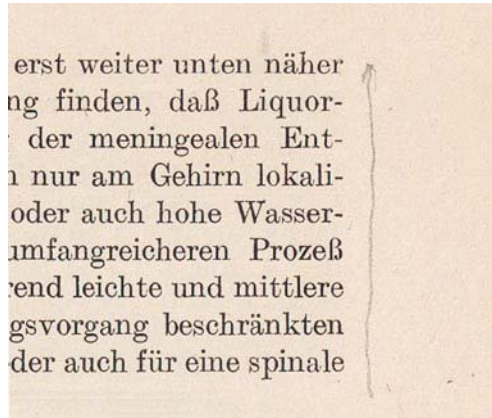


Abbildung 16:
Anstreichung oder Pfeil?
Quelle: *Thomas Mann* 4982,
Bild 46.

Anstreichungen und Unterstreichungen

Als ›Anstreichungen‹ bezeichne ich diejenigen Striche am seitlichen Rand von Texten, die sich erkennbar auf den Text beziehungsweise bestimmte Textteile beziehen. Die Striche können dabei horizontal, vertikal oder schräg zur Textrichtung stehen und gerade oder krumm verlaufen (siehe Abbildung 17). Analog dazu bezeichne ich diejenigen Striche unterhalb von Textzeilen, die sich erkennbar auf den direkt darüber befindlichen Text beziehen, als ›Unterstreichungen‹. Auch Unterstreichungen können gerade oder krumm verlaufen, sie richten sich dabei aber an der Textrichtung aus.

Wie bei allen Parazeichen geht das Wesen von An- und Unterstreichungen aber nicht vollends in solch rein formalen Kriterien auf. Entscheidend ist bei Parazeichen immer auch die Referenz zu anderen Zeichen; erst die Referenz macht die Parazeichen zu dem, was sie sein sollen. Parazeichen sind demnach nur durch ihre Form *und* ihre funktionale Referenzialität zu bestimmen, wobei sich Form, Funktion und Referenz nicht trennen lassen: Die Form verweist auf die Referenz und diese Referenz *ist* die semiotische Funktion von Parazeichen. Adäquate Definitionen von Parazeichen sind in diesem Sinn deshalb notwendigerweise tautologisch. Eine Anstreichung etwa ist am verständlichsten definiert als ein Strich, mit dem ein Text oder bestimmte Textteile *angestrichen* werden.

Umrahmungen

Als ›Umrahmungen‹ im Sinn stiftlicher Lesespuren bezeichne ich diejenigen Striche, die einen Text beziehungsweise bestimmte Textteile ganz oder teilweise umfassen. Die Linienführung kann dabei abgewinkelt oder gerundet verlaufen (siehe beispielsweise Abbildung 7 auf Seite 77).

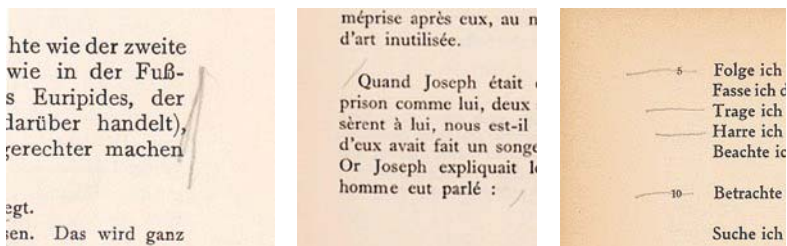


Abbildung 17: Stiftliche Anstreichungen – vertikal, schräg, horizontal.

Quelle: *Thomas Mann* 2535, Bild 24; *Thomas Mann* 4151:4, Bild 217; *Thomas Mann* 2453, Bild 191 (von links nach rechts).

Bestreichungen

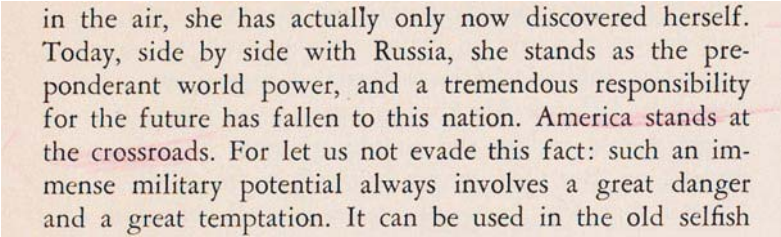
Als ›Bestreichungen‹ bezeichne ich diejenigen Stiftspuren, die einen Text beziehungsweise bestimmte Textteile flächig überlagern (ohne ihn zu verdecken) und gleichzeitig keinem anderen Zeichentyp – etwa einer ›Streichung‹ – zuzuordnen sind. Auf den naheliegenden Begriff der ›Überstreichung‹ verzichte ich hierbei bewusst, da dieser terminologisch einen Gegensatz zur ›Unterstreichung‹ impliziert. Der Terminus des ›Überstreichens‹ wäre demnach zu reservieren für die konträre Operation zum ›Unterstreichen‹, und nicht für dasjenige, was ich unter der Tätigkeit des ›Bestreichens‹ verstehe.

Bei Bestreichungen ist insbesondere an solche Stiftspuren zu denken, wie sie Textmarker hinterlassen. Da im untersuchten Bestand Textmarker noch kaum zur Anwendung kommen konnten (siehe Abschnitt 2.3.1.6), treten sie dort höchst selten auf (siehe Abbildung 18 für eines der wenigen Beispiele) und bildeten im Projekt *Produktive Lektüre* keine eigene Kategorie. Dahingegen gibt es dort zahlreiche farbige Varianten anderer (Para-)Zeichen, insbesondere von An- und Unterstreichungen sowie von Kreuzen (vgl. als konträres Beispiel Abbildung 6 auf Seite 84).

Streichungen

In formaler Hinsicht lassen sich ›Streichungen‹ beschreiben als diejenigen Striche, die einen Text beziehungsweise bestimmte Textteile überlagern. Gleichzeitig vermag auch diese Beschreibung nicht alles zu erfassen, was Streichungen ausmacht. Auch Streichungen sind Ausdruck von *funktional* bestimmten *Referenzen* – und damit einhergehend von Praktiken, die sich insbesondere im Fall von Streichungen nicht gänzlich auf formale Aspekte reduzieren lassen.

Lucas Marco Gisi et al. sehen im Streichen geradezu den »praktisch-



in the air, she has actually only now discovered herself. Today, side by side with Russia, she stands as the preponderant world power, and a tremendous responsibility for the future has fallen to this nation. America stands at the crossroads. For let us not evade this fact: such an immense military potential always involves a great danger and a great temptation. It can be used in the old selfish

Abbildung 18: Bestreichung mit rotem Farbstift.

Quelle: *Thomas Mann 1836*, Bild 25.

produktive[n] Gegenpol zum Fortgang des Schreibens«²⁰⁸ und messen der Praxis (und dem Begriff) damit eine eminente epistemologische und poetologische Bedeutung zu.²⁰⁹ Doch wie soll man das Wesen der Streichung angesichts dieses theoretischen Gewichts prägnant erfassen? Auch hierfür kommt man um eine behelfsmässige tautologische Erweiterung der Definition nicht herum: Streichungen sind diejenigen Striche, die einen Text beziehungsweise bestimmte Textteile überlagern und dadurch streichen.²¹⁰

Zu unterscheiden ist in der vorgeschlagenen Systematik zwischen freihändigen Streichungen (siehe Abbildung 2 auf Seite 35) und den entsprechenden standardisierten Korrekturzeichen. Im Projekt *Produktive Lektüre* wurde diese Unterscheidung nicht gemacht und Streichungen wie Korrekturzeichen wurden unter Korrekturen subsumiert.

Verbindungs- und Trennlinien

Unter ›Verbindungslineien‹ verstehe ich diejenigen Striche, deren primäre Funktion darin besteht, eine grafische Verbindung zwischen zwei oder mehreren Elementen herzustellen. Wie alle Parazeichen sind damit auch

208 Lucas Marco Gisi, Hubert Thüring, Irmgard M. Wirtz: *Einleitung*, in: Schreiben und Streichen. Zu einem Moment produktiver Negativität, hg. von Lucas Marco Gisi, Hubert Thüring und Irmgard M. Wirtz, 2011, S. 7–22, hier S. 8.

209 Vgl. dazu auch Almuth Grésillon: *Rature, silence, censure*, in: Le sens et ses hétérogénéités, hg. von Herman Parret, 1991, S. 191–202, und Almuth Grésillon: *La mise en œuvre. Itinéraires génétiques*, 2008, S. 83–96.

210 Ausführlicher hat das Wirth: »Die Streichung ist also eine Verneinung, die das, was sie verneint, sichtbar macht, als Interferenz zweier Spuren, als Spur eines Schreibakts, der Geschriebenes hervorgebracht hat und nun überlagert wird von der Spur eines Streichakts. Ein sekundärer Schreibakt qua Streichakt, der eine Willensentscheidung des Schreibers markiert zum Ausdruck bringt: ein primärer Schreibakt soll revidiert, repariert, negiert werden.« Siehe Uwe Wirth: *Logik der Streichung*, in: Gisi, Thüring, Wirtz, Schreiben und Streichen, S. 23–45, hier S. 23 f.

2. Geschlechtliche pronomina.

§ 147.

Masc.	Neutr.	Fem.
Sg. N. <u>ēr</u>	<u>ēs</u>	<u>si, sī, siu, sie</u>
G. (<u>ēs</u>)	<u>ēs</u>	<u>ir(e)</u>
D.	<u>im(e)</u>	<u>ir(e)</u>
A. <u>in</u>	<u>ēs</u>	<u>sie, si, sī, siu.</u>
Pl. N.	<u>si, sī, sie, siu</u>	
G.	<u>ir(e)</u>	
D.	<u>in</u>	
A.	<u>si, sī, sie, siu.</u>	

Abbildung 19: Unterstreichungen, Klammern – und eine Verbindungslinie.
Quelle: *Thomas Mann 2873*, Bild 85.

Verbindungslinien erst durch ihre Referenten als solche erkennbar. Um die Referenz eindeutig kenntlich zu machen, werden Verbindungslinien oft kombiniert mit anderen (Para-)Zeichen und lassen sich dementsprechend meist als Teilelement einer grösseren Einheit auffassen.

In umgekehrter Funktion wirken ›Trennlinien‹, die zwei oder mehrere Elemente separieren sollen. Sowohl Verbindungslinien als auch Trennlinien kommen im untersuchten Korpus nicht häufig vor und wurden im Projekt *Produktive Lektüre* nicht als eigene Lesespurtypen erfasst. Die Funktionen dieser Typen sind aber so grundlegend – nicht zuletzt auch in anderen Korpora²¹¹ –, dass sie hier dennoch erwähnt seien.

2.3.3 Position

Ein Kriterium, das in der Lesespurenforschung bereits verschiedentlich präsent ist, ist die Position. Wie in Abschnitt 2.1.3.1 ausgeführt, beinhalten viele Marginaliendefinitionen die Spezifikation, dass es sich bei diesen Lesespuren (der Etymologie des Begriffs entsprechend) um Phänomene *am Seitenrand* handelt. Daneben existieren viele weitere Erwähnungen des

211 Man beachte etwa die Abbildungen in Atze, *Libri annotati*, S. 17, Hermann Böhm: *Die Korrektur ist schon das Werk. Textgenese bei Karl Kraus*, in: Atze, Kaukoreit, *Lesespuren – Spurenlesen*, S. 227–235, hier S. 233, und Andrea Reisner: »Ich bin der Mann des Ersten Entwurfs. Leider!«. *Franz Werfels Korrektorexemplar des Dramas ›Spiegelmensch‹*, in: Atze, Kaukoreit, *Lesespuren – Spurenlesen*, S. 252–264, hier S. 259.

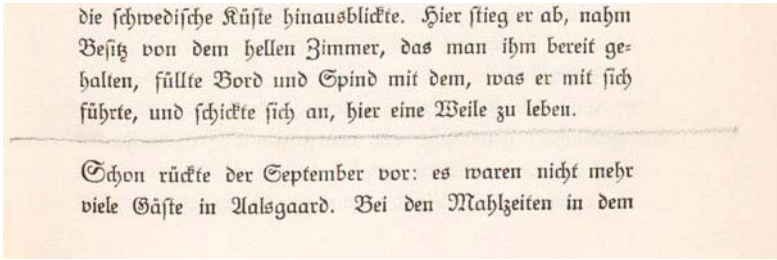


Abbildung 20: Ein horizontaler stiftlicher Strich als Trennlinie.

Quelle: *Thomas Mann* 96:4, Bild 78.

Positionskriteriums, hauptsächlich um verschiedene Formen schriftlicher Lesespuren voneinander abzugrenzen.

Moulin sieht für das Kriterium der Position die Symptomwerte ›Rand ↔ Zwischenzeile‹ vor und unterscheidet damit relational zum Haupttext auf der Ebene einer einzelnen Seite.²¹² Der T-PRO definiert eine Notiz bekanntlich als ›Eintragung auf dem Vorsatzblatt oder eingeschossenen Blättern, z. B. Inhaltsverzeichnis‹²¹³ und verlangt damit eine Lokalisierung auf der Ebene des Buchs. Noch etwas stärker differenzieren in dieser Hinsicht Amann und Grote in ihrem Verzeichnis von Brochs Bibliothek, wo sie mit ›Nh u. Nv‹ vermutlich zwischen ›Notizen‹ im ›hinteren‹ und ›vorderen‹ Bereich des Buchs (›auf Titelblättern, hinteren oder vorderen Einbanddeckeln und Vorsatzblättern‹) unterscheiden.²¹⁴ Und das Visualisierungskonzept von *Fontanes Handbibliothek* schliesslich basiert gleich ganz grundsätzlich auf einer Unterscheidung von drei Positionsebenen, zwischen denen durch Scrollen stufenlos gewechselt werden kann: der ›Autor*innen-Ebene‹, der ›Buch-Ebene‹ und der ›Seiten-Ebene‹.²¹⁵

Die erwähnten Typologien adressieren damit implizit oder explizit unterschiedliche Ebenen der Positionsbestimmung. In leichter Adaption des Modells zu *Fontanes Handbibliothek* möchte ich deshalb vorschlagen, für eine präzise Lokalisierung stiftlicher Lesespuren in Bibliotheksbeständen jeweils eine Positionsbestimmung auf den folgenden drei Ebenen vorzunehmen:

212 Moulin, Rand und Band, S. 27.

213 T-PRO *Thesaurus der Provenienzbegriffe* (provenienz.gbv.de/T-PRO_Thesaurus_der_Provenienzbegriffe). Vgl. Seite 31 in Abschnitt 2.1.2.1.

214 Amann, Grote, Die ›Wiener Bibliothek‹ Hermann Brochs, S. XXX.

215 Siehe *Fontanes Handbibliothek* (uclab.fh-potsdam.de/ff/).

- a) Auf der *Ebene der Bibliothek* ist anzugeben, in *welchem Buch* sich die Spur befindet;
- b) auf der *Ebene des Buchs* ist zu spezifizieren, auf *welcher Seite* die Spur liegt, und
- c) auf der *Ebene der Seite* ist zu bestimmen, *wo auf der Seite* die Spur zu finden ist.

Mit der *Ebene der Bibliothek* wird dem prinzipiell unendlichen Feld stiftlicher Lesespuren eine rein heuristische Grenze gesetzt, die nicht über die Dynamik von Lese- und Schreibprozessen hinwegtäuschen darf. Wie bereits in der Einleitung erwähnt, beschränkt sich das Vorkommen von Lesespuren selbstverständlich nicht auf (Privat-)Bibliotheken. Stiftliche Lesespuren beispielsweise können überall da hinterlassen werden, wo Spuren von Stiften Halt finden. Grenzt man die potenziell unendliche Masse an stiftlichen Lesespuren nun auf diejenigen Phänomene ein, die sich in Bibliotheken befinden, ist damit freilich nur die *materielle* Grundlage bestimmt, auf der die stiftlichen Lesespuren vorkommen können, nicht aber ihre *intellektuellen* Referenten. Theoretisch können in Bibliotheken auch Lesespuren auftauchen, die sich auf Texte ausserhalb der Bibliothek beziehen, und sei es in Form von in Büchern eingelekten Exzerpten – womit auf die (auch materielle!) Dynamik von Lese- und Schreibprozessen verwiesen sei.²¹⁶

Obschon Moulin auf einzelne Annotationen bezogen übrigens nur die einzelne Seite fokussiert, kommt bei ihr der Ebene der Bibliothek implizit eine entscheidende Rolle zu, wenn sie vorschlägt, Annotationen »als biographische Indikatoren des jeweiligen Buches« im Rahmen eines »diasystemischen Ansatzes« zu deuten, und zwar »diachronisch«, »diatopisch«, »diamedial«, »diastatisch« und »diaphasisch«.²¹⁷ Wesentliche Merkmale von Annotationen dienen ihr also vorderhand dafür, etwas über das Buch zu erfahren, in dem sie sich befinden – und nicht umgekehrt. Allein schon mit diesem Perspektivenwechsel vermag sie somit auf ein wichtiges Erkenntnispotenzial von Lesespuren hinzuweisen.

Auf der *Ebene des Buchs* wiederum ist zu spezifizieren, wo im oder auf dem Buch²¹⁸ das betreffende Phänomen vorkommt.²¹⁹ Miteinzubeziehen

216 Siehe dazu die Abschnitte 3.1.2.3, 4.1.1.2 und 4.2.2.1.

217 Moulin, Rand und Band, S. 31.

218 Der Form halber sei hier nochmals erwähnt, dass in Bibliotheken neben Büchern noch andere Medien vorkommen können. Da es hier um Lesespuren geht, kommen an dieser Stelle aber zumindest nur Textmedien infrage. Vgl. dazu Seite 10.

219 Gillian Pink hat am Beispiel von Voltaire sinnvollerweise »traces non-verbales« danach unterschieden, ob sie aus dem Band herausragen und damit ganze Seiten wie-

sind dabei alle Teile des Buchs, neben dem Buchblock also auch der Umschlag mit dem Buchrücken.²²⁰ Befindet sich die Spur innerhalb des Buchs (wie in den meisten Fällen), ist weiter von Belang, auf welcher und was für einer Seite. Handelt es sich um eine Seite mit oder ohne Text? Falls mit: Welchen Inhalts ist der Text und wie ist der Satzspiegel? Ist die Seite recto oder verso? Oder erstreckt sich die Spur gar über mehrere Seiten hinweg?

Auf der *Ebene der Seite* schliesslich ist es mit einer blossen Angabe des Sektors, wo sich die Spur befindet, also ob sie am Rand oder im Zentrum der Seite liegt, in der Regel nicht getan. Die relevante Bezugsgrösse ist, wo vorhanden, der typografische Text, und zwar im Sinn von Susanne Wehde in makro-, meso- und mikrotypografischer Hinsicht.²²¹ Liegt die Spur innerhalb oder ausserhalb des Satzspiegels? Falls innerhalb: textüberlagernd oder im mikrotypografischen Weissraum? Falls ausserhalb: im Kopf-, Bund-, Fuss- oder Aussensteg? Auch mit Mischformen ist zu rechnen.

In meinen Definitionen der Zeichentypen habe ich vereinzelt ebenfalls vom Kriterium der Position Gebrauch gemacht, namentlich bei der Anstreichung, der Unterstreichung, der Umrahmung und der Streichung, die sich über ihre relationale Positionierung zum Drucktext definieren. Implizit gilt das auch für die Bestreichungen, die den mikrotypografisch regulierten Weissraum im Nahbereich des Drucktexts ausfüllen. Wie ein Strich wird auch die flächige Spur eines Textmarkers zur potenziellen Lesespur durch ein spezifisches räumliches Verhältnis zum Drucktext – oder genauer: durch die erkennbare Referenz auf diesen.

derauffindbar machen sollen (wie Einlagebänder und Eselsohren) oder ob es sich um Zeichen handelt, die etwas auf einer spezifischen Seite markieren und also erst sichtbar werden, wenn man diese gefunden hat. Vgl. Gillian Pink: *Introduction générale*, in: Voltaire, *Notes et écrits marginaux conservés hors de la Bibliothèque nationale de Russie*, S. 1–13, hier S. 9.

220 Ein Extremfall stellt diesbezüglich das Exemplar *Thomas Mann 3815* dar, das auf der normalerweise nicht zugänglichen Innenseite des Buchrückens drei Stiftspuren aufweist (siehe Bild 550). Wahrscheinlich handelt es sich bei keiner um eine Lesespur: Die obere Bleistiftspur stellt möglicherweise die Ziffer »1« dar, die untere ist aus dem TMA und diejenige in blauer Farbstiftschrift dürfte »rotsch« lauten und damit eine Anweisung zur Schnittverzierung gewesen sein.

221 Vgl. Wehde, *Typographische Kultur*, S. 108.

2.3.4 Referenz

Mit der *Referenz* ist der Bezug auf einen (gelesenen) Text gemeint, der die stiftliche Lesespur erst zu einer *Lesespur* macht. Dabei handelt es sich um eine komplexe Eigenschaft, die nur in spezifischen Fällen einigermaßen klar eruiert werden kann. In allen anderen Fällen ist die Referenz einer Lesespur Interpretationssache und – wenn überhaupt – nur im Einzelfall bestimmbar; zugleich ist sie hermeneutisch aber absolut entscheidend, nicht zuletzt etwa für die Unterscheidung von Marginalien und lektüreunabhängigen Notizen.

Zu den wenigen Fällen, bei denen die Referenz notwendigerweise bekannt ist, gehören die Parazeichen. Die Referenz ist dort bereits Definitionsbestandteil und die Semantizität von Parazeichen wird gerade *durch* die Referenz festgelegt. Mit anderen Worten: Wenn eine Stiftspur als An- oder Unterstreichung, Umrahmung, Bestreichung, Streichung, Verbindungs- oder Trennlinie erkennbar ist, dann nur insofern, als es auch ihr Bezug auf eine Drucktextstelle ist. Geregelt wird die Erkennbarkeit durch diejenigen Konventionen bezüglich relationaler Positionierung, die in den vorgeschlagenen Definitionen beschrieben sind (»am seitlichen Rand«, »unterhalb«, »umfassen« usw.). Wie arbiträr und gleichzeitig etabliert diese Konventionen sind, zeigt das Beispiel der interlinearen Unterstreichungen, die nur deshalb als solche wahrgenommen werden, weil es keine konkurrierende Konvention gibt, Textstellen mit oberhalb liegenden Strichen zu versehen. Ansonsten könnten interlineare Unterstreichungen ebenso gut auch als ›Oberstreichungen‹ oder ›Überstreichungen‹ (vgl. dazu den Absatz *Bestreichungen* in Abschnitt 2.3.2.5) der darunterliegenden Textstelle gelten.

Dass sich für die Parazeichen das Kriterium der Position und damit auch der Referenz klar fassen lässt, heisst nicht, dass sich auch die *intendierte* (will je nach Sichtweise heissen: die *tatsächliche*) Referenz exakt bestimmen lässt. Nimmt man es sehr genau, beziehen sich Parazeichen grafisch oft auf semantisch wenig sinnvolle Einheiten, im Beispiel auf Abbildung 21 etwa auf die Textstelle »enke (Knech«. Die Referenz zu bestimmen, bedingt in solchen Fällen dann das, was bei anderen Zeichentypen die grundlegende Herausforderung ist: sich von rein formalen Kriterien zu lösen und die semantische Ebene miteinzubeziehen. Zwar können Stiftspuren auf Seiten mit gedrucktem Haupttext²²² generell mit hoher Wahrscheinlichkeit als Lesespuren gelten, so verbreitet ist die Konvention, auf diesen Seiten

222 Ich unterscheide hier zwischen ›Haupttext‹ und ›Paratext‹, wie es in der Nachfolge von Genette auch Wirth macht, vgl. Uwe Wirth: *Das Vorwort als performative, paratextu-*

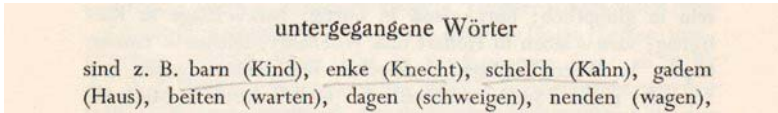


Abbildung 21: Unpräzise Unterstreichungen.

Quelle: *Thomas Mann* 3587, Bild 18.

nichts Anderes zu hinterlassen. Möchte man es jedoch genauer wissen, bleibt einem nur, sich auf das semiotisch-semantische Rätsel einzulassen: Auf welche anderen Zeichen bezieht sich dieses (Para-)Zeichen? Auf welchen Text, Kotext, Kontext? Es ist dies eine alte literaturwissenschaftliche Frage in einem neuen Zusammenhang.

Der Weg zu einer möglichen Antwort beginnt mit dem Nachvollzug der Lektüre. Der eindeutigste Fall semantischer Referenz ist die stiftliche Wiederholung bestimmter Drucktextinformationen, zum Beispiel in Form identischer Zahlen oder Wörter (siehe Abbildung 22). Davon sind verschiedene Abstufungen möglich. Schwieriger ist es bei Zeichentypen mit geringerem semantischen Eigenwert (siehe Abschnitt 2.3.2.4). Ein (symbolisch verwendetes) Ausrufezeichen beispielsweise kann anders als über die Position kaum eine transparente Referenz zum Bezugstext aufweisen. Wie bei uneindeutigen Parazeichen ist man hier ganz auf die semiotischen und semantischen Signale des Bezugstexts selbst zurückgeworfen. Auf welche Textstelle sich ein nebenstehendes Ausrufezeichen beziehen lässt, entscheidet sich aus dem Verhältnis von dessen Position einerseits und der Gestalt und Semantik des Bezugstexts andererseits.

Die Position und die Referenz sind demnach zwei stark wechselseitig wirkende Faktoren bei der Bestimmung und der Interpretation stiftlicher Lesespuren. Je klarer der semantische Zusammenhang zwischen stiftlicher Spur und gedrucktem Text, umso grösser kann die räumliche Entfernung zwischen den beiden Elementen sein, bis der Bezug unsichtbar wird. Beim Zitat, der offensichtlichsten Form der Referenz, kann die Distanz fast beliebig gross sein (oder jedenfalls so weit wie der sprichwörtliche Blickwinkel der Betrachtenden). Bei Zeichen mit geringerem semantischen Eigenwert hingegen muss die Distanz entsprechend kleiner sein.

Einen Sonderfall stellen Stiftspuren dar, deren Referenz auf den Bezugstext durch eine andere Lesespur vermittelt wird. Man könnte das, in An-

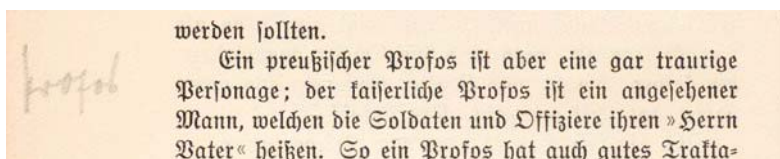


Abbildung 22: Stifftliche Marginalie als Verdoppelung von Drucktext.

Quelle: *Thomas Mann* 61:2, Bild 39.

lehnung an Abschnitt 2.3.2.2, »kombinatorische Referenz« nennen, insofern sich die Fragen der Kombinatorik und der Referenz hier verschränken. So vereindeutigt sich beispielsweise die Referenz des Ausrufezeichens auf Abbildung 6 auf Seite 71 im gleichen Mass, wie sich sein Bezug auf die Anstreichung klären lässt.

Das Kriterium der Referenz ist im Übrigen nicht zuletzt auch in editorischer Hinsicht relevant, und zwar insbesondere bei gedruckten Verzeichnissen und Katalogen, die auf der Transkription oder gar ausschliesslich auf der Indexierung von Lesespuren basieren. Denn selbst die grosszügigsten dieser Publikationen können die Lesespuren nur innerhalb eines beschränkten Kontexts wiedergeben und müssen gerade deswegen die Referenz explizit machen; ein Problem, dem mit der blossen Angabe der Position ausgewichen werden kann – oder aber das durch die Faksimilierung der Lesespurenexemplare gelöst wird.²²³

Vorsicht ist schliesslich geboten, wenn bezüglich der Referenz von Lesespuren oder Annotationen metaphorische Begriffe wie »Anker« (ein Begriff aus der Hypertext-Theorie) oder »point of attachment« (TEI) locken,²²⁴ weil sie eine exakte Bestimmbarkeit ebendieser Referenz suggerieren. Denn während auf dem Feld, dem diese Termini entstammen, eine eindeutige (oder eben gar eine *punktgenaue*) Referenz bisweilen schlicht technisch notwendig ist, so bleibt einem auf dem Feld der *stifftlichen* Lesespuren doch nur

223 Vgl. dazu folgende Publikation: Arno Schmidt: *Arno Schmidts Arbeitsexemplar von »Finnegans wake«*, 1984. Digitale Erschliessungsprojekte haben hier weit mehr Möglichkeiten – sofern sie auf der tatsächlichen und nicht bloss auf der »virtuellen« Bibliothek einer Person gründen, wie etwa die Digitalisate in der online frei zugänglichen *Arno-Schmidt-Referenzbibliothek*. Diese basieren nicht auf den originalen Bibliotheksexemplaren, sondern auf ausgabengleichen Vorlagen, weshalb keine Lesespuren Arno Schmidts ersichtlich sind, vgl. *Arno-Schmidt-Referenzbibliothek* (gasl.org/wordpress/?page_id=71).

224 Vgl. *TEI P5: Guidelines for Electronic Text Encoding and Interchange* (tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/en/Guidelines.pdf), S. 114 f. und 551–556.

wiederholt die Einsicht, dass es sich beim Versuch der eindeutigen Feststellung ihrer Referenz unter *diesen* Umständen oft schon theoretisch um ein unlösbares Problem handelt.

2.3.5 Schrift

Selbstredend nur auf *schriftliche* stiftliche Lesespuren zu beziehen ist die fünfte diskutierte und beschriebene Eigenschaft: die Gestalt der verwendeten Schrift. Die (Schrift-)Linguistik hält zur Beschreibung dieser Eigenschaft verschiedene Termini bereit, die unterschiedliche Ebenen adressieren.

Mit Dürscheid lassen sich Schriften zunächst entlang des ›Schrifttyps‹ in logo- und phonografische Schriften unterscheiden, wobei sich letztere noch in syllabische und Alphabetschriften aufteilen. Wie die Zeichensystematik in Abschnitt 2.3.2.1 nahelegt, ist für das untersuchte Korpus in erster Linie der alphabetische Schrifttyp von Belang. Ausnahmen bilden die in einigen Übersetzungen von Manns Werken enthaltenen stiftlichen japanischen Schriftzeichen, die sowohl auf dem logografischen wie auch auf dem syllabischen Schrifttyp basieren.²²⁵

Auf der nächstunteren Ebene liegt das ›Schriftsystem‹, womit ein »einzelsprachabhängiges Inventar von Schriftzeichen« gemeint ist.²²⁶ Auch auf dieser Ebene weist das Korpus keine grosse Varianz auf; die Buchstaben beschränken sich zum grossen Teil auf das lateinische beziehungsweise deutsche Schriftsystem, was natürlich eng mit der verwendeten Sprache zusammenhängt (siehe dazu den folgenden Abschnitt 2.3.6). Ausnahmen hiervon betreffen in erster Linie griechische, vereinzelt auch hebräische Buchstaben.²²⁷

Eine sehr relevante Varianz zeigt sich hingegen auf der Ebene der ›Schrift‹ selbst. In historischer Perspektive umfasst das deutsche Schriftsystem zahlreiche voneinander abweichende Schriften. Allen voran stehen die deutsche Kurrentschrift und die lateinische Schrift (nicht zu verwechseln mit dem lateinischen Schriftsystem), die in den stiftlichen Lesespuren in Manns Bibliothek sehr häufig repräsentiert sind (siehe Abbildung 26). Diese Schriften basieren auf demselben Schriftsystem und unterscheiden sich

225 Siehe etwa *Thomas Mann 29501*, Bild 115. Vgl. zu den verschiedenen Schrifttypen Dürscheid, Einführung in die Schriftlinguistik, S. 81–89.

226 Ebd., S. 19.

227 Beispielsweise *Thomas Mann 2632*, Bild 15 und 27.

also nicht im Inventar der Buchstaben, sie variieren bloss in deren Gestaltung – wenn auch so erheblich, dass die Kenntnis der einen nicht unbedingt mit der Kenntnis der anderen einhergeht. Wer die deutsche Kurrentschrift nicht lesen kann, wird auch viele von Manns Marginalien nicht entziffern können,²²⁸ denn erst im amerikanischen Exil begann er vermehrt, auch deutsche Wörter in lateinischer Schrift zu verfassen.

2.3.6 Sprache

Eng mit dem Schriftsystem beziehungsweise der Schrift verknüpft ist die Sprache, in der schriftlich-stiftliche Lesespuren abgefasst sind. Von den oben erwähnten Ausnahmen abgesehen, ist dies im untersuchten Korpus mit grosser Mehrheit Deutsch; seltener ist Englisch – die einzige weitere Sprache, in der auch Mann gelegentlich annotierte (siehe Abbildung 23). Eine Korrelation lässt sich schliesslich auch zwischen der Sprache des gelesenen Texts und der Sprache der Lesespur feststellen. Während dies bei Mann schlicht deshalb weniger ins Gewicht fällt, weil er über weite Phasen seines Lebens fast ausschliesslich deutsche Texte gelesen hat, passte etwa Schopenhauer die Sprache schriftlicher Lesespuren angeblich immer derjenigen des gelesenen Texts an und hinterliess somit auch englische, französische, italienische, spanische und lateinische Marginalien.²²⁹

Inwiefern bezüglich der Stiftspuren in Form japanischer, griechischer und hebräischer Schriftzeichen das Schriftsystem (oder die Schrift) im untersuchten Korpus mit der jeweils verwendeten Sprache korrespondiert, wäre eigens zu prüfen und sei hier nicht weiterverfolgt. Bemerkenswert ist hingegen die Korrespondenz zwischen der Schrift und der Sprache im Fall englischsprachiger Lesespuren. Diese sind in Manns Nachlassbibliothek eben, im Gegensatz zu deutschsprachigen Lesespuren, so gut wie immer in

228 Es ist nun rund fünfzig Jahre her, seit Herbert Lehnert schrieb, dass »Thomas Manns deutsche Manuskriptschrift schon jetzt nur für Spezialisten lesbar ist. Nach einem Jahrhundert dürften sich nur wenige Forscher finden, die sie entziffern können.« Herbert Lehnert: *Thomas-Mann-Forschung. Ein Bericht*, 1969, S. 7. Vgl. zu Manns Handschrift auch Anm. 241 auf Seite 295.

229 Hübscher, Schopenhauer und das Buch, S. XI, und Atze, *Libri annotati*, S. 17. Vgl. in Kontrast dazu aber Golo Manns freieren Sprachwechsel, gemäss Thomas Richter: *Golo Manns Auseinandersetzung mit Ernst Jünger im Spiegel seiner nachgelassenen Bibliothek*, in: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs (30/31), 2010, S. 80–85, hier S. 81.

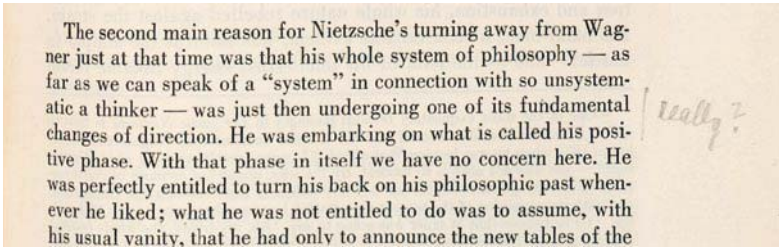


Abbildung 23: Gedrucktes und Stiftliches in englischer Sprache.

Quelle: *Thomas Mann* 614:4, Bild 570.

lateinischer Schrift und nicht in deutscher Kurrentschrift verfasst. Mit dem Sprachwechsel geht also häufig auch ein Schriftwechsel einher – und zwar insbesondere unter der Hand Thomas Manns.

2.3.7 Urheberschaft

Wie schon der Untertitel der vorliegenden Studie andeutet, beschränke ich mich in meinen Untersuchungen nicht im Vorherein auf die Lesespuren von Thomas Manns Hand, sondern interessiere mich (vor allem in der Phänomenologie) für die stiftlichen Lesespuren im gesamten Bestand der Nachlassbibliothek. Trotzdem – oder gerade deswegen – ist die Bestimmung der Urheberschaft von Lesespuren für die weiteren Untersuchungen ebenso erklärungsbedürftig wie unabdingbar.

Die Urheberschaft von Spuren lässt sich immer erst sekundär aus anderen Informationen ableiten und ist selbst also keine transparente Eigenschaft. Eine wesentliche Informationsquelle bilden bei stiftlichen Lesespuren die vorhergehend beschriebenen Kategorien. Die Bestimmung von Stift, Zeichen, Position, Referenz, Schrift und Sprache kann Hinweise liefern, die wiederum Aussagen über die Urheberschaft einer stiftlichen Lesespur ermöglichen. Im Folgenden soll exemplarisch aufgezeigt werden, wie solche Hinweise aussehen können.

Bezüglich Stiftart ist zu bedenken, wer (zu welchem Zeitpunkt) über welche Stifte verfügte beziehungsweise überhaupt verfügen konnte. Wie in Abschnitt 2.3.1 implizit klar wurde, können mit der Identifikation der Stiftart die Bestimmung eines ›Terminus post quem‹ und damit auch eine Beschränkung der möglichen Urheberschaft einhergehen. Gerade wenn Spuren auf modernere Stiftarten wie Kugelschreiber oder Textmarker zurückgehen, deren Erfindung beziehungsweise Etablierung sich historisch einigermassen

eng eingrenzen lassen, fallen für die Urheberschaft Kraft des *Terminus post quem* gewisse Personen ausser Betracht. Die Spur eines Textmarkers beispielsweise kann schlicht deshalb unmöglich von Thomas Mann stammen, weil diese Stiftart erst rund 16 Jahre nach seinem Tod erfunden wurde.

Darüber hinaus bietet die Art des Materials, aus dem eine Spur besteht, jedoch keine weiteren harten Fakten über die Urheberschaft.²³⁰ So ist es eben wiederum vielmehr die *Form* der Spur, die weitere Informationen über ihre personelle Ursache verspricht. Wer sich intensiv mit den Stiftspuren einer Person beschäftigt, wird mit der Zeit ein Wissen darüber erlangen, welche Zeichen die Person wiederholt verwendete und wie diese typischerweise realisiert wurden. Am markantesten kennt man das von schriftlich-stiftlichen Zeichen, denen man sprichwörtlich die ›Hand‹ ansieht. Die je individuelle ›Handschrift‹ beziehungsweise deren ›Duktus‹ gelten darum gemeinhin auch in der Editionsphilologie und der *critique génétique* als wichtiges Indiz für die Bestimmung der Urheberschaft von schriftlichen Zeichen.²³¹

Bezeichnenderweise beschränkt sich dieser Konsens indes vornehmlich explizit auf die *handschriftlichen* Zeichen. Ob und anhand welcher Kriterien sich auch Pfeile, Kreuze, An- und Unterstreichungen einer Hand zuordnen lassen, darüber gaben und geben in der Regel weder Grafologie noch Grafometrie und Handschriftenkunde Auskunft. Und dies, obwohl man auch bei den genannten Zeichentypen deutliche Charakteristika ausmachen kann. Selbst die formal reduziertesten Parazeichen, die An- und Unterstreichungen, lassen sich, wenn sie in tausendfacher Ausführung vorliegen, nach Ähnlichkeits- und Differenzverhältnissen gruppieren. Schriftliche und andere Zeichen unterscheiden sich in dieser Hinsicht nicht kategorial, sondern allenfalls im Grad ihrer Komplexität. Die Problematik bei der Zuordnung einzelner (Para-)Zeichen zu einer Hand bleibt die gleiche, es verbinden sich mit ihr dieselben Fragen: Aufgrund welcher formaler Kriterien lassen sich die (Para-)Zeichen unterschiedlicher Personen voneinander abgrenzen?

230 Eine potenzielle Ausnahme wäre hier organisches Material, zum Beispiel Haare, das unter Umständen mittels DNA-Profil einer Person zugeordnet werden könnte. Da diese Art von Spuren jedoch schwerlich als Lesespuren gelten kann, wäre der Nutzen eines solchen Unterfangens zweifelhaft.

231 Während der Begriff der ›Handschrift‹ zweideutig ist und sowohl die »persönlich geprägte Form von Schriftzügen« wie auch »jedes von Hand geschriebene Dokument« meinen kann, bezeichnet ›Duktus‹ in diesem Zusammenhang »die persönliche Note von Schriftzügen«, an der man »eine Handschrift als von einem bestimmten Autor stammend« erkennen kann, siehe Grésillon, *Literarische Handschriften*, S. 294 f.

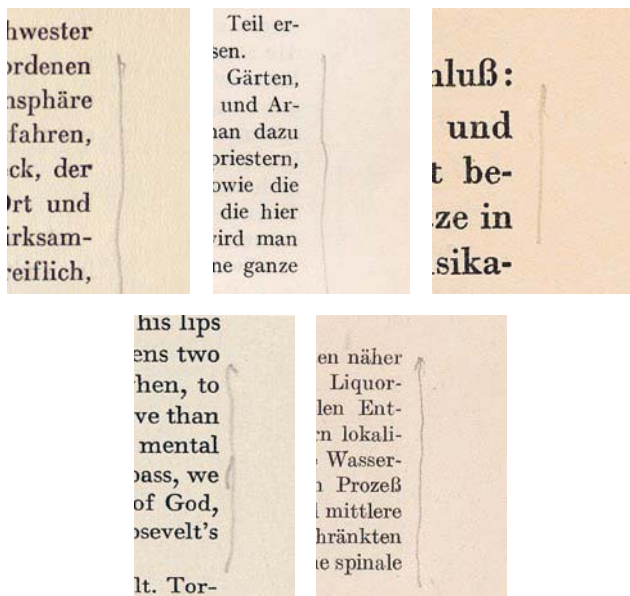


Abbildung 24: Anstreichungen mit charakteristischem Duktus von Thomas Mann. Quelle: *Thomas Mann* 4413, Bild 118; *Thomas Mann* 2401, Bild 70; *Thomas Mann* 4427, Bild 74; *Thomas Mann* 4799 M, Bild 332; *Thomas Mann* 4982, Bild 46 (von links nach rechts). Typisch für Thomas Manns Anstreichungen ist eine feine Strichführung und ein kleiner »Schlenker« am oberen Ende. Dieser kann nach links oder nach rechts abgehen, in seltenen Fällen auch auf beide Seiten, wie im Bild ganz rechts aussen. Dabei handelt es sich folglich nicht um einen Pfeil (vgl. Abbildung 16).

Und welchen Stereotypisierungsgrad müssen sie haben, um einer Person zugewiesen werden zu können?²³²

Bei der Bestimmung der Urheberschaft von stiftlichen Lesespuren geht es folglich um ein zweifaches Erkennen von Stereotypen: Zum einen müssen die Striche so gezogen sein, dass sie dem Stereotyp eines bestimmten Zeichens entsprechen, damit sie als Realisierung dieses Zeichens von anderen Zeichen unterscheidbar sind, zum anderen müssen sie innerhalb dieses Zeichenstereotyps einem Substereotyp entsprechen, der einer bestimmten Person zuzurechnen ist. Im Prinzip greifen dabei ähnliche Mechanismen der Stereotypisierung und Varianz wie bei (gedruckten) *Schriftarten*, nur handelt es sich bei stiftlichen Zeichen eben um freihändige und nicht um

232 Hinter diesen Fragen steht letztlich dieselbe, hier freilich zugespitzte Problematik der Erkennbarkeit von (stiftlichen) Zeichen *als* Zeichen. Siehe dazu Seite 92.

gesetzte Zeichen, was die Varianz erheblich erhöht und die Zuordnung zu Stereotypen entsprechend erschwert.

Mit der Unterscheidung von Zeichenstereotyp und personenspezifischem *Substereotyp* ist freilich nicht gesagt, dass die Identifikation der Urheberschaft streng in der durch die Hierarchie suggerierten Reihenfolge ablaufen muss, man also immer zunächst das Zeichenstereotyp erkennt und erst danach das Substereotyp. In der Regel wird man zwar beispielsweise zuerst erkennen, dass es sich bei stiftlichen Strichen um Handschrift handelt und erst danach, um *wessen* Handschrift. Aber es ist durchaus möglich, die Urheberschaft einer Handschrift an ihrem Duktus (oder, um einen weiteren Begriff einzuwerfen: an ihrer Schriftbildlichkeit)²³³ zu erkennen, ohne dass man sie Zeichen für Zeichen tatsächlich lesen kann.

In bestimmten Fällen ist es sogar möglich, dass man ein Phänomen aufgrund seiner stereotypen Gestalt einer Person zuzuordnen vermag, ohne das Zeichen selbst deuten zu können. Das Phänomen lässt sich dann als Substereotyp eines noch unbekanntem oder idiosynkratischen Zeichenstereotyps auffassen. Ein Beispiel dafür sind die Zeichen auf den oberen zwei Beispielbildern auf Abbildung 25. Diese Zeichen treten so regelhaft in Exemplaren auf, die (teilweise ausschliesslich) von Golo Mann annotiert wurden, dass sie eindeutig dessen Hand zugeordnet werden dürfen. Ob es sich dabei um ein rein idiosynkratisches Zeichen handelt, muss an dieser Stelle unbeantwortet bleiben; jedenfalls reichen die vielen Vorkommnisse innerhalb der Bibliothek Thomas Manns aus, um ein eigenes Zeichenstereotyp zu begründen, das ich vorderhand als ›Ecke‹ bezeichnen möchte.²³⁴

Die Bestimmung der Urheberschaft bereitet vor allem dann Schwierigkeiten, wenn es um einzelne und/oder ungewohnte Phänomene geht. Einzelne (Para-)Zeichen, wie sie beispielsweise bei Korrekturen häufig vorkommen, bieten – um es simpel auszudrücken – schlicht weniger Strichlänge an, die charakteristisch ausgeformt sein kann. Wo etwa ein gedrucktes Satzzeichen durch ein stiftliches ersetzt wurde, ist die Urheberschaft im Einzelfall allein aufgrund der Form kaum zu klären. Oder wo man erst gar nicht weiss, ob es sich bei einer Stiftspur überhaupt um ein Zeichen handeln soll, ist mittels des Formkriteriums auch die Urheberschaft nicht zu

233 Vgl. Sybille Krämer, Rainer Totzke: *Einleitung. Was bedeutet ›Schriftbildlichkeit‹?*, in: Krämer, Cancik-Kirschbaum, Totzke, *Schriftbildlichkeit*, S. 13–35.

234 Im untersuchten Bestand finden sich über achtzig solche ›Ecken‹ von Golo Manns Hand, verteilt auf mindestens 15 Exemplare. Herausragend ist dabei ein Exemplar, in dem sich auf 31 unterschiedlichen Seiten jeweils mindestens eine Ecke befindet: *Thomas Mann 1488*.

eruierten. Und auch Aussagen darüber, von wem eine Spur sicher *nicht* ist, sind methodisch heikel, wenn sie allein auf dem Formkriterium basieren. Denn nur, weil eine Person etwas *oft* auf eine bestimmte Art macht, heisst das selbstverständlich nicht, dass sie es *immer* und unter allen Umständen auf diese Art macht.

Lösen wird man das Problem der Zuordnung in diesen – wie überhaupt in den meisten – Fällen immer nur durch Einbezug weiterer Informationen. Entscheidend können dabei wiederum die Position und die Referenz sein, nunmehr auch die Nähe und Relation zu eindeutiger zuordenbaren Spuren. Und sekundär kann auch die Stiftart wieder eine Rolle spielen, wenn sich aufgrund der Urheberschaft der einen Spur auf diejenige einer anderen schliessen lässt. Als Ausschlusskriterium schliesslich können die Schrift und die Sprache schriftlich-stiftlicher Lesespuren fungieren. Welche Schrift und Sprache eine Person (nicht) schreiben konnte oder kann, impliziert, ob sich dieser Person eine entsprechende Lesespur potenziell zuordnen lässt. Letztlich ist aber auch zu akzeptieren, dass sich die Urheberschaft vieler Stiftspuren nicht mit absoluter Gewissheit wird bestimmen lassen.²³⁵

Wer aber hat nun in Manns Bibliothek stiftliche Lesespuren hinterlassen? Neben einer Vielzahl an – vornehmlich schriftlichen – Stiftsspuren, die sich eindeutig oder mit grosser Wahrscheinlichkeit auf Thomas Mann selbst zurückführen lassen, und einer ebenfalls grossen Zahl an Stiftspuren, deren

235 Basierend auf den genannten methodologischen Überlegungen wurde im Projekt *Produktive Lektüre* entschieden, die Urheberschaft der erfassten Phänomene eher defensiv zu bestimmen. Dazu wurden drei Kategorien gebildet: Unter ›Thomas-Mann-Archiv‹ wurden keine Lesespuren, sondern institutionelle Vermerke verzeichnet, die eindeutig aus der archivarischen Bearbeitung stammen. Zentral war hierbei neben semantischen Aspekten und der Position auch das Kriterium der Handschrift; alle Stiftspuren unter der Urheberschaft ›Thomas-Mann-Archiv‹ lassen sich auf dieselben, wenigen Hände aus dem Archivumfeld zurückführen. Alle anderen Phänomene wurden entweder der Kategorie ›Thomas Mann oder unklar‹ oder ›Von fremder Hand‹ zugeteilt, wobei die spezifische Zweiteilung entscheidend ist: Phänomene wurden nur dann nicht (potenziell) Thomas Mann zugerechnet, wenn sie mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit von einer anderen Person stammen. Der Vorteil bei dieser Vorgehensweise ist, dass die grosse Zahl der unklaren Fälle damit derjenigen Kategorie zugeschlagen ist, die für die meisten Benutzenden der Datenbank relevanter ist. Die Benutzenden sind so notwendigerweise dazu angehalten, die komplexe Entscheidung über die Urheberschaft unter Einbezug aller gebotenen Faktoren je einzelfallspezifisch selbst zu leisten. Noch defensiver sind übrigens die Herausgeber:innen von Nietzsches Bibliotheksverzeichnis vorgegangen; diese verzichteten bei den Lesespuren gänzlich auf eine »Zuschreibung der Urheberschaft«, siehe Fornari, Kriterien zur Erschließung der Bibliothek Nietzsches, S. 81.

Christian IV. was able to found new cities like Glückstadt and Christianshavn, while enlarging and beautifying Copenhagen with new edifices, notably the Bourse, and new harbour-works and fortifications. Frederik II. (1559-88) built Kronborg as a support for the collection of the Sound dues, which continued to bring in larger and larger revenues. Christian IV. (1588-1648) built in the Dutch renaissance style the beautiful castles of Frederiksborg and Rosenborg.

The Swedish Wars.—Christian IV. was encouraged by success to think that it must be the Danish king's policy to make Denmark the leading country in northern Europe, and that it must be his duty in particular to prevent the increase of Swedish influence. This aim was unattainable, for the power of Sweden at this period was superior to that of Denmark's. Sweden had become famous both for her copper and for the finest iron in Europe, also for the firm administration and an army and navy

DESCARTES

245

They were especially critics of the whole experience made such a deep impression on him that he vowed a pilgrimage to our Lady of Loretto. Whatever psycho-analytic interpretation one may put on the whole episode, there is no doubt of its profound effect on Descartes. He saw light. And it was probably at this period of his life that he arrived at his fundamental ideas relating to algebra, geometry and methodology. The years 1620-28 were no doubt devoted mainly to the elaboration and application of these ideas.

In 1620 Descartes visited Austria and Bohemia. He is reported to have served as a volunteer in the army of the duke of Bavaria

tionally, he is ready to deny the evidence of his senses only to justify his logic.

I take this example because it is the most glaring instance of it. Only look about you: blood is being spilt in streams, and in the merriest way, as though it were champagne. Take the whole of the nineteenth century in which Buckle lived. Take Napoleon — the Great, and also the present one. Take North America — the eternal Union. Take the farce of Schleswig-Holstein. And what is it that civilization softens in us? The only gain of civilization for mankind is the greater capacity for variety of sensations — and absolutely nothing more. And through the development of this many-sidedness man may come to finding enjoyment in bloodshed. In fact, this has already happened to him. Have you noticed that it is the most civilized gentlemen who have been the subtlest slaughterers, to whom the Atilas and Stenka Razins could not hold a candle? And if they are not so conspicuous as the Atilas and Stenka Razins, it is simply because they are so often met with, are so

Fedor Mikhailovich Dostoyevsky: NOTES FROM UNDERGROUND 187

hours I had not said a single word to this creature, and had, in fact, considered it utterly superfluous; in fact, the silence had for some reason gratified me. Now I suddenly realized vividly the hideous idea — revolting as a spider — of vice, which, without love, grossly and shamelessly begins with that in which true love finds its consummation. For a long time we gazed at each other like that, but she did not drop her eyes before mine and her expression did not change, so that at last I felt uncomfortable.

"What is your name?" I asked abruptly, to put an end to it.

"Liza," she answered almost in a whisper, but somehow far from graciously, and she turned her eyes away.

I was silent.

Abbildung 25: Lesespuren mit charakteristischem Duktus von Golo Mann.

Quelle: *Thomas Mann 5017:7*, Bild 258 und 292 (oben); *Thomas Mann 1488*, Bild 149 und 196 (unten). Auf den oberen Beispielbildern sieht man je eine für Golo Mann charakteristische »Ecke«, unten links ein typisches »q«, unten rechts eine Marginalie und ein »Kreuz« (das zwar demjenigen auf Abbildung 8 ähnelt, das dortige ist aber vermutlich nicht von Golo). Dazu kommen mehrere charakteristisch unpräzise An- und Unterstrichungen.

Urheberschaft unklar ist, beinhaltet der Bestand auch rund 1750 Exemplare, die (unter anderem) Stiftspuren von sehr wahrscheinlich fremder Hand aufweisen.²³⁶ In vielen Fällen handelt sich dabei um Exemplare, in denen die Verfasser:innen selbst stiftliche Korrekturen angebracht haben, was sich etwa darin zeigen kann, dass Widmung und Lesespuren mit derselben Tinte gefertigt wurden.

Neben Thomas Mann haben aber nur sehr wenige Personen so viele stiftliche Lesespuren hinterlassen, dass sich daraus ein eigener Duktus erkennen und ein klares Profil bilden liesse. An erster Stelle steht hier Thomas' bereits erwähnter Sohn Golo Mann, der sich in mindestens 30 Bibliothekseinheiten verewigt hat.²³⁷ Von hohem Wiedererkennungswert sind seine Buchstaben, darunter insbesondere ein grosses und alleinstehendes ›q‹ und die oben erwähnten ›Ecken‹; aber auch einige Kreuze sowie An- und Unterstreichungen sind so charakteristisch, dass sie ihm zugerechnet werden können (siehe Abbildung 25) – ein Befund, der sich überdies in der Nachlassbibliothek Golo Manns, die in einem Magazin des SLA lagert, verifizieren lässt.²³⁸

Über Thomas und Golo Mann hinausgehende personenspezifische Urheberschaftsbestimmungen müssen sich derweil auf deutlich kleinere Vorkommen von Phänomenen stützen und bedingen deswegen umso genauere Beobachtungen oder die genaue Kenntnis des Lesepurenkorpus anderer Personen, von denen allenfalls Lesespuren in Thomas Manns Bibliothek gelangt sein können. Die Bestimmung der Provenienz der Bücher hat hier

236 Den Erfassungskriterien des Projekts *Produktive Lektüre* entsprechend, handelt es sich nicht bei allen diesen Stiftspuren zwingend um Lesespuren (vgl. dazu Seite 21). Zur Anzahl der Exemplare mit stiftlichen Lesespuren von fremder Hand lassen sich keine genauen Angaben machen, es sind aber sicher weniger als die oben genannte Zahl.

237 Man vergleiche dazu beispielsweise in *Thomas Mann 5017:7* die jeweils charakteristischen Lesespuren in den Artikeln zu Descartes (annotiert von Golo) und zu Dostojewski (annotiert von Thomas), ersichtlich auf den Bildern 292–299 und 619f. Siehe dazu auch Abschnitt 3.3.2.3.

238 Die Bibliothek, zu der es noch kein Inventar gibt, konnte ich im Januar 2019 in Augenschein nehmen. Es finden sich darin – wie aufgrund der eng verbundenen Bestands-geschichten von Golo und Thomas' Bibliotheken nicht anders zu erwarten – auch Exemplare mit Lesespuren von seines Vaters Hand, so zum Beispiel G. G. Gervinus: *Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts*, 1853, und Otto Fürst von Bismarck: *Gedanken und Erinnerungen. Erster Band*, 1898. Vgl. zur Bibliothek von Golo auch Richter, Golo Manns Auseinandersetzung mit Ernst Jünger im Spiegel seiner nachgelassenen Bibliothek. Zur Geschichte der Bibliothek von Thomas siehe Abschnitt 4.2.2.1.

einen ebenso hohen Stellenwert wie die Kenntnis von Manns näherem sozialen und institutionellen Umfeld. So ist die Bestimmung der Urheberschaft letztlich (auch) ein Spiel mit Plausibilitäten und Wahrscheinlichkeiten.

2.3.8 Entstehungszeit

Wie die Urheberschaft erschliesst sich die Entstehungszeit einer stiftlichen Lesespur – wenn überhaupt – erst sekundär aus anderen Informationen. Auch hierfür bieten die bereits beschriebenen Kategorien nützliche Anhaltspunkte. Inwiefern die Stiftart den Entstehungszeitpunkt indizieren kann, wurde nun bereits mehrfach erwähnt. Auf dieselbe Weise vermag auch die Position entscheidende Hinweise zu geben. Befindet sich die Lesespur *in* oder *auf* einer Unterlage, deren Entstehungsdatum – oder im Fall von Büchern: Publikationsdatum – bekannt ist, ist ein weiterer Terminus post quem gegeben.

Meist bedingt eine genauere Bestimmung indes einen Einbezug umfangreicherer Informationen. Aufs Engste verbunden ist die Bestimmung des Entstehungszeitpunkts mit derjenigen der Urheberschaft. In vielen Fällen bedingen oder beeinflussen sich diese beiden Kategorien gegenseitig. Ist, als Variation des Schlussverfahrens, die Urheberschaft vor dem Entstehungszeitpunkt bekannt, bildet der Todeszeitpunkt den logischen ›Terminus ante quem‹. Einerseits müssen also alle Spuren, die auf Thomas Mann zurückgehen, vor dem 13. August 1955 verursacht worden sein, andererseits können alle Spuren, die auf einen späteren Zeitpunkt datiert werden, nicht von Thomas Mann stammen. Dass es sich bei dieser Regel nicht bloss um eine banale Selbstverständlichkeit handelt, zeigen die etwas bizarr anmutenden Nachrufe auf Thomas Mann, die sich heute in seiner Bibliothek befinden – und vereinzelt tatsächlich Stiftspuren aufweisen. Diese Nachrufe, die von der Familie Mann dem Bibliotheksbestand zugerechnet wurden, gehören noch immer zur Nachlassbibliothek von Thomas Mann und damit technisch gesehen zum Korpus dieser Arbeit.²³⁹

²³⁹ Die Entscheidung des TMA, die Nachrufe sowie weitere Exemplare mit Publikationsdatum nach Thomas Manns Tod in der Nachlassbibliothek zu belassen, ist aus wissenschaftlicher Perspektive durchaus zu begrüßen. Damit wird die Dynamik, die jede Privatbibliothek ausmacht und an der insbesondere im Fall dieses Bestands stets mehrere Personen teilhatten, transparent gehalten. Die Nachlassbibliothek wird so als das Ante-*und*-post-mortem-Konstrukt ausgewiesen, als das sie in historischer Perspektive notwendigerweise gelten muss. Für das Projekt *Produktive Lektüre*, das

Wenn die Urheberschaft einer stiftlichen Lesespur bereits bekannt ist, ergeben sich bisweilen noch weitere Möglichkeiten zur Eingrenzung ihrer Entstehungszeit. Biografisches oder werkbezogenes Wissen kann helfen, eine Spur einer bestimmten Schaffensphase zuzuordnen. Möchte man aber gerade den hypothetischen Zusammenhang zwischen Lesespur und Schaffensphase überprüfen, sind weitere Indizien vonnöten, wie sie etwa wiederum aus der Schrift und der Sprache einiger stiftlicher Lesespuren abgeleitet werden können. So ist bekannt und auch durch viele Lesespuren bezeugt, dass Mann, wie erwähnt, (erst) im amerikanischen Exil vermehrt von der deutschen Kurrentschrift zur lateinischen Schrift übergegangen ist und er zeitgleich auch seine zuvor bescheidenen Englischkenntnisse erweitert hat. Beides, sowohl die lateinische Schrift als auch die englische Sprache in Lesespuren, ist für sich genommen also ein Indiz für die Entstehung der Lesespur in amerikanischer Zeit – ein Indiz freilich, kein Beweis.²⁴⁰

Einen Anhaltspunkt bieten zudem datierte Besitzvermerke oder Widmungen. Auch wenn diese natürlich nicht unbedingt dem Alter der Lesespuren entsprechen müssen, so können sie als weitere Termini post quem dienen. Gerade die Besitzvermerke sind bei Mann insofern beachtenswert, als sie fast ausschliesslich aus der Zeit zwischen 1895 und 1919 stammen und damit für die Erforschung der frühen Lektüren eine vage, aber willkommene Informationsquelle darstellen.²⁴¹ Noch aussagekräftiger sind

einen starken Fokus auf die Lesespuren Thomas Manns hatte, wurden alle Exemplare mit Publikationsjahr 1956 oder später ausgeklammert. Eine genauere Bestimmung des Publikationsdatums wurde jedoch aus pragmatischen Gründen unterlassen, womit sich auch im digitalisierten Bestand noch Nachrufe auf Thomas Mann befinden, nämlich solche aus dem Jahr 1955. Vgl. zur Bestandsgeschichte im Übrigen Abschnitt 4.2.2.1.

240 Dort, wo lateinische Schrift und englische Sprache in Lesespuren vereint auftreten, verdoppelt sich der Indizienwert im Übrigen nicht, da Thomas Mann die deutsche Kurrentschrift sowieso (fast) nur für Deutschsprachiges verwendete, vgl. Abschnitt 2.3.6. Zur Entwicklung von Manns Handschrift am Beispiel von Marginalien siehe im Übrigen Martina Schönbächler: *Kaleidoskopisch geschrieben – »Gerda« als Motivkomplex in Thomas Manns Joseph in Ägypten*, 2020. Schönbächler verweist hierzu auf den Band *Thomas Mann 509:2*, in dem man nicht nur die unterschiedlichen von Mann verwendeten Schriften erkennen kann, sondern auf Bild 149 auch die Marginalie »Kann jeder / Radio und Joseph« findet, die selbst über ihre Entstehungszeit aufklärt.

241 In der Nachlassbibliothek finden sich 62 Besitzvermerke von Thomas Mann, die sich auf 59 Exemplare verteilen (die Exemplare unter den Signaturen *Thomas Mann 3632* und *Thomas Mann 3633* weisen drei beziehungsweise zwei Besitzvermerke auf, da sie aus zusammengebundenen Reclam-Bändchen bestehen). Fünf Besitzvermerke sind undatiert, den Rest hat Mann mit einer Jahresangabe versehen. Die datierten

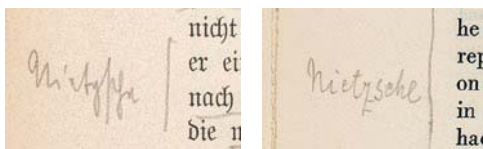


Abbildung 26: Manns »Nietzsche« in Kurrent- und lateinischer Schrift.

Quelle: *Thomas Mann* 509:2, Bild 451 (links); *Thomas Mann* 614:4, Bild 635 (rechts).

Lektürezeugnisse in externen Quellen wie Tagebüchern oder Briefen. Auch hier ist jedoch zu bedenken, dass Lektüren weder einmalig noch linear und gleichförmig ablaufen müssen.²⁴² Vielmehr zeigt sich, dass einige Texte mehrfach und fragmentarisch (wieder-)gelesen wurden und sich dies mitunter in den Lesespuren niedergeschlagen hat. Am offensichtlichsten ist das dort der Fall, wo für verschiedene Lekturedurchgänge unterschiedliche Stifte benutzt wurden (siehe Abbildung 6).²⁴³ Hier fällt es wiederum schwer, zu entscheiden, *welcher* Lekturedurchgang *wann* stattgefunden hat.

Nach den geschilderten externen Informationen, die Rückschlüsse auf den Entstehungszeitpunkt einer Spur erlauben, sei abschliessend noch auf jene wenigen Lesespuren verwiesen, die auf der semantischen Ebene selbst darüber Auskunft geben. Zwar hat Mann in seinen Büchern nicht wie Friedrich Dürrenmatt bisweilen gleich selbst den Zeitpunkt der Lektüre eingetragen,²⁴⁴ doch lässt sich auch aus seiner Nachlassbibliothek ein er-

Besitzvermerke erstrecken sich auf die Zeit zwischen 1895 und 1919, mit Ausnahme von *Thomas Mann* 2527 und *Thomas Mann* 3020, die er auf 1927 beziehungsweise 1945 datiert hat.

- 242 Vgl. dazu auch Erich Schön, der sich gegen Marshall McLuhans Diktum stellte, wonach Bücher lineare Medien seien und infolgedessen nicht nur zu linearem Lesen zwängen, sondern auch zu ebensolchem Denken: Erich Schön: *Lineares und nicht-lineares Lesen. Ein Kapitel aus der Geschichte des Lesens*, in: Über den Umgang mit der Schrift, hg. von Waltraud Wende, 2002, S. 78–99. Und Harun Maye weist ebenfalls daraufhin, dass »der Kodex im Unterschied zur Schriftrolle ein diskontinuierliches Lesen geradezu befördert hat«. Siehe Harun Maye: *Medien des Lesens*, in: Honold, Parr, Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen, S. 103–122, hier S. 117. Extrembeispiele für die diskontinuierliche Lesespraxis bieten im Manns Nachlass die bereits erwähnten Bände, die sowohl unaufgeschnittene Seiten wie auch Lesespuren enthalten. Vgl. Anm. 105 auf Seite 65.
- 243 Zu unterscheiden ist hier wiederum der Fall, wo in *inem* Lekturedurchgang mehrere Stifte zum Einsatz kamen, zum Beispiel im Sinn eines Farbsystems.
- 244 Vgl. Martin Stingelin: *Im Labyrinth der Bücher. Zu verschiedenen Möglichkeiten, eine Autorenbibliothek zu erschliessen (Dürrenmatt, Nietzsche, Schopenhauer und Freud)*, in: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs (30/31), 2010, S. 162–168, hier S. 166 f.

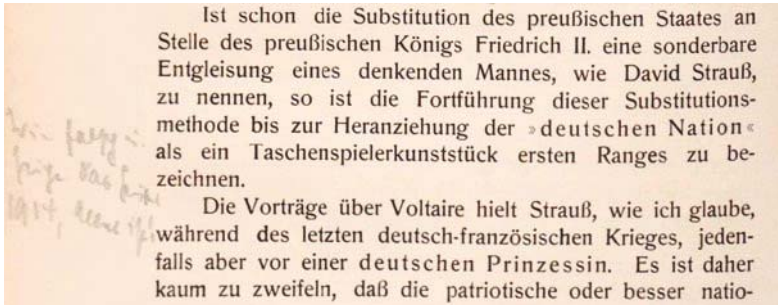


Abbildung 27: Marginalie mit explizitem Hinweis auf ihre Entstehungszeit.

Quelle: *Thomas Mann* 4128, Bild 199.

staunlich expliziter Fall anführen (siehe Abbildung 27). In das Buch *Voltaire* von Josef Popper-Lynkeus notiert sich Mann die bemerkenswerte Marginalie »Wie falsch u. feige das heute, 1914, alles ist!«. ²⁴⁵

Man darf sich von diesem Beispiel einer relativ frühen Marginalie indes nicht täuschen lassen. Da sich das durchschnittliche Alter der stiftlichen Lesespuren in Manns Nachlassbibliothek natürlich in erster Linie nach dem Alter des Buchbestands richtet, macht sich mit distanzierterem Blick rasch bemerkbar, dass die Nachlassbibliothek mitnichten ein vollständiges Bild der Lektüren Manns oder aller Bücher, die er im Lauf seines Lebens besessen hat, abgibt. ²⁴⁶ Von allen Bibliotheksexemplaren, die solche Stiftspuren aufweisen, welche potenziell Lesespuren sein könnten, wurde rund die Hälfte nach 1930 publiziert (und selbstverständlich wurden bei Weitem nicht alle Exemplare mit früherem Publikationsdatum auch tatsächlich früher gelesen). Die Mehrheit der erhaltenen Lesespuren ist demnach im Zeitraum zwischen den 1930er- und 1950er-Jahren entstanden. In den vorangehenden Jahrzehnten hinterlassene Spuren treten im heutigen Bestand weniger konzentriert auf und insbesondere aus der Zeit, als Manns Frühwerk entstand,

245 Neben dem in Anm. 240 gegebenen Beispiel findet sich in *Thomas Mann* 3378:1 noch ein drittes. Dort ist auf Bild 237 neben einem Abschnitt aus einem Platen-Sonett und einer stiftlichen Anstreichung die Marginalie »Zürich Nov. 33« zu sehen. Auch wenn diese Marginalie nicht direkt die Erstlektüre der Textstelle bezeichnen muss, so ist sie zumindest ein starker Terminus post quem.

246 Vgl. zur Differenz zwischen der heute erhaltenen und der »virtuellen« Bibliothek Thomas Manns zum einen die Bestandsgeschichte in Abschnitt 4.2.2.1, zum anderen die historischen Klärungen in Jaspers, (Frau) Thomas Manns Bibliothek? Überlegungen zu Konzeptionen einer Nachlassbibliothek, und die poetologischen Reflexionen in Schönbachler, Kaleidoskopisch geschrieben – »Gerda« als Motivkomplex in Thomas Manns *Joseph in Ägypten*.

ist nur noch eine kleine Zahl an Bibliotheksexemplaren und mit ihnen an stiftlichen Lesespuren überliefert. Bloss knapp ein Viertel aller Exemplare mit potenziellen Lesespuren haben überhaupt ein Publikationsjahr vor 1911.

2.4 Synthetische Neudefinitionen

2.4.1 Annotationen

Auf den vorhergehenden Kapiteln aufbauend schlage ich im Folgenden drei weitere (Neu-)Definitionen von zentralen Begriffen vor. Diese Definitionen vereinen verschiedene bereits eingeführte Begriffe und Beschreibungskategorien und sollen für die weiteren Ausführungen als referenzierbare Bezugsgrößen dienen.

In Anlehnung an das etymologische Potenzial und den weiten Begriffsbereich, wie er in verschiedenen Kontexten bereits etabliert ist (siehe Abschnitt 2.1.3.2), plädiere ich dafür, unter ›Annotationen‹ all jene Lesespuren (2.2.5) zu verstehen, die erkennbaren Zeichen- oder Parazeichencharakter haben (2.3.2.1) und sich auf/in demselben Medium wie der gelesene Text befinden (2.3.3 und 2.3.4). Darunter fallen also explizit auch Phänomene wie Unterstreichungen, Ankreuzungen und Bestreichungen, nicht aber vom Primärtext unabhängige Stiftspuren.

Mit dieser Definition ergibt sich auch eine eindeutige Bestimmung des Verbs ›annotieren‹, das demnach alle Handlungen kennzeichnet, die auf die Anfertigung von Annotationen im obigen Sinn zielen.²⁴⁷ Annotiert werden kann unter Einsatz verschiedener Medien. Stifte bilden hier nur eine besonders dominante Gruppe unter anderen möglichen Medien, wie sie je nach kulturhistorischem Kontext zur Anwendung kommen – heutzutage etwa im digitalen Kontext. Insofern sind auch die Praktiken des ›Lesens mit dem Stift‹ und des ›Annotierens‹ nicht zwingend deckungsgleich.

247 Diese Definition ähnelt derjenigen von Moulin, die das Annotieren als »das nachträgliche Anbringen von sprachlichen oder nichtsprachlichen Zeichen an einem vorhandenen Basistext« beschreibt. Siehe Moulin, Rand und Band, S. 19. Sie unterscheidet sich hingegen von Wielands Verständnis von »Annotationen im klassischen Sinne«, worunter er »verbale Randanmerkungen« fasst, die im Gegensatz zu »diffuse[n] und schwer entzifferbare[n] Inskriptionen« stehen. Siehe Wieland, Border Lines – Zeichen am Rande des Sinnzusammenhangs.

2.4.2 Marginalien

Spezifischer, im Sinn einer Unterkategorie der Annotation, verwende ich den Begriff der ›Marginalie‹. Anders als viele herkömmliche Charakterisierungen, die (wenn überhaupt) nur die Kriterien der Position und der Schriftlichkeit/Sprachlichkeit berücksichtigen, schlage ich den Einbezug weiterer Kategorien vor. Als ›Marginalien‹ bezeichne ich stiftliche Lesespuren, die sich am Rand einer Textseite befinden, sich auf Text im selben Medium beziehen und über den erkennbaren Zeichencharakter hinaus einen semantischen Eigenwert in der Grössenordnung mindestens eines Lexems haben. Die Definition basiert also auf den Kriterien der Materialität (genauer: der Stiftlichkeit, siehe Abschnitt 2.2.4), der Position (2.3.3), der Referenz (2.3.4), der Zeichenhaftigkeit (2.3.2.1) und der Semantizität (2.3.2.4). Nicht berücksichtigt werden bei dieser Definition *gedruckte* Marginalien, die zwar historisch mit den stiftlichen Marginalien eng verwandt sind, aber nicht mehr in den engeren Geltungsbereich der Lesespurenforschung gehören.²⁴⁸

Wenngleich damit eine rein formale, ahistorische Charakterisierung der Marginalien möglich scheint, sei nochmals darauf hingewiesen, dass zwischen den Phänomenen, die in unterschiedlichen Jahrhunderten entstanden sind, kulturhistorisch bedeutsame Unterschiede bestehen. Wie für alle Ausführungen dieser Studie gilt also auch für die unter dem Begriff der ›Marginalie‹ gewonnenen Erkenntnisse der Vorbehalt der spezifischen (kultur-)historischen Situierung. Wenn ich im Folgenden von ›Marginalien‹ schreibe, ist darum insofern implizit auch das Kriterium der Entstehungszeit (2.3.8) im Spiel, als ich mich damit immer nur auf das beschränke, was Magnus Wieland als ›moderne Marginalie‹ beschrieben hat.²⁴⁹

248 Vgl. für eine Definition gedruckter Marginalien Ulrich Huse: *Marginalie*, in: Reclams Sachlexikon des Buches. Von der Handschrift zum E-Book, hg. von Ursula Rautenberg, 2015, S. 276. Auch Severin Corsten unterscheidet aus buchwissenschaftlicher Sicht zwischen Marginalien als »Gebrauchsspuren« und gedruckten Marginalien, siehe Severin Corsten: *Marginalie*, in: Lexikon des gesamten Buchwesens. Band V: M-Photon, hg. von Severin Corsten, Stephan Füssel und Günther Pflug, 1999, S. 66 f. Für eine Forschungsübersicht zu (gedruckten) Marginalnoten siehe Johannes Klaus Kipf: »Pluto ist als vil als Lucifer«. *Zur ältesten Verwendung gedruckter Marginalnoten in deutschen literarischen Texten (bis 1520)*, in: Metz, Zubarik, Am Rande bemerkt, S. 33–58; eine Bibliografie hierzu gibt auch Moulin, Rand und Band, S. 29.

249 Siehe Abschnitt 1.3 in der Einleitung.

2.4.3 Intrazerpte

Eine ausgreifende Form der Lesespur, die sich über ein spezifisches Verhältnis von Semantizität, Position und Referenz definiert, ist das ›Exzerpt‹. Als genuin *schriftliche* Lesespur ist das Exzerpt nicht auf eine kritische räumliche Nähe zu seinem Bezugstext angewiesen, vielmehr gehört es zu seinem Wesen, von diesem räumlich wie medial gerade getrennt zu sein; seine Referenzialität beschränkt sich auf die semantische Ebene. Ein Exzerpt zeichnet sich aus durch eine Bewegung aus dem Ursprungsmedium hinaus, auch etymologisch: ›excerpere‹ ist lateinisch für ›herauspflücken‹.²⁵⁰

Während Manns Nachlassbibliothek keine Exzerpte enthält – diese lagern (seiner Arbeitslogik folgend) ausserhalb der Bibliothek in den separat aufbewahrten Materialmappen –, kann man dort vereinzelt sehr ähnliche, aber von Exzerpten doch zu unterscheidende Lesespuren identifizieren: schriftlich-stiftliche Lesespuren, die aufgrund inhaltlicher Reminiszenzen eindeutig auf den Drucktext desselben Mediums Bezug nehmen, aber sich nicht in dessen unmittelbarer Nähe, sondern zum Beispiel auf Vakattseiten am Ende des Buchs befinden. Es handelt sich gewissermassen um Exzerpte, die es nicht aus dem Medium des Bezugstexts hinausgeschafft haben. Im wortspielerischen und eigentlichen Sinn der Metapher sind es damit keine ›Exzerpte‹, sondern ›Intrazerpte‹.

Wie das Exzerpt zeichnet sich auch das Intrazerpt durch ein spezifisches Verhältnis von Semantizität, Position und Referenz aus, freilich eben mit einer anderen Konfiguration der Position. ›Intrazerpieren‹ ist eine Schwundstufe des »Herausschreibens«, wie Elisabeth Décultot das Exzerpieren charakterisiert; es ist ein Herausschreiben aus dem Text, aber nicht aus dem Medium; es ist ein Hineinschreiben ins Buch, aber nicht von ausserhalb her.

So vereinzelt sich Intrazerpte in Thomas Manns Nachlassbibliothek erhalten haben, so zahlreich sind sie in gewissen anderen Beständen anzutreffen – zum Beispiel in der Nachlassbibliothek seines Bruders Heinrich. Dessen Privatbibliothek, die eine ähnlich verschlungene Geschichte wie diejenige von Thomas hinter sich hat, lagert heute, noch weitgehend ohne Beachtung durch die Forschung, im Archiv der *Akademie der Künste* in Berlin.²⁵¹ Rosemarie Eggert, die den Bestand ab 1961 erschlossen hat, hat in der

250 Alberto Cevolini: *Exzerpieren*, in: Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs. Band 2, hg. von Heiko Christians, Matthias Bickenbach und Nikolaus Wegmann, 2018, S. 149–166, hier S. 150.

251 Zu Heinrich Manns Nachlassbibliothek gibt es bislang nur wenig Forschungsliteratur. Die früheste ist eine Dokumentation der erstmaligen Bestandserschliessung

Einleitung zum Bibliotheks- und Marginalienverzeichnis festgehalten, dass Heinrich Mann ziemlich genau solche Notizen zu machen pflegte, die ich als Intrazerpte bezeichne:

Die Notizen stehen meistens am Ende des Buches (seltener am Anfang) auf den letzten unbedruckten Seiten. Sie sind fast immer stichwortartige Auszüge aus dem Buch (Daten, bemerkenswerte Ereignisse oder Ansichten des Autors), seltener Heinrich Manns Bemerkungen dazu. Die Notizen am Ende des Buches beziehen sich auch fast immer auf die Anstreichungen.

In Eggerts Beschreibung von Heinrichs Notizen sind alle für Intrazerpte relevanten Kriterien erfüllt. Als Notizen sind sie schriftlicher Art und sie liegen innerhalb des eindeutig als solchen erkennbaren Bezugsmediums, aber in Distanz zum Bezugstext. Bemerkenswert ist in diesem Fall noch die explizite Erwähnung einer spezifischen Art der Referenz, die auf die Verbindung der Intrazerpte mit anderen Lesespuren, nämlich den Anstreichungen, aufmerksam macht.

Sowohl bei Thomas wie auch bei Heinrich Mann kommen die Intrazerpte dabei in der Regel wie erwähnt auf den Vakattseiten am Ende des gelesenen Buchs zu stehen, was jeweils bereits durch dessen Materialität vorgegeben wird, da dort am meisten Weissraum zur Verfügung ist. Dass dies jedoch nicht der einzige mögliche, ja in weiterer historischer Perspektive vermut-

durch Rosemarie Eggert. Das Typoskript aus dem Jahr 1962 besteht aus einer fünfseitigen Einleitung, gefolgt von einem langen Verzeichnis der *Marginalien der Heinrich-Mann-Bibliothek*, welches die damals 3350 Bibliotheksbände nach dem Namen der Verfasser:innen geordnet auflistet und Angaben zu den darin enthaltenen Lesespuren macht. Eine zweibändige Kopie des Typoskripts ist im Archiv der *Akademie der Künste* in Berlin unter der Signatur 2005 B 349 einsehbar. Im Jahr 1976 veröffentlichte Volker Riedel den ersten, aufgrund der dürftigen Quellenlage heute noch wichtigen Zeitschriftenaufsatz über die inzwischen »rund 4000 Bücher« umfassende Bibliothek Heinrich Manns: Volker Riedel: *Die Bibliothek Heinrich Manns. Ein Überblick*, in: *Marginalien* (63), 1976, S. 1–13. Fünf Jahre später publizierte Eggert dann einen kurzen Text, der den gleichen Titel trägt wie ihr Bibliotheksverzeichnis: Rosemarie Eggert: *Marginalien der Heinrich-Mann-Bibliothek*, in: *Mitteilungen der Akademie der Künste der Deutschen Demokratischen Republik* 19 (2), 1981, S. 12–14. In jüngerer Zeit folgte Elisabeth Willnat mit dem bis dato umfassendsten Text zur Bibliothek: Elisabeth Willnat: »Unwiederkäuflich« – *die Bibliotheken Heinrich Manns und seiner Familie*, in: *Heinrich-Mann-Jahrbuch. 21-22/2003-2004*, hg. von Helmut Koopmann, Ariane Martin und Hans Wisskirchen, 2005, S. 277–299.

lich nicht einmal der üblichere Ort für Intrazerpte war, zeigt das vor allem in früheren Jahrhunderten noch verbreitete Phänomen ›durchschossener‹ Exemplare.²⁵² Bei den solcherart zusätzlich passim eingebundenen Vakatsseiten kann man von regelrechten Intrazerpt-Generatoren sprechen.

So wären von einer spezifischen Untersuchung und Charakterisierung von Intrazerpten, parallel zur Exzerptforschung, jedenfalls noch zusätzliche Einsichten zum Verhältnis von Lesen und Schreiben zu erwarten. Im weiteren Fortgang der vorliegenden Studie soll indessen genereller aufgezeigt werden, wie aus der beschriebenen Phänomenologie *aller* stiftlichen Lese Spuren weitere epistemologische und poetologische Erkenntnisse erwachsen können.

252 Vgl. Arndt Brendecke: ›Durchschossene Exemplare‹. Über eine Schnittstelle zwischen Handschrift und Druck, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 59, 2005, S. 50–64, Atze, *Libri annotati*, S. 28 f. und zuletzt Petra Feuerstein-Herz: *Seitenwechsel. Handschrift und Druck in durchschossenen Buchexemplaren der frühen Neuzeit*, in: *Materialität: Von Blättern und Seiten*, hg. von Christian Benne und Carlos Spoerhase, 2019, S. 9–26.

3 Epistemologie

3.1 Die (Un-)Sichtbarkeit von Lektüren

3.1.1 Der Erkenntniswert nicht vorhandener Lesespuren

In Ableitung der zentralen Fragestellung nach dem literatur- und kulturwissenschaftlichen Erkenntnispotenzial von Lesespuren beginnt diese Epistemologie mit der grundlegenderen Frage: Welchen allgemeinen Erkenntniswert haben Lesespuren? Eine erste, einfache Antwort auf diese Frage ist schnell gegeben: Lesespuren sind die (physischen) Rückstände eines Leseakts und lassen insofern auf einen solchen schliessen. Ihr Vorhandensein zeigt, *dass* gelesen wurde und kraft ihrer Referenzialität zeigen sie auch, *was* gelesen wurde.¹

Erkenntnistheoretisch unsicherer ist jedoch der Umkehrschluss, dass das Nichtvorhandensein von Lesespuren zeige, *was nicht* gelesen wurde. Es stellt sich also die Frage nach dem Erkenntniswert *nicht vorhandener* Lesespuren, mithin nach dem Erkenntniswert von ganzen Büchern ohne Lesespuren. Dieser komplizierteren Frage ist das vorliegende Kapitel gewidmet, das drei konkrete Fallbeispiele beinhaltet.

Die zweite, prekärere Antwort auf die Frage nach dem Erkenntniswert von Lesespuren lautet: Lesespuren zeigen, *wie* gelesen wurde. So zeigen stiftliche Lesespuren zuerst einmal, dass mit dem Stift gelesen wurde. Doch welche Implikationen hält dieser Befund bereit? Was sind die (epistemischen) Voraussetzungen und Ursachen der Entstehung stiftlicher Lesespuren? Anhand der paradigmatischen Einflussfaktoren *Materialität* und *Textsortenzugehörigkeit* sowie unter dem Einbezug verschiedener *Wissensformen* gehe ich in den folgenden Kapiteln auf diesen Fragenkomplex ein und untersuche, aufgrund welcher Prinzipien stiftliche Lesespuren entstehen.

Dass Privatbibliotheken Bücher enthalten, die (noch) nicht gelesen wurden, ist keine Besonderheit, sondern der Normalfall. Viele Bücher in Pri-

1 Folgt man der in Kapitel 2.2 vorgeschlagenen Definition der Lesespur, ist das nicht nur eine logische, sondern eine tautologische Feststellung. Als Lesespuren gelten der dort angewendeten Logik zufolge nur solche Phänomene, die aufgrund einer (wie auch immer gearteten) Referenz auf eine Lektüre zurückzuführen sind. Die Komplikation liegt demnach weniger in der Begründung dieses grundlegenden Erkenntniswerts als vielmehr in der Identifikation eines Phänomens *als* Lesespur (siehe Abschnitt 2.2.3) und in der Bestimmung der Referenz (2.3.4).

vatbibliotheken weisen schlicht deswegen keine Lesespuren auf, weil sie nie gelesen wurden. Das detektivische Problem ist nun aber, wie solche ungelesenen Exemplare erkannt werden können oder, mit anderen Worten, wie es um die Sichtbarkeit beziehungsweise Unsichtbarkeit von Lektüren steht.

Eine universelle Regel diesbezüglich ist angesichts individuell und situationell sehr unterschiedlicher Lektürepraktiken nicht sinnvoll. Valider sind da Aussagen über die Praktiken einzelner Personen.² Besonders bei solchen Leser:innen, die rege von ihren Stiften Gebrauch machen, liegt der Umkehrschluss nahe, dass sie ein Buch, das keine Lesespuren aufweist, wohl nicht gelesen haben. Diese »Regel« stellt Yahya Elsaghe jedenfalls just für Thomas Mann auf – um sie dann mit einem Gegenbeispiel sogleich explizit wieder zu entkräften: Obwohl Mann in seinem Tagebuch die Lektüre von Erich Neumanns *Eros und Psyche* vermerkt hat, »findet sich in seinem Exemplar ganz ausnahmsweise keine einzige Lesespur«.³ Als mit Neumanns *Ursprungsgeschichte des Bewußtseins* darauf erneut ein Buch ohne Lesespuren auf dem Prüfstand steht, ist in der Folge notwendigerweise unklar, ob sich die Regel weiter anwenden lässt:

Ein Exemplar des Buchs steht sogar in Thomas Manns Nachlaßbibliothek. Es weist aber keine einzige Lesespur auf. Das wäre in der Regel, wie schon angedeutet, ein stichhaltiges Indiz dagegen, daß Thomas Mann es kannte oder zumindest unmittelbar zur Kenntnis nahm. Nur gibt es, wie ebenfalls gesagt, von dieser Regel eine erwiesene Ausnahme; und diese betrifft ausgerechnet ein anderes Buch Neumanns, das Thomas Mann im Zusammenhang mit der *Betrogenen* nach seinem eigenen Zeugnis aufmerksam gelesen hat, ohne darin doch auch nur eine einzige Spur zu hinterlassen. Man kann also nicht wirklich entscheiden, ob sich Thomas Mann hier direkt oder auch nur mittelbar von Neumann inspirieren ließ [...].⁴

2 Doch noch auf der individuellen Ebene sind allzu freimütige Verallgemeinerungen zu vermeiden. Vgl. dazu auch die Bemerkung von Giuliano Campioni und Aldo Venturelli, es sei »nicht leicht, eine allgemeine – und sei es auch nur vage – Typologie von Nietzsches Leseverhalten zu entwickeln«: Giuliano Campioni, Aldo Venturelli: *Vorwort*, in: Campioni, D'Iorio, Fornari, Fronterotta, Orsucci, Nietzsches persönliche Bibliothek, S. 7–31, hier S. 24.

3 Yahya Elsaghe: *Krankheit und Matriarchat. Thomas Manns Betrogene im Kontext*, 2010, S. 192. Beim erwähnten Text handelt es sich um den Kommentar von Neumann in *Thomas Mann* 2706.

4 Elsaghe, *Krankheit und Matriarchat*, S. 216 f. Die zur Disposition stehende Lektüre bezieht sich auf *Thomas Mann* 4569.

Mit *Eros und Psyche* und *Ursprungsgeschichte des Bewußtseins* hat Elsaghe also gleich zwei Bücher von Neumann unter der Lupe, die keine stiftlichen Lesespuren tragen. Während die Lektüre des ersteren im Tagebuch vermerkt und also sehr wahrscheinlich ist, fehlen beim zweiten Exemplar weitere Indizien.

Obschon die Sachlage damit unsicher ist, reproduziert sich die Regel, die Elsaghe selbst relativiert hat, in seiner Nachfolge dann in zugespitzter Version bei Matthias N. Lorenz, wenn dieser schreibt: »Der Thomas Mann-Forscher Yahya Elsaghe geht generell davon aus, dass das Fehlen von Lesespuren bei Thomas Mann eine Nicht-Rezeption impliziert.«⁵ Spätestens hier ist also der Umkehrschluss vollzogen: Wenn Lesespuren anzeigen, was gelesen wurde, dann indiziere das Nichtvorhandensein von Lesespuren, was nicht gelesen wurde.

Das Problem ist aber nicht nur, dass ein solcher Umkehrschluss formallogisch unzulässig ist. Es resultiert daraus auch ein methodisch prekäres *argumentum ex silentio*, dem grundsätzlich ein Restzweifel anhaften muss. Wieso ein Phänomen nicht existiert, dafür gibt es immer mehr als nur *eine* mögliche Erklärung. Auch für nicht vorhandene Lesespuren.

Verkompliziert wird der Zusammenhang noch dadurch, dass man für literaturwissenschaftliche Argumentationen meist weniger daran interessiert ist, ob eine Person ein einzelnes, ganz konkretes Exemplar eines Texts in den Händen hielt und gelesen hat, sondern ob sie den Text an sich kannte. Vielleicht spielt noch die Bestimmung einer spezifischen Ausgabe eine Rolle – das konkrete Exemplar hingegen zählt oft höchstens sekundär. Hat man einen Text ohne Lesespuren vor sich, gibt es im Hinblick auf eine einzelne Person darum (mindestens) drei Möglichkeiten: a) die Person hat den betreffenden Text nicht gelesen, b) die Person hat den Text gelesen, aber nicht im vorliegenden Exemplar und c) die Person hat das vorliegende Exemplar *spurlos* gelesen.

Systematisch eruieren könnte man Manns spurlos gebliebene Lektüren nur über ein umfassendes Verzeichnis seiner effektiven Lektüren, das sich über die zahlreichen Lektürezeugnisse in Tagebüchern und Briefen sowie über die Ergebnisse der Quellenforschung immerhin ansatzweise erstellen liesse, und – weit unrealistischer – über ein Verzeichnis der konkreten Textausgaben, die ihm im Lauf seines Lebens zur Verfügung standen. Über einen Abgleich dieser Verzeichnisse liesse sich dann so etwas wie eine Karte der

5 Matthias N. Lorenz: *Distant Kinship – Entfernte Verwandtschaft. Joseph Conrads »Heart of Darkness« in der deutschen Literatur von Kafka bis Kracht*, 2017, S. 216.

therefore he wrote a catechism which should teach even children to give reasons for their faith; moreover, he founded a grammar-school and an academy which attracted able men from all lands, and which sent missionaries out in all directions.

FRANCE

In France, as in Switzerland, the germ of the Reformation is pre-Lutheran. The concordat of 1516 had put the French Church practically under royal authority; the Renaissance (*q.v.*) was rapidly sapping mediaeval conventions; and one very remarkable man devoted himself with equal enthusiasm to religious reform and to learning. This was Jacques Lefèvre (Faber Stapulensis), who in 1512, at the age of about 55, published a Latin translation of the Pauline epistles, with a commentary which roughly anticipated Luther's theory of grace and his denial of transubstantiation. In 1524 Lefèvre revised a French translation of the

Abbildung 29: Eine Stiftspur – aber auch eine Lesespur?

Quelle: *Thomas Mann* 5017:19, Bild 59.

(Un-)Sichtbarkeit von Manns Lektüren erstellen. Ohne dieses unerreichbare Desiderat hingegen bleibt jedes *argumentum ex silentio* im Sinn von ›keine Lesespur bedeutet: keine Lektüre‹ notwendigerweise prekär und höchstens in Einzelfällen zulässig.

Solche Einzelfälle können beispielsweise gegeben sein, wenn gewichtige Nichtgebrauchsindizien vorliegen (siehe Abschnitt 2.2.2.3). Auch dann gilt das *argumentum ex silentio* jedoch nur für das betreffende Exemplar, nicht aber für den Text an sich, der auch anderswo gelesen worden sein könnte. Vom Umstand, dass nicht gelesene Bücher keine Lesespuren tragen können, darf man jedenfalls nicht den Umkehrschluss ziehen, dass *alle* Bücher ohne Lesespuren *nicht* gelesen wurden.⁶

So lassen sich denn auch viele Beispiele aus Manns Nachlassbibliothek anführen, die ein differenzierteres Bild der (Un-)Sichtbarkeit von Lektüren

⁶ Dieses »Quellenproblem« ist auch in der historischen Leseforschung ein Thema. So verweist Jost Schneider darauf, dass in einer Dissertation zum Bücherbesitz der Tübinger Bürger schon 1955 konstatiert wurde, »es existiere ›keine wissenschaftliche Methode, um festzustellen, welche Bücher gelesen wurden«. Siehe Schneider, *Geschichte und Sozialgeschichte des Lesens und der Lesekulturen*, S. 37. Gemeint ist die Studie von Hildegard Neumann: *Der Bücherbesitz der Tübinger Bürger von 1750 bis 1850. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des Kleinbürgertums. Die Bücherverzeichnisse in den Vermögensinventaren und Erbteilungen der Tübinger Bürger aus den Jahren 1750–60, 1800–10, 1840–50, 1955/1978*, S. 82.

erfordern. Zum einen ist anzumerken, dass das *argumentum ex silentio* selbstverständlich nur bei allografen Texten anwendbar ist, in Bibliotheken von Autor:innen in der Regel jedoch nicht wenige autografe Texte stehen (und Bücher, die beide Varianten vereinen, sind nicht selten, zumal beim umtriebigen Vorwortschreiber Thomas Mann).⁷ Obschon Mann durchaus auch in vielen eigenen Texten Lesespuren hinterlassen hat, käme niemand auf die Idee, solche Exemplare bei Nichtvorhandensein von Lesespuren pauschal als ungelesen zu taxieren.

Zum anderen gibt es zuhauf (allografe) Texte ohne stiftliche Lesespuren, bei denen sich die Frage stellt, von welchem Gebrauch die schiefen Buchrücken, Fingerabdrücke, Brandlöcher oder Einlagen stammen, wenn nicht von Lektüren.⁸ Gleichzeitig qualifizieren sich diese Gebrauchsspuren aber nicht als Lesespuren, weil sie keinen Bezug zum Text erkennen lassen. Auf derselben Schwelle stehen auch Stiftspuren, die eine Lektüre mit stiftlicher Beteiligung denkbar, aber nicht eindeutig erkennbar machen, wie das Beispiel auf Abbildung 29.⁹ Und nicht zuletzt ist damit zu rechnen, dass Bleistift- und andere (semi-)reversible Spuren hie und da entfernt wurden, die entsprechenden Lektüren also *nicht mehr* (oder nicht mehr so gut) sichtbar sind.

Über die bereits genannten Beispiele hinaus lassen sich in Manns Bibliothek zahlreiche weitere Texte identifizieren, die er mit hoher Wahrscheinlichkeit in den erhaltenen Ausgaben gelesen hat und die dennoch keine oder fast keine Lesespuren aufweisen. Auf drei exemplarische solcher Texte beziehungsweise Textkonvolute gehe ich im Folgenden näher ein.

7 Auf Manns Tätigkeit als Vorwortschreiber hat unlängst Jaspers in einem Vortrag hingewiesen: Anke Jaspers: »Dergleichen erschöpft mich zu schwer«. *Thomas Mann als Vorwortschreiber*, Vortrag am 1. 3. 2019.

8 Zu den Brandlöchern siehe Seite 59. Gerade Exemplare mit Einlagen, aber ohne stiftliche Lesespuren finden sich in der Bibliothek einige. Ein Exemplar mit Eselsohren und mit Pflanzenmaterial zwischen den Buchseiten, aber ohne stiftliche Lesespuren ist *Thomas Mann 3351*. Auch das Exemplar mit der Nagelfeile beinhaltet keine stiftlichen Lesespuren (siehe Seite 60).

9 Die (anderen) stiftlichen Lesespuren im betreffenden Exemplar gehen auf Bleistifte (und vermutlich allesamt auf Golo Mann) zurück, das abgebildete Phänomen ist die einzige Kugelschreiberspur. Zu Golo Manns Lesespuren in der *Encyclopædia Britannica* siehe 2.3.7 und 3.3.2.3.

3.1.2 Kaum sichtbare Lektüren: drei Beispiele

3.1.2.1 *Der Fall Herman Bang*

Zum ersten ist da der 329 paginierte Seiten umfassende Erzählband *Excentrische Novellen* von Herman Bang, der gerade mal zwei (potenzielle) stiftliche Lesespuren aufweist: eine über dreieinhalb Zeilen gehende Anstreichung ungefähr in der Mitte der rund 100-seitigen fünften Novelle und ein kleiner, nicht den Haupttext betreffender und kaum in Betracht zu ziehender Strich gegen Ende der sechsten und letzten Erzählung.¹⁰ Dass dieser Band nicht mehr Lesespuren trägt, ist nicht nur deswegen bemerkenswert, weil der Einfluss von Bang insbesondere auf Manns Frühwerk gut erforscht¹¹ und unbestritten ist – Heinrich Detering zählt Bang »zu den wichtigsten literarischen Anregern des jungen Thomas Mann«¹² –, sondern vor allem auch, weil der betreffende Band durch einen stiftlichen Besitzvermerk von Mann aus dem Jahr 1904 effektiv als frühes Besitztum gekennzeichnet ist. Mann muss sich ihn sofort nach Erscheinen besorgt haben, denn die Novellensammlung trägt das Publikationsjahr 1905, wurde also vordatiert.

Da Mann kein Dänisch konnte, war er für die Lektüre von Bangs Werk auf Übersetzungen angewiesen, wie sie der betreffende Erzählband bot. Die darin enthaltenen Erzählungen *Franz Pander* und *Charlot Dupont* konnte Mann zwar schon vor der Erscheinung des Novellenbandes gekannt haben, da sie bereits 1898 beziehungsweise 1899 in der *Neuen Deutschen Rundschau* erschienen sind.¹³ Die charakteristischere der beiden Anstreichungen befindet sich jedoch ausgerechnet in *Charlot Dupont*. Die zweite Stiftspur entfällt auf *Ihre Hoheit*, eine Novelle, die im betreffenden Band wie alle Übrigen zum ersten Mal in der deutschen Fassung abgedruckt wurde. Ob die Anstreichungen überhaupt von Mann stammen, ist nicht abschliessend zu bestimmen. Davon unbesehen, ist es aber sehr wahrscheinlich, dass Mann Bangs Novellen nicht nur gelesen, sondern spezifisch auch in diesem heute noch in der Bibliothek befindlichen Exemplar gelesen hat – und dies fast gänzlich spurlos.

10 Siehe *Thomas Mann* 907.

11 Am ausführlichsten ist die Monografie von Claudia Gremler: »Fern im dänischen Norden ein Bruder«: Thomas Mann und Herman Bang. *Eine literarische Spurensuche*, 2003.

12 GKFA 14.2, S. 539.

13 Gremler, »Fern im dänischen Norden ein Bruder«: Thomas Mann und Herman Bang, S. 336 f.

3.1.2.2 *Der Fall Henrik Pontoppidan*

Oder da ist, um einen anderen Dänen zu erwähnen, Henrik Pontoppidan. Wie aktiv Mann den Nobelpreisträger von 1917 wahrnahm, zeigen etwa der Brief vom 13. Januar 1920 an Hugo von Hofmannsthal, in dem er ihn zur Mitarbeit an einer von Robert Musil geplanten Zeitschrift vorschlug,¹⁴ oder die 1924 gehaltene *Ansprache in Kopenhagen*, in der er Pontoppidan (übrigens noch vor Bang) in einer Reihe von dänischen Schriftstellern nannte, die dem deutschsprachigen Publikum ebenso geläufig seien »wie irgend ein einheimischer«.¹⁵

Es erstaunt darum nicht, dass Mann am 26. Oktober 1920 und also noch im Erscheinungsjahr der deutschen Übersetzung beim Münchner Buchhändler Heinrich Jaffe Pontoppidans zweibändigen Roman *Totenreich* bestellte und kurz darauf auch mit dessen Lektüre begann.¹⁶ So vermeldet er am 29. Dezember desselben Jahres im Tagebuch: »Habe jetzt Pontoppidans ›Totenreich‹ begonnen, das mich fesselt.«¹⁷ Erstaunlich ist hingegen, dass das, was Mann als fesselnde Lektüreerfahrung beschreibt, in den Büchern materiell kaum Spuren hinterlassen hat. Nur zwei Textstellen im zweiten Band sind von Hand angestrichen, alle anderen Seiten – inklusive des gesamten ersten Bands – weisen keinerlei Annotationen auf.¹⁸

3.1.2.3 *Der Fall Robert Faesi*

Ähnlich verhält es sich mit den Büchern von Robert Faesi, mit dem Mann über mehrere Jahre hinweg intensiven Kontakt pflegte.¹⁹ Faesi, der als Germanist verschiedentlich über Mann publizierte, war auch selbst schriftstellerisch tätig und neben Fachliteratur, Lyrik und einer Rede haben sich in Manns Nachlassbibliothek denn auch zwei seiner Romane erhalten. *Die Stadt der Freiheit* (1944) und *Die Stadt des Friedens* (1952) sind der zweite und der dritte Teil einer Trilogie, die Mann in verschiedenen Briefen an Faesi

14 GKFA 22, S. 324.

15 GKFA 15.1, S. 800.

16 Mann erwähnt im Tagebuch an jenem Tag, er habe »bei Jaffe [...] Bücher von G. Moore und Pontoppidan« bestellt. Siehe Tagebücher 1918–1921, S. 473.

17 Ebd., S. 476.

18 Siehe *Thomas Mann 3708:2*, Bild 142 und 143. Der Duktus der Anstreichungen macht es wahrscheinlich, dass sie von Mann stammen.

19 Mann nennt Faesis Namen in den überlieferten Tagebüchern über achtzig Mal, darunter sind etliche Erwähnungen von persönlichen Treffen. Faesi wiederum hat den Briefwechsel zwischen den beiden später publiziert.

kommentiert hat.²⁰ Gelesen hat Mann diese Romane also aller Wahrscheinlichkeit nach, bloss entsprechende Spuren davon finden sich auch in diesen Bänden fast keine: *Die Stadt des Friedens* enthält eine einzige Anstreichung auf Seite 244, *Die Stadt der Freiheit* trägt im gedruckten Haupttext gar keine Annotation, nur auf einer Vakantseite am Ende des Buchs eine längere Notiz.

Diese Notiz ist insofern vielsagend, als es sich dabei um Textbausteine handelt, in denen Mann ein Urteil über den Roman skizziert. Sie liest sich als eigentlicher Briefentwurf an Faesi, wie er ebenso gut auf einem anderen Medium stehen könnte.²¹ Hier dient sie uns aber als Lesespur der anderen Art, die auf die materialübergreifende Dynamik von Lese- und Schreibprozessen aufmerksam macht: Welche Lesespur wo zu stehen kommt und damit überhaupt noch als solche gilt, wirkt im Einzelfall nicht selten völlig kontingent. Gerade anhand solcher Exemplare, die *fast* keine Lesespuren aufweisen, lässt sich jedenfalls besonders gut erahnen, wie häufig Manns Lektüren in weiteren Büchern materiell wohl *gänzlich* lese- und stiftspurlos blieben.

Eine Nichtrezeption lässt sich bei Büchern ohne Lesespuren darum höchstens aus deutlichen Nichtgebrauchsindizien ableiten. Weil ein solcher Befund aber immer nur für das konkret vorliegende Exemplar Gültigkeit hat, ist der damit verbundene Erkenntniswert entsprechend gering. Der eigentliche Erkenntniswert von Büchern ohne Lesespuren kann darum vielmehr darin liegen, dass man, wenn eine Lektüre des Exemplars als wahrscheinlich gilt, einen Hinweis darauf erhält, *wie* gelesen wurde. Fehlen beispielsweise stiftliche Lesespuren, ist klar, dass eine allfällige Lektüre ohne (aktive) Beteiligung eines Stifts stattgefunden hat. Und was es epistemologisch und poetologisch gesehen mit dieser Beteiligung der Stifte an der Lektüre auf sich hat beziehungsweise nach welchen Prinzipien diese erfolgt, darum soll es in den folgenden Kapiteln gehen.

20 Siehe dazu die Briefe vom 23. August 1942, 14. Juni 1946 und 2. Dezember 1952, in: Briefe TM/Faesi, S. 48–50, 68 f. und 99 f.

21 Ob Faesi jenes ausführliche Urteil von Mann je vernahm, ist unklar, denn in der Antwort auf Faesis briefliche Nachfrage war Mann ziemlich kurz angebunden: »Die Stadt der Freiheit« – Respekt und Glückwunsch! Soviel Wissen, soviel Urteil – und dabei soviel kreative Unbefangenheit und Frische. Es ist selten und bewundernswert.« Siehe ebd., S. 68. Stiftliche Briefentwürfe finden sich in der Nachlassbibliothek übrigens auch andernorts. Man vergleiche etwa den längeren Eintrag in *Thomas Mann 4949 B*, der sich fast eins zu eins ins Englische übersetzt in einem Brief an den Verfasser des betreffenden Bandes wiederfindet. Siehe den Brief von Thomas Mann an Wright Morris, 24. Oktober 1946, *B-I-MORRIS-1*.

3.2 Materialität und Stifte

3.2.1 Die Entstehung von Lesespuren

Untersucht man nicht nur einzelne annotierte Bände und deren Lesespuren, sondern gleich den kompletten Bibliotheksbestand, lassen sich in der Summe der Mikrophänomene bestimmte Makrostrukturen erkennen. Auf allen Ebenen des Bestands – das heisst: Bibliothek, Buch und Seite – kann man bestimmte Bereiche ausmachen, die stärker annotiert sind als andere. So verteilen sich die erfassten Phänomene in Manns Nachlassbibliothek auf weniger als zwei Drittel der Bibliotheksexemplare. Über 1500 Einheiten enthalten, von institutionellen Vermerken (zum Beispiel aus dem Buchhandel oder dem TMA) abgesehen, gar keine Stiftspuren. Auf der Ebene der einzelnen Bücher ist die Verteilung nicht gleichmässiger; auch in annotierten Büchern war in der Regel auf den meisten Seiten niemand mit Stiften zugegangen. Und wo doch stiftliche Annotationen vorliegen, sind jeweils nicht die ganzen Seiten davon betroffen, sondern bestimmte Bereiche. Es stellt sich darum die Frage, warum einige Texte oder Textteile stärker annotiert sind als andere. Warum wurden die vorgefundenen Lesespuren gerade in jenen Büchern, auf jenen Seiten und an jenen Stellen hinterlassen, wo sie sich nun befinden? Und warum andernorts nicht?

Die bisherige Forschung analysiert Lesespuren meist unter der Prämisse einer starken Abhängigkeit der Spur von der lesenden Person. Lesespuren werden demnach oft als Ausdruck einer individuellen Affektion oder Intention verstanden und ihre Entstehung wird dementsprechend auch personenzentriert gedeutet.²² Typische Erklärungsansätze für die Entstehung von Lesespuren sind zum Beispiel ein besonderes Interesse oder eine gesteigerte Aufmerksamkeit der lesenden Person an der betreffenden Textstelle. Auf diese Weise argumentierte etwa Wladimir S. Ljublinski, ein Pionier der Lesespurenforschung, wenn er über Voltaires Marginalien schrieb:

Wertvoll ist dieses Material deshalb, weil es dem Forscher neue, ausgiebige Beweise für die wirkliche Denkweise Voltaires liefert, für seinen Ge-

22 Moulin versteht Marginalien sogar als »Bausteine zur Biographie des Autors«, so seien sie »als Biographeme im Sinne von Roland Barthes deutbar: Sie sind kleine Splitter in der Biografie eines Autors, die es zu ordnen gilt«. Siehe Moulin, Endozentrik und Exozentrik, S. 232. Des Weiteren sieht sie Potenzial für die »Deutung von Autorenmarginalien in den Bänden ihrer Bibliothek vor dem Hintergrund der Emotionsforschung«, ebd., S. 236.

schmack, seine Neigungen und seine Antipathien [...]. Bei aller Polemik in den Publikationen Voltaires [...] sind diese Randbemerkungen allein imstande, uns die komplizierte und widerspruchsvolle Persönlichkeit des Philosophen von Ferney restlos zu offenbaren.²³

Und in ähnlich psychologischem Duktus argumentieren in neuerer Zeit noch Dirk van Hulle und Wim van Mierlo, die in Lesespuren einen »direct link to the mind of the reader« suchen.²⁴ Diese Fokussierung ist insofern naheliegend, als Lesespuren in materieller Hinsicht immer *durch* eine Person entstehen – weshalb schon Goethe fragen konnte: »Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die sich unmittelbar auf uns beziehen.«²⁵ Doch sollte eine umfassende Lesespurenforschung nicht auf diese Sichtweise beschränkt bleiben.

Die Hypothese, die ich diskutieren möchte, ist die, dass die Texte selbst einen bedeutenden Einfluss auf die Entstehung von Lesespuren und damit auf deren Verteilung haben. Wie im vorherigen Kapitel schon der Hinweis auf die Unterschiede zwischen autografen und allografen Texten gezeigt hat, entstehen Lesespuren nie in einer bloss eindimensionalen Bewegung, sondern innerhalb eines komplexeren Gefüges mehrerer beteiligter Instanzen. Ähnlich, wie sich ein literarischer Text über einen alleinigen Bezug auf die Autor:in-Instanz nicht adäquat analysieren lässt, so tut gerade eine literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit Lesespuren gut daran, auch deren Entstehung komplexer zu denken und neben der lesenden Person die Mitwirkung weiterer Instanzen zu prüfen. Oder im *Modell der literarischen Kommunikation* veranschaulicht (siehe Abbildung 30): So, wie die Interpre-

23 Ljublinski, Randbemerkungen Voltaires, S. 76 f. In Ljublinskis direkter Nachfolge stehen Albina et al., die in Voltaires Marginalien das Potenzial zur »Erschließung und Erkenntnis des »wahren Voltaire«« sehen, siehe Albina, Voronova, Manévitch, Einleitung, S. 40. Es wäre an dieser Stelle eigens zu erläutern, ob oder inwiefern die psychologistische Deutungstradition von Lesespuren noch mit der philologischen Denkweise Wilhelm Diltheys zusammenhängt. »Wir verstehen ein Werk aus dem Zusammenhang, in welchem es in der Seele seines Verfassers entstanden ist, und wir verstehen diesen lebendigen seelischen Zusammenhang aus den einzelnen Werken«, schreibt Dilthey, und es scheint, als imaginierten manche in Lesespuren eine willkommene Zugangsmöglichkeit zu dieser Seele. Siehe Wilhelm Dilthey: *Archive für Literatur*, in: Deutsche Rundschau 58, 1889, S. 360–375, hier S. 364.

24 Dirk van Hulle, Wim van Mierlo: *Reading Notes. Introduction*, in: van Hulle, van Mierlo, *Reading Notes*, S. 1–6, hier S. 3.

25 Johann Wolfgang Goethe: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*, 1986, S. 537. Die Hamburger Ausgabe hat die Stelle mit einem Fragezeichen, siehe Johann Wolfgang Goethe: *Autobiographische Schriften. Erster Band*, 1964, S. 493.

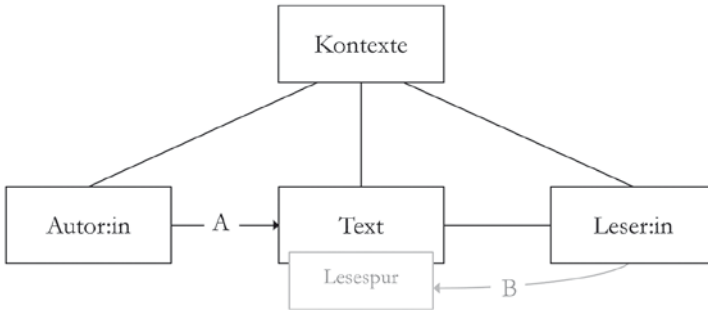


Abbildung 30: Lesespuren im Modell der literarischen Kommunikation.

Quelle: Eigene Darstellung, basierend auf dem Modell in Köppe, *Literatur und Wissen: Zur Strukturierung des Forschungsfeldes und seiner Kontroversen*, S. 2.

tation eines Texts nicht allein über die Relation A (Autor:in → Text) erfolgen kann, sondern den Einbezug verschiedener Achsen erfordert, so lassen sich die Lesespuren, wenn man sie in dieses Modell integrieren möchte, auch nicht allein über die Relation B (Leser:in → Lesespur) verstehen.

Im Mittelpunkt soll nachfolgend deswegen eine andere spezifische Relation stehen, und zwar der Zusammenhang zwischen Lesespuren und der Charakteristik der Texte, in deren Umfeld jene sich befinden. Es geht also um die Beziehung zwischen den zwei Instanzen, die sich im Modell (nicht nur) grafisch überlagern. Dazu gehe ich auf zwei spezifische textuelle Eigenschaften ein: Materialität und Textsortenzugehörigkeit.

3.2.2 Die Relevanz der Materialität

Dass Materialität an sich einen Einfluss auf die Entstehung stiftlicher Lesespuren hat, muss nach den bisherigen Ausführungen unmittelbar einleuchten. So kennzeichnet der Begriff der Stiftspur, wie er in Abschnitt 2.2.4 eingeführt wurde, alle *physischen* Merkmale, die durch einen Stift erzeugt wurden. Es handelt sich bei stiftlichen Lesespuren also *per definitionem* um *materielle* Spuren – wobei deren Materialität eben nicht nur durch den Stift, sondern auch durch das Material, auf das der Stift trifft, bedingt ist. Inwiefern dabei Stift und Text ko- und interagieren und auf den Akt der Lektüre bezogen sind, soll im Folgenden beleuchtet werden.²⁶

²⁶ Damit wird hier also ein bestimmter Aspekt der materiellen Dimension von Lektürepraktiken fokussiert. Zur generellen Diskussion der Objektförmigkeit beziehungs-

Als Catherine C. Marshall in den 1990er-Jahren für das Technologieunternehmen *Xerox Corporation* erforschte, wie das Annotieren in Zeiten digitaler Bibliotheken aussehen könnte, hat sie dazu eine Studie durchgeführt, in der sie von Student:innen annotierte Lehrbücher untersuchte. Die Analyse der gedruckten und mit Stiften bearbeiteten Bücher zielte auf Erkenntnisse über etablierte Annotationsmethoden, woraus Marshall Folgerungen für digitale Lektüreumgebungen ableitete. Ihr Untersuchungskorpus fand sie in einem Universitätsbuchladen, der gebrauchte Lehrbücher zum Wiederverkauf anbot, und sie legte es so an, dass sie jeweils mehrere ausgabengleiche Bücher miteinander vergleichen konnte, die sich (ursprünglich) weder in Grösse, Gewicht, Papierbeschaffenheit und Art der Ränder noch in der Gestaltung des Vorsatzes und der Titelei unterschieden.

Wie wichtig es Marshall war, von den verschiedenen Titeln jeweils mehrere Exemplare im Korpus zu haben »that [...] started out as *materially the same*«, deutet bereits auf ein implizites Wissen um die Relevanz der Materialität beim Annotieren hin.²⁷ Und tatsächlich betrifft eines der Ergebnisse von Marshalls Untersuchung denn auch genau diesen Aspekt:

Not surprisingly, annotation form arises in part from the characteristics of the materials themselves, the imprints and the implements used to write on them. For example, the less expensive paperbacks (which typically are printed on non-shiny, ink-absorbing paper) are more subject to underlining than highlighting, since the highlighter bleeds through to the other side of the page (or even through to the following page). Pages formats with lots of blank space allow students to write more expansive notes, work problems, or make up vocabulary lists.²⁸

Damit sind bereits mehrere Stichworte gegeben, die einer weitergehenden Betrachtung lohnen. Wenn das an der Lektüre beteiligte Material einen so

weise der Dreidimensionalität des Buchs siehe Carlos Spoerhase: *Das Format der Literatur. Praktiken materieller Textualität zwischen 1740 und 1830*, 2018, und Carlos Spoerhase: *Linie, Fläche, Raum. Die drei Dimensionen des Buches in der Diskussion der Gegenwart und der Moderne*, 2016. Zu den buchspezifischen Lektüretechniken des Blätterns siehe Harun Maye: *Blättern/Zapping. Studien zur Kulturtechnik der Stellenlektüre seit dem 18. Jahrhundert*, 2019, und Christoph Benjamin Schulz: *Poetiken des Blätterns*, 2015.

²⁷ Catherine C. Marshall: *Annotation: from paper books to the digital library*, in: ACM Digital Libraries '97. Proceedings of the 2nd ACM International Conference on Digital Libraries, hg. von Robert B. Allen und Edie Rasmussen, 1997, S. 131–140, hier S. 132. Hervorhebung im Original.

²⁸ Ebd., S. 134.

simplen und gleichzeitig wirkmächtigen Einfluss auf die Entstehung von Lesespuren hat, wie Marshalls Ausführungen vermuten lassen, dann muss das auch Konsequenzen auf die Interpretation dieser Phänomene haben. Literaturwissenschaftliche Argumentationen rund um Lesespuren, die ausser Acht lassen, dass die Materialität mitbestimmt, ob und welche Annotationen möglich oder wahrscheinlich sind, verlieren dann potenziell an Validität.

Mit Gaston Bachelard gesprochen, geht es um »les rapports de la causalité matérielle à la causalité formelle«. ²⁹ Eben diese – man sollte betonend hinzufügen: *wechselseitigen* – Verhältnisse zwischen Material- und Formursache herauszuarbeiten, bezweckt mein Insistieren auf der Relevanz der Materialität. Das Ziel ist, die Lesespurenforschung zu einer gründlichen »Kritik der Dinge« anzuhalten, »analog zur historischen Quellenkritik oder zur philologischen Textkritik«. ³⁰ Drei Ebenen scheinen mir dabei relevant: die Materialität des Textträgers, die Materialisierung des Texts selbst und schliesslich das Material jenseits des Texts beziehungsweise seiner Ränder.

3.2.3 Textträger

Theoretisch kann alles, was gelesen werden kann, auch annotiert werden. Faktisch hingegen werden es nicht alle Exemplare in Bibliotheken gleichermaßen. Wichtige Faktoren hierbei sind offensichtlich die Art und die materiellen Eigenschaften der Textträger.

Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Textträger annotiert wird, sinkt etwa mit seinem zunehmenden Alter und der damit allfällig einhergehenden Wertsteigerung. In der Regel sind Leser:innen deutlich gehemmt (oder werden regulatorisch daran gehindert), einen Textträger zu annotieren, der zum Zeitpunkt einer Lektüre bereits einige hunderte Jahre alt ist. Grund dafür ist nicht etwa der *Textinhalt*. Die Hemmung hängt vielmehr mit dem *Textträger* beziehungsweise dessen materiellem Seltenheitswert zusammen.

Nachvollziehen lässt sich das an der Familienbibel der Manns. Die Wittenberger Lutherbibel von 1661, die Thomas mit 16 Jahren von seinem Vater erbt, wie dieser sie schon von seinem Vater geerbt hatte, steht heute als

²⁹ Gaston Bachelard: *L'eau et les rêves. Essai sur l'imagination de la matière*, 1942, S. 4.

³⁰ So nennt Christoph Hoffmann seine eigenen Untersuchungen von Ernst Machs Notizbüchern: Christoph Hoffmann: *Umgebungen*. Über Ort und Materialität von Ernst Machs Notizbüchern, in: *Portable Media. Schreibszenen in Bewegung zwischen Peripatetik und Mobiltelefon*, hg. von Martin Stingelin und Matthias Thiele, 2010, S. 89–107, hier S. 92.

ältestes Medium in der Nachlassbibliothek.³¹ Als Thomas in den Besitz der Bibel kam, war sie damit bereits über zweihundert Jahre alt und besass überdies einen grossen unikalen Wert. Bezeichnend ist deshalb sein Umgang mit dem Buch: Zum einen erlangte die Familienbibel als Vorlage für das äquivalente Erbstück in den *Buddenbrooks* literaturhistorische Bedeutung und auch im *Gesang vom Kindchen* findet das Exemplar Erwähnung,³² zum anderen las und gebrauchte er sie selbst als Informationsquelle, wie Elsaghe am Beispiel der *Betrogenen* zeigt.³³ Nun enthält die Bibel zwar durchaus Annotationen, aber eben, wenn überhaupt, kaum welche von Thomas' Hand.³⁴ Die Widmung und die stiftlichen Lesespuren dürften (fast) alle von den Vorbesitzern und Zuvor-Lesern stammen.³⁵

Die Hemmungen von Thomas Mann, die Familienbibel zu annotieren, können derweil nicht an der Divinität der ›Heiligen Schrift‹ an sich gelegen haben, denn in seiner Nachlassbibliothek steht noch eine zweite Bibel – die reichlich und eindeutig von seiner Hand annotiert ist.³⁶ Dabei handelt es sich um eine deutlich neuere, vierbändige Lutherbibel, mit der Mann »normalerweise arbeitete und es nach Ausweis seiner dort zahlreichen Lesespuren in Genesis 18 sonst sehr wahrscheinlich auch bei der Arbeit an der *Betrogenen* tat, aber eben nicht ausschliesslich.«³⁷

Dass Mann gleich mit zwei Bibel-Ausgaben arbeitete, muss nicht sonderlich erstaunen. Laut Atze ist die Bibel (etwas gar verallgemeinernd) an sich ein »Buch, das sich wohl in beinahe jeder Bibliothek befindet und das sehr

31 *Thomas Mann* 19. Vgl. dazu GKFA 1.2, S. 632. Um keiner Namensverwirrung Vorschub zu leisten, bezeichne ich nur Paul Thomas Mann (1875–1955), um den es hier schwerpunktmässig geht, mit der üblichen Kurzform ›Thomas‹ beziehungsweise ›Thomas Mann‹. Nicht zu verwechseln ist dieser mit seinem Vater Thomas Johann Heinrich Mann (1840–1891).

32 Die Familienbibel findet in den *Buddenbrooks* wiederholt Erwähnung, siehe etwa GKFA 1.1, S. 62. Für die entsprechende Stelle im *Gesang vom Kindchen* siehe GW VIII, S. 1091.

33 Elsaghe, Krankheit und Matriarchat, S. 157–169.

34 Die einzigen Lesespuren, die allenfalls auf Thomas zurückgehen, sind vier Bleistiftanstreichungen, ersichtlich in *Thomas Mann* 19 auf Bild 813, 814 und 1549.

35 Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich dabei ausschliesslich um männliche Annotatoren. Wie die Widmung von Thomas Manns Grossvater – beginnend mit einem namenlosen »Mein Sohn!« – dokumentiert, wurde die Bibel patrilinear vererbt. Vgl. dazu auch Elsaghe, Krankheit und Matriarchat, S. 159.

36 Die Ausgabe beginnt mit dem Band *Thomas Mann* 21:1, danach aufsteigende Signaturfolge.

37 Elsaghe, Krankheit und Matriarchat, S. 158.

häufig Annotationen aller Art aufweist«. ³⁸ Bemerkenswert ist indes, dass Mann in einer seiner Bibeln weitgehend ohne und in der anderen intensiv mit Stift las. Offensichtlich war der Textträger dabei entscheidend.

Zu vergleichen lohnen sich neben der unterschiedlichen Urheberschaft der Annotationen in Manns Bibeln auch die verwendeten Stifte. Während die neuere Bibel von Mann, wie für seine Bibliothek nicht unüblich, ausschliesslich mit Bleistiften gelesen worden ist, weist die Familienbibel nur vier Bleistiftspuren auf. ³⁹ Alle anderen Annotationen wurden dort mit (verschiedenen) Tinten gemacht. Es ist darum zu vermuten, dass der Wert des Textträgers auch bestimmte, von welcher Wertigkeit die zum Einsatz gelangenden Stifte sein sollen.

Auf das wichtigste Charakteristikum eines Textträgers und damit den im Wortsinn *grundlegenden* Einflussfaktor bei der Wahl des Annotationswerkzeugs sei indes noch explizit hingewiesen: Es ist sein Beschreibstoff, also das Material, auf dem sich der Text selbst befindet. Wie schon in Abschnitt 2.3.1.1 beschrieben, hängt die Wahl des Stifts, der die Lektüre begleiten soll, ursächlich von den Eigenschaften des Beschreibstoffs zusammen. Ob sich zum Annotieren eher ab- oder auftragende Stifte und im Fall der letzteren eher trocken oder flüssig auftragende eignen, bestimmt der Beschreibstoff. Papier, das in neuzeitlichen Privatbibliotheken diesbezüglich vorrangig vorkommende Material, erlaubt grundsätzlich den funktionalen Einsatz einer breiten Varianz an Stiften. Aber wie schon Marshall festgestellt hat, ist Papier nicht gleich Papier.

Thomas Mann selbst hat dieses Wissen kultiviert, als er, bezogen auf den Schreibprozess, festhielt: »Ich brauche weißes, vollkommen glattes Papier, flüssige Tinte und eine neue leichtgleitende Feder. Äußere Hemmungen rufen innere hervor.« ⁴⁰ Mit der Farbe und der Textur des Papiers sind denn auch die wichtigsten Qualitäten für die Auswahl der *Annotationswerkzeuge*

38 Atze, *Libri annotati*, S. 39. Bibeln nehmen in der Lesespurenforschung denn auch eine prominente Rolle ein. Vgl. zur Frühen Neuzeit beispielsweise Sherman, *Used books*, S. 71–86, und Peter Stallybrass: *Books and Scrolls. Navigating the Bible*, in: *Books and Readers in Early Modern England. Material Studies*, hg. von Jennifer Andersen und Elizabeth Sauer, 2002, S. 42–79. Das zeitgenössische Kontrastprogramm zu diesen historischen Praktiken findet man im 21. Jahrhundert übrigens, wenn man sich im Internet über das »Bible Art Journaling« informiert, eine Form der geradezu exzessiv kreativen Aneignung von Bibeln, wie sie besonders in evangelikalen Kreisen kultiviert wird.

39 Im ersten Band der neueren Bibel-Ausgabe gibt es eine blaue Stiftspur, die aber nicht als Lesespur gelten kann. Vgl. *Thomas Mann 21:1*, Bild 258.

40 GW XI, S. 778.

benannt. Es gibt bunte und unbunte Papiere, manche sind dicker, manche sind dünner, manche stark absorbierend, andere weniger – und diese Eigenschaften ermöglichen oder limitieren in Kombination mit dem gewählten Stift die Annotationsmöglichkeiten.

Besonders eindrücklich veranschaulichen lässt sich das am US-amerikanischen Unternehmen *G. T. Luscombe*, das auf den beschriebenen materiellen Gesetzmässigkeiten ein ganzes Geschäftsmodell aufbaute. Seit den frühen 1980er-Jahren vertreibt *G. T. Luscombe* speziell für die Bibellektüre entwickelte Stifte, sogenannte »bible highlighters«. Wer schon einmal einen flüssig auftragenden Stift auf Dünndruckpapier aufsetzte, kennt das Problem, welches sich das auf Zubehör für die Bibellektüre spezialisierte Unternehmen zu lösen anschickte. Die eigens entwickelten Stifte zeichnen sich dadurch aus, dass die von ihnen (trocken) aufgetragene Farbe das für die Bibelherstellung verwendete Dünndruckpapier nicht durchdringt. »Won't Bleed Through« lautet darum das entsprechende Verkaufsargument.⁴¹ Die materielle Funktionsweise wurde hier ganz gezielt an die spezifischen materiellen Erfordernisse der zu bearbeitenden Oberfläche angepasst. Die »bible highlighters« sollen solcherlei Annotationen ermöglichen, die der spezifische Beschreibstoff von Dünndruckbibeln anderen Stiften verunmöglicht.

3.2.4 Textmaterialisierung

Eingangs des letzten Abschnitts habe ich postuliert, dass alles annotiert werden kann, was gelesen werden kann. Doch was kann gelesen werden? Was sind die Voraussetzungen, dass (geschriebene) Texte als solche erkannt werden und das von ihnen zum Ausdruck Gebrachte erfasst werden kann?

Eine neue, umfassende Antwort auf diese Fragen hat 2017 die textlinguistische Forschungsgruppe um Heiko Hausendorf vorgelegt. In ihrem Band *Textkommunikation* entwerfen sie ein neues Konzept von »Textualität«, das diesen Begriff mit dem der »Lesbarkeit« gleichsetzt.⁴² So ist für Hausendorf

41 *G. T. Luscombe highlighters* (gtluscombe.com/highlighters).

42 Mit der *Text-* und der *Schriftlinguistik* liegen die genannten Fragen selbst innerhalb der *Sprachwissenschaft* noch im Zuständigkeitsbereich von mindestens zwei Disziplinen. Es scheint, als wären Hausendorf et al. bestrebt, mit ihrem Ansatz die Differenz zwischen diesen zwei Disziplinen zumindest teilweise aufzuheben, was schon der Untertitel ihres Bandes suggeriert. Jedenfalls treten sie auch an im Wissen um das »Desiderat einer textwissenschaftlich-interdisziplinären Anschlussfähigkeit der Textlinguistik«, siehe Heiko Hausendorf, Wolfgang Kesselheim, Hiloko Kato, Martina Breitholz: *Text-*

et al. ein Text »nichts anderes als das Gesamt seiner Lesbarkeitshinweise, die Leser und Leserinnen in einer konkreten Lektüresituation und vor einem konkreten Lektürekontext wahrnehmungs-, schriftsprach- und vertrautheitsabhängig zur Geltung bringen und aktualisieren«. ⁴³

Dieses Textualitätskonzept ist für die Lesespurenforschung insbesondere deswegen anschlussfähig, weil es, wie im Zitat erwähnt, ein besonderes Augenmerk auf die ›Wahrnehmbarkeit‹ legt, oder genauer: auf die ›*sinnliche* Wahrnehmbarkeit‹. Hausendorf et al. unterscheiden in Abgrenzung zu anderen textlinguistischen Modellen ›Lesbarkeitsquellen‹ und ›Lesbarkeitsmerkmale‹. Letztere sind das, was andere textlinguistische Modelle als ›Textualitätskriterien‹ bezeichnen, bei Hausendorf et al. sind das namentlich die ›Begrenzbarkeit‹, ›Verknüpfbarkeit‹, ›thematische Zugehörigkeit‹, ›pragmatische Nützlichkeit‹, ›Intertextualität‹ und ›Musterhaftigkeit‹. ›Lesbarkeitsquellen‹ hingegen sind das, »woraus sich Lesbarkeitshinweise im Moment der Lektüre speisen«, konkret: ›Schriftsprachlichkeit‹, ›Wahrnehmung‹ und ›Vertrautheit‹. ⁴⁴ Diese drei Lesbarkeitsquellen evozieren zusammen Textualität.

Demgemäß ist die Wahrnehmbarkeit also eine Grundbedingung von Textualität. Welche Art(en) von Wahrnehmbarkeit sie damit meinen, wird spätestens klar in deren weiterer Unterteilung in drei Aspekte: ›Materialität‹ (»die Wahrnehmbarkeit der Substanz, auf oder in der die Schrift sinnlich wahrnehmbar (also nicht nur sichtbar, sondern häufig auch anfassbar) in Erscheinung tritt«), ›Skripturalität‹ (»die Wahrnehmbarkeit der Art und Weise, in der geschrieben wurde«) und ›Lokalität‹ (»die Wahrnehmbarkeit der Platzierung des Text-Substrates an einem bestimmten Lektüreort«). ⁴⁵

Hausendorf et al. bieten also ein Textualitätskonzept an, das die Materialität der Schrift als das anerkennt, was sie auch in der Perspektive der Lesespurenforschung sein muss: eine unabdingbare Notwendigkeit. Annotierbar ist, was lesbar ist, und lesbar ist nur, was sinnlich wahrnehmbar ist. Spricht man im Rahmen der Lesespurenforschung von ›Texten‹ beziehungsweise ›gelesenen Texten‹, kommt man um deren materielle Dimension nicht herum, denn gelesen und annotiert werden nie Texte in einem abstrakten Sinn, sondern immer *konkrete* Texte. ⁴⁶

kommunikation. Ein textlinguistischer Neuanfang zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift, 2017, S. 4.

43 Ebd., S. 22.

44 Ebd., S. 24.

45 Ebd., S. 89–94.

46 Darauf zielen auch Hausendorf et al. ab, wenn sie festhalten: »Ein ›virtueller‹ Text [...] mag zwar vorstellbar sein (und z. B. als auswendig gelernte Folge von Worten und

Zentral für die Entstehung von Lesespuren ist damit nicht nur die Materialität des Textträgers und des Beschreibstoffs, sondern auch die spezifische Materialisierung dessen, was schliesslich als Text gelesen wird. »Jedes Zeichen ist in spezifischer Weise materialisiert«, schreibt Wehde und diese Feststellung hat Konsequenzen:

Die Materialität der Zeichen führt in die Semiose stets einen ›Überschuß an Empirie‹ ein, der nicht in der denotativ-repräsentativen Funktion ›aufgeht‹. Die Gegenständlichkeit der Signifikanten kann aber selbst zeichenhafte Funktionen erlangen und zur Basis eigener Signifikationsprozesse werden.⁴⁷

Wichtig ist also, ob sich ein Text auf/in Papier oder einem anderen Material befindet *und* mit welchem Mechanismus beziehungsweise mit welcher Substanz der Text auf-/eingetragen wurde.⁴⁸ Hand-, Druck- oder digitale Schrift können epistemologisch und poetologisch unterschiedliche Implikationen mit sich bringen, was insbesondere die Editionsphilologie weiss (und übrigens auch der Volksmund, wenn er bemerkt, dass jemand ›wie gedruckt

Sätzen im Bewusstsein verfügbar sein), aber *gelesen* werden kann er nicht.« (Siehe ebd., S. 84. Hervorhebung im Original. Just an diesem Punkt scheint mir ein entscheidender Akzent des Textualitätsmodells von Hausendorf et al. gegeben, denn wie sich ›virtuelle‹ Texte – auf die gerade die Literaturwissenschaft oft Bezug nimmt – in ihrem Konzept überhaupt denken lassen, wird nur partiell aufgelöst. Vgl. dazu in ebd., S. 85 die Anm. 64, wo die folgende, vielsagende Passage bei Roger Chartier zitiert wird: »Im Gegensatz zu der Darstellung, die von der Literaturwissenschaft selbst entworfen [...] wurde – nach ihr existiert der Text unabhängig von seiner Materialität –, muß daran erinnert werden, daß ein Text nicht ohne den Träger, der ihn zu lesen (oder zu hören) gibt, existiert, und daß kein Schriftstück unabhängig von den Formen, in denen es seine Leser erreicht, verstanden werden kann.« (Siehe Roger Chartier: *Lesewelten. Buch und Lektüre in der frühen Neuzeit*, 1990, S. 12. Um diesen Konflikt aufzulösen, schlägt Johnny Kondrup die Differenzierung in ›Idealtext‹, ›Realtext‹, ›Materialtext‹ und ›Dokument‹ vor, wobei der ›Materialtext‹ dem in der vorliegenden Studie verwendeten Textbegriff am nächsten kommt. Siehe Johnny Kondrup: *Text und Werk – zwei Begriffe auf dem Prüfstand*, in: editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft 27, 2013, S. 1–14.

⁴⁷ Wehde, *Typographische Kultur*, S. 65.

⁴⁸ Bei Hausendorf et al. wird die Unterscheidung ›Textträger‹ versus ›Textmaterialisierung‹ unter dem Aspekt der ›Materialität‹ subsumiert. Unter ›Skripturalität‹ hingegen verstehen sie die Gestalt der Schrift (die, wie sie ebenfalls ausführen, bisweilen eng mit der Wahrnehmung der Materialität verbunden ist). Für die Unterscheidung zwischen *auf-* und *eintragen* vgl. auch Hausendorf, Kesselheim, Kato, Breitholz, *Textkommunikation*, S. 94 und dort insbesondere Anm. 78.

lügt). Dementsprechend können sie auch unterschiedliche Lektüreeffekte provozieren. Ob man einen handschriftlichen, einen gedruckten oder einen anders materialisierten Text liest, hat durchaus einen potenziellen Einfluss auf den Stifteinsatz während der Lektüre.

In materieller Hinsicht ist das Verhältnis zwischen Text und Lesespur in Manns Bibliothek demnach meist eine spezifische Konstellation von auf Papier *gedrucktem* Text und *stiftlicher* Lesespur. Deutlich machen lässt sich die Spezifik dieser Konstellation im historischen Vergleich. So steht mit dem Begriff der Glosse für Lesespuren in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriften nicht zufällig ein eigener Terminus bereit. Mit den jeweiligen materiellen und medialen Gegebenheiten gehen je unterschiedliche Lektürepraktiken einher. Eine Glosse ist denn auch materiell *und* funktionell anders konfiguriert als eine stiftliche Lesespur in Privatbibliotheken der folgenden Jahrhunderte, was man unter anderem anhand von Claudine Moulins Symptomwerten ›einhändig ↔ mehrhändig‹ und ›monogenetisch (zeitlich versetzt) ↔ polygenetisch (zeitgleich)‹ nachvollziehen kann.⁴⁹ Diese Gegensatzpaare, die sich wohl gemerkt jeweils auf die Relation zwischen dem Haupttext und der Annotation beziehen,⁵⁰ bieten nur dann epistemischen Mehrwert, wenn eine ›einhändige‹ oder ›monogenetische‹ Annotation überhaupt denkbar ist – und bei auf Drucktexte bezogenen stiftlichen Lesespuren ist sie es eben gerade nicht. Mit anderen Worten: Aus der heutigen Perspektive hat die Glosse zwei Erben, nämlich die *gedruckte* und die *stiftliche* Marginalie.

Spezifisch ist die Konstellation von gelesenem Drucktext und stiftlicher Lesespur aber nicht nur im diachronen, sondern auch im synchronen Vergleich. Zeigen kann man das an einem bestimmten Buch aus Manns Nachlassbibliothek, einer Ausgabe von *Mario und der Zauberer* (siehe Abbildung 31). Das Buch weist keine stiftlichen Lesespuren auf, was wenig erstaunt, denn sein Text ist in Brailleschrift realisiert, also nicht mit Tinte gedruckt, sondern geprägt. Das Lesen mit dem Stift – jedenfalls mit dem für Manns Lek-

49 Moulin, *Rand und Band*, S. 27.

50 Ich verstehe Moulin so, dass sich die Symptomwerte ›einhändig ↔ mehrhändig‹ nicht auf die Annotationen untereinander beziehen, sondern auf die Relation zwischen der Annotation und dem, was sie »Basistext« nennt. Wäre hingegen Ersteres gemeint, wären diese beiden Symptomwerte die einzigen in Moulins Systematik, die nicht eine einzelne Annotation, sondern eine Relation an sich beschreiben würden. Vgl. ebd.

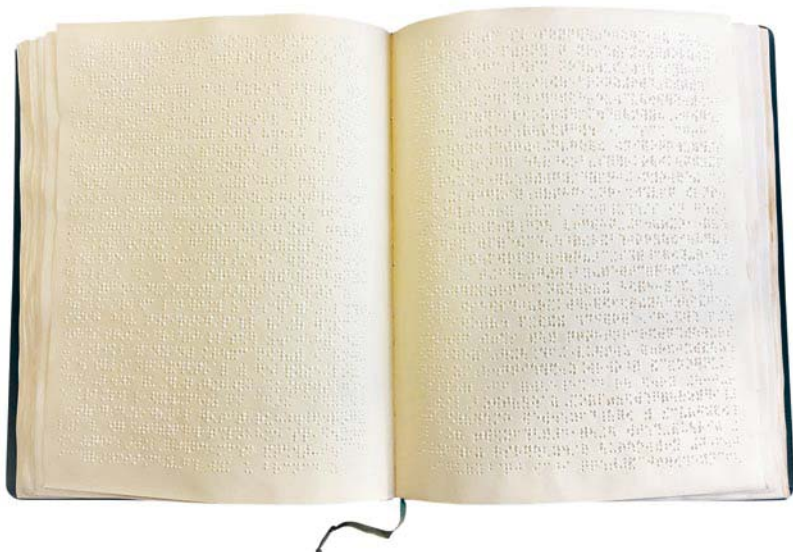


Abbildung 31: Eine Ausgabe von *Mario und der Zauberer* in Brailleschrift.
Quelle: Eigene Aufnahme von *Thomas Mann* 1435 q.

türen üblichen *Bleistift* – wäre der Materialisierung dieses Texts schlicht nicht angemessen.⁵¹

In Sachen Materialität gilt also: Ob und welche Stiftspuren hinterlassen werden, hängt zum einen vom Material der Unterlage, darüber hinaus aber auch (mit-)entscheidend von der spezifischen Materialisierung des Texts selbst ab. Ob ein zu lesender Text von Hand geschrieben, gedruckt, geprägt oder digital vorliegt, beeinflusst seine – im Wortsinn – *manifeste Rezeption* massgeblich.

3.2.5 Textränder und Weissraum

Wie bereits erwähnt, folgt die Verteilung der Lesespuren in Manns Nachlassbibliothek (und nicht nur dort) spezifischen Mustern. Am einfachsten zu erkennen und auch zu erklären sind diese Muster auf Seitenebene. Wo die Spuren hinterlassen werden, hängt hier direkt von den materiellen Gegebenheiten ab, da der typografische Weissraum einer Buchseite die

⁵¹ In der Nachlassbibliothek befindet sich noch ein zweites Buch in Brailleschrift, auch dieses trägt keine Stiftspuren. Siehe *Thomas Mann* 3474.

Annotationsmöglichkeiten bestimmt. Mit Wehde lässt sich die Ebene der Buchseite untergliedern in makro-, meso- und mikrotypografische Textstrukturierungsebenen, namentlich den Satzspiegel, den Zeilenverbund und das Wortbild.⁵² Es ist offensichtlich, dass insbesondere Satzspiegel und Zeilenverbund das Hinterlassen von intentionalen Lesespuren direkt beeinflussen. Zwischen den Zeilen ist in der Regel wenig Weissraum, deswegen finden sich dort meist nur Unterstreichungen; wo mehr Platz ist, zum Beispiel am Seitenrand, können auch grössere Zeichen angebracht werden.

Was für die Sichtbarkeit der Schrift gilt, dass sie nämlich »in vielen Fällen mit und durch das Lesen zugunsten des Sinnverstehens absorbiert wird, also paradoxerweise unsichtbar wird«, gilt erst recht für den Raum *um* die Schrift.⁵³ Wer einen Text liest, achtet selten genug auf die physische Gemachtheit der Zeichen, durch die sich ein Text materialisiert. Der schriftlose Raum, der der Schrift *ex negativo* erst ihre Struktur zugesteht, fällt entsprechend noch weniger auf. Wie Hiloko Kato argumentiert, steckt dahinter eine Medienlogik, die beim Buch besonders ausgeprägt zum Tragen kommt:

Wenn Medien dazu tendieren, hinter dem Vermittelten zu verschwinden, so trifft dies bei den Rändern von Büchern in besonderer Weise zu. Man kann sogar davon ausgehen, dass in jahrhundertelanger Entwicklung alles dafür getan wurde, um die perfekten, d. h. maximal nützlichen, gleichzeitig aber möglichst unauffälligen Textränder zu schaffen.⁵⁴

Aus der Sicht der Lesespurenforschung ist der Fokus auf die Materialität nun nicht nur über den Text hinaus zu seinen Rändern, sondern von den Rändern auch wieder in den Satzspiegel hinein zu richten, sodass sämtliche Flächen in den Blick kommen, die nicht Text sind. Für diesen schriftlosen Raum hat sich der Begriff *Weissraum* etabliert, der zwar über die Nennung der Farbe bereits eine spezifische Materialität voraussetzt, aber den tatsäch-

52 Wehde, *Typographische Kultur*, S. 108.

53 Hausendorf, Kesselheim, Kato, Breitholz, *Textkommunikation*, S. 93. Der Gedanke von der »sichtbaren Unsichtbarkeit« der Schrift wird dort auf Susanne Strätling und Georg Witte zurückgeführt, die mit dieser Formel das »zentrale Paradoxon der Schrift« beschreiben, siehe Susanne Strätling, Georg Witte: *Die Sichtbarkeit der Schrift zwischen Evidenz, Phänomenalität und Ikonizität. Zur Einführung in diesen Band*, in: *Die Sichtbarkeit der Schrift*, hg. von Susanne Strätling und Georg Witte, 2006, S. 7–18, hier S. 7 f.

54 Hiloko Kato: *Versehren, Verschandeln und Bekritzeln. Tabu(brüche) an den Rändern von Texten*, in: *KODIKAS/CODE 38* (3–4), 2015, S. 279–296, hier S. 282 f.

lich anzutreffenden Exemplaren in neuzeitlichen Privatbibliotheken überwiegend auch entspricht.

Bezüglich Texträndern (und Weissraum) bringt Kato eine funktionale sowie eine historische Perspektive ins Spiel, die gleichermassen von Bedeutung sind. An der Art, wie sich der Raum jenseits eines Texts präsentiert, lässt sich – in diachroner und in synchroner Betrachtungsweise – regelrecht *ablesen*, welche Rezeption in der Produktion des Mediums antizipiert wurde.⁵⁵ Mehr noch als die Materialität des Textträgers und des Texts selbst hat die Materialität des Raums, der nicht Schrift ist, einen direkten Einfluss darauf, welche Stiftspuren überhaupt möglich sind. Der Weissraum um den Text steckt nicht nur den potenziellen Bereich für stiftliche Lesespuren ab – er *ist* gleichsam der Bereich des Möglichen.⁵⁶

Wie durchschossene Exemplare können auch Exemplare mit spezifisch gestalteten Rändern eine bestimmte Lektüre nahelegen. Die Beispiele von stiftlich Lesenden, die in der Textrezeption Wert auf eine ihnen zugeschnittene Materialität legten, sind Legion und älter als das Medium des Buchs:

Schon im Altertum war den Gelehrten in den Handschriften für ihre die Lektüre begleitenden Anmerkungen rechts neben den Schriftkolumnen ausreichend Platz eingeräumt worden. Zahlreiche dieser griechischen Papyri mit Scholien gelehrter Leser sind erhalten, und auch im Mittelalter wie in der frühen Neuzeit pflegte man diese Randkultur. Die Frühdrucker dann, allen voran Aldus Manutius in Venedig, versorgten ihre Klientel für deren Glossen eigens mit breitrandigen Abzügen der Druckwerke ihrer Offizinen. Diese Exemplare boten ausreichend Platz für die entsprechenden Strategien der schreibenden Leser: der Zeilendurchschuß gestattete großzügige Unterstreichungsmanöver wie auch Interlinearversionen, und der Rand bot genügend Platz für ›Fingerzeige‹ und Notate.⁵⁷

55 Vgl. hierzu Moulin, die für mittelalterliche Handschriften auf »Strategien der *mise en page*« eingeht: Moulin, *Zwischenzeichen*, S. 1669. Hervorhebung im Original.

56 Erst angesichts dieses Befunds offenbart sich die Klage von Roland Reuß, es gebe »so gut wie keine großzügig eingeräumte Marginalität mehr«, als eigentliche Liebe zur Annotation: »Vielleicht ebenso wichtig wie das Gedruckte ist der Platz, den ein *layout* für das Atmen, für Notizen, für den Strich, das NB am Rand läßt.« Siehe Roland Reuß: *Die perfekte Lesemaschine. Zur Ergonomie des Buches*, 2014, S. 65. Hervorhebungen im Original.

57 Michael Diers: *An den Rand geschrieben. Anmerkungen zu Marginalien, oder Vom Leser als Autor*, in: *Philobiblon* 32 (1), 1988, S. 16–22, hier S. 19.

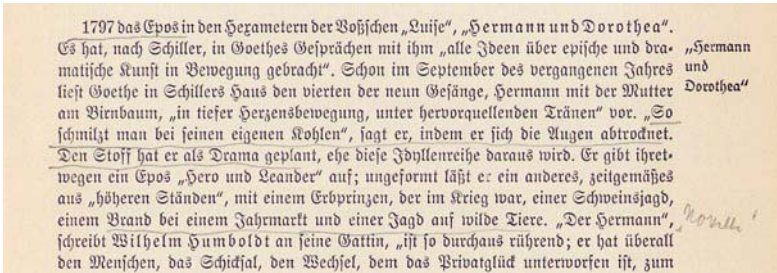


Abbildung 32: Eine gedruckte und eine stiftliche Marginalie.

Quelle: *Thomas Mann 3495:1*, Bild 623.

Aus einer theoretischeren Perspektive kann man den unbedruckten Rand rund um gedruckte Texte in diesem Sinn als materielle Entsprechung der Textränder sehen, auf deren Notwendigkeit für den Textzugang Jacques Derrida hingewiesen hat.⁵⁸ Erst dank des Weissraums um den Drucktext herum ist ein Zugang zum Text überhaupt möglich – auch für den an der Lektüre beteiligten Stift.⁵⁹

Paratextuelle Elemente wie gedruckte Marginalien veranschaulichen dieses Prinzip. Gedruckte Marginalien geben Lesenden Orientierung. Während also Fuss- und Endnoten Verweissysteme bilden, die primär aus dem Text hinausweisen, geben gedruckte Marginalien aus ihrer externen Position vornehmlich Auskunft über inhaltliche und strukturelle Interna des Texts. Sie weisen Wege *in* den Text, weil man dank ihrer erkennt, wo diejenigen Informationen zu erwarten sind, die einen interessieren. Erst sekundär weisen sie unter Umständen auch Wege *aus* dem Text, wenn man an ihnen erkennen kann, wo sich der Textinhalt vom eigenen Interesse entfernt.

Eine noch zu wenig beachtete Wechselwirkung besteht überdies zwischen dem Weissraum am Seitenrand und demjenigen innerhalb des Satzspiegels. Durch einen unbedruckten Rahmen um den Satzspiegel herum erfährt auch der interlineare Raum eine Umwertung. Wenn der interlineare Raum nicht der grösste Weissraum ist, erhält seine Benutzung eine bestimmte Bedeutung. So wird er bei einem genügend grossen Textrand in der Regel nur benutzt, wenn die Referenz der Lesespur so wichtig ist, dass sie spatial

58 »Damit man Zugang zu einem Text gewinnen kann, muß dieser einen Rand haben«, heisst es in der deutschen Übersetzung von Derridas *Survivre*, siehe Jacques Derrida: Überleben, in: Gestade, hg. von Peter Engelmann, 1994, S. 119–217.

59 Vgl. zur Paratextualität und Parergonalität bei Genette und Derrida den entsprechenden Abschnitt bei Wirth, Spuren am Rande zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität, S. 189–191.

verdeutlicht werden soll. In diesem Fall kann dann durchaus heute noch der an interlineare Glossen gemahnende Fall eintreten, dass nicht mehr nur An- und Unterstreichungen, sondern eben auch andere stiftliche (Para-)Zeichen in den Satzspiegel eindringen.

3.3 Textsorten und Stifte

3.3.1 Die Relevanz von Textsorten

Während die Verteilung stiftlicher Lesespuren auf der Ebene einzelner Seiten massgeblich von deren Materialität bestimmt wird, sind die Okkurrenzmuster auf der Ebene ganzer Bücher oder Bibliotheken komplexer. Zwar gilt natürlich, dass viele Bücher in Privatbibliotheken schlicht darum keine Lesespuren aufweisen, weil sie nie gelesen wurden. Vom Umstand, dass nicht gelesene Bücher keine Lesespuren tragen können, darf man aber nicht den Umkehrschluss ziehen, dass *alle* Bücher ohne Lesespuren *nicht* gelesen wurden, wie im vorletzten Kapitel aufgezeigt wurde.

In der Zusammenschau hunderter gelesener Texte mit und ohne Lesespuren aus Manns Nachlassbibliothek sticht ein bestimmtes Muster besonders heraus: Das Vorkommen von stiftlichen Lesespuren korreliert stark mit der Textsorte des Gelesenen. Ausgerechnet (gelesene) Erzählliteratur weist dort oft sehr wenige stiftliche Lesespuren auf – ganz im Gegensatz zu Sachtexten. Reihenweise stehen in der Nachlassbibliothek Romane ohne oder mit nur wenigen Lesespuren neben Sachbüchern, die sehr stark annotiert sind. Auf der Ebene der Bibliothek ist dieser Befund schwer quantifizierbar, da sich nur bedingt aussagekräftige Vergleichsgruppen erstellen lassen. Auffällig ist jedoch, dass sich unter den zwanzig meistannotierten Exemplaren kein einziger Roman befindet.⁶⁰

Die Schwierigkeit, die Korrelation zwischen Textsorten und der Okkurrenz stiftlicher Lesespuren auf der Ebene der Bibliothek zu quantifizieren, liegt in erster Linie an der Heterogenität dessen, was der Begriff ›Textsorte‹ zu fassen versucht. Die Textlinguistik hat in Sachen Textsorte ihren einstigen Anspruch, »*alle* zu typologisierenden Elemente nach einem *einheitlichen* Kri-

60 Ausgewertet wurde wiederum die auf Seite 21 beschriebene Datenbasis. Der Roman mit den meisten erfassten Phänomenen (rund 800 an der Zahl) ist die von Erich Neumann korrigierte Ausgabe von Lotte in Weimar. Vgl. dazu Anm. 176 auf Seite 204.

terium *eindeutig* einem von einer überschaubaren Menge von Typen zuzuweisen«, hinter sich gelassen und arbeitet nun mit flexibleren Prototypen.⁶¹

Ein wichtiger wissenschaftlicher Entwicklungsschritt war dabei, dass man die Relevanz von Ethnokategorien, also von alltagssprachlichen Textsortenbezeichnungen, anerkannt hat. Textsorten sind in dieser Perspektive nicht mehr universell gültige und bloss noch formal zu definierende Klassen, sondern changierende Produkte von (sozial regulierten) epistemischen Praktiken:

Statt die Sicht des außenstehenden Beobachters zu privilegieren, wird jetzt die Berücksichtigung der Beteiligtenperspektive favorisiert, statt das Produkt und seine (formalen) Eigenschaften zu fokussieren, tritt der Umgang mit Texten als wissensgeleiteter Prozess in den Vordergrund.⁶²

Interessiert man sich für den Zusammenhang zwischen Textsorten und bestimmten Phänomenen, kann sich die Analyse demnach nicht darin erschöpfen, alle Texte in einem Korpus (genau) einer distinkten Sorte zuzuordnen und die Korrelationen dann mit den formalen Eigenschaften der Textsorte zu erklären. Vielmehr müssen die Produktion und die Rezeption der einer bestimmten Textsorte zugerechneten Texte zueinander in Beziehung gesetzt werden.

Die Definition von Wehde, die explizit auch pragmatische Kriterien zur Bestimmung von Textsorten vorsieht, erlaubt die Berücksichtigung dieses Befunds:

Unter Textsorten (Textarten, Textklassen) verstehe ich Textgruppen, die nach bestimmten inhaltlichen, formalen oder pragmatischen Kriterien als ähnlich bzw. zusammengehörig klassifiziert werden. Gattungen bilden innerhalb des kulturellen Textsorten->Universums< spezielle Klassen literarischer Texte. Von Gattungen wird im folgenden deshalb nur im engeren Zusammenhang von Literatur gesprochen.⁶³

Die Frage im Anschluss an diese Definition ist nur, *wer* die genannten Kriterien im konkreten Anwendungsfall bestimmt und die Klassifikation

61 Kirsten Adamzik: *Textlinguistik. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven*, 2016, S. 327. Hervorhebungen im Original.

62 Ebd.

63 Wehde, *Typographische Kultur*, S. 119.

vornimmt. So sind Textsorten eben nichts Gegebenes, die Zuordnung von Texten zu Textsorten erfolgt im Rahmen von Interaktionsprozessen und daran ist die textproduzierende Seite ebenso beteiligt wie die textrezipierende. Wie auch Wehde schreibt, *sind* Texte nicht einfach einer Textsorte zugehörig, sondern *werden* entsprechend klassifiziert.

Typografische Dispositive, also »makrotypographische Kompositionsschemata«, spielen dabei eine Rolle, indem sie »eine wiedererkennbare Form« erzeugen, »die maßgeblich Einfluß auf die Leseweise und den Lektüreprozeß eines Textes hat«. ⁶⁴ Insofern können sie »den rezeptiven Zugriff auf einen Text nachhaltig« beeinflussen. ⁶⁵ Doch muss betont werden, dass die Dispositive weder rein materiell fixierbaren Schemata entspringen noch quasi-automatische Rezeptionsformen generieren. Textsorten *und* typografische Dispositive – und zwar deren Produktion wie Rezeption – müssen zwingend im Zusammenhang von Praktiken analysiert werden, worauf auch Carlos Spoerhase hingewiesen hat. ⁶⁶

Für die Lesespurenforschung ist diese Präzisierung zentral. Von der Korrelation zwischen formal eruierten Textsorten und Lesespuren auf eine deterministische Kausalität zu schließen, wäre verfehlt. Selbstverständlich erzeugt kein Text seine stiftlichen Lesespuren aus sich selbst. Spurverursachend ist im materiellen Sinn immer eine Person, die den Stift führt – und sie tut dies in einer Weise, die von sozialen Zusammenhängen geregelt wird. Da Lesespuren, wie es der Name schon sagt, die Spuren von *Handlungen* sind, sind für weitere Untersuchungen *praxeologische* Ansätze unumgänglich, wobei auch von je individuellen Handlungsweisen auszugehen ist. ⁶⁷

Gerade hierfür bieten textzentrierte Vorerhebungen freilich einiges Potenzial. Denn mittels solcher Erhebungen zur Verteilung von Lesespuren lassen sich gewisse *Praktiken* besser erkennen, belegen und verstehen. Textsortenspezifische Lesespuren etwa präsentieren sich in diesem Verständnis als Ausdruck von textsortenspezifischen Lektürepraktiken. Wenn man den Einfluss von Textsorten auf die Entstehung stiftlicher Lesespuren untersucht, ist es deswegen sinnvoller, von der Ethnokategorisierung aus-

64 Ebd., S. 119 und 125.

65 Ebd., S. 125.

66 Vgl. Spoerhase, *Das Format der Literatur*, S. 37 f.

67 Zur Praxeologie des Annotierens siehe Abschnitt 3.5.2.3. Spezifisch zu den je individuellen Handlungsweisen vgl. auch Wieland, *Border Lines – Zeichen am Rande des Sinnzusammenhangs*. Wieland geht in seinem Beitrag den Lesespuren nach, die fünf verschiedene Autoren in ihren jeweiligen Ausgaben von Marcel Prousts *À la Recherche du temps perdu* hinterlassen haben.

zugehen, welche die lesende Person aufgrund ihres kulturellen Vorwissens (mutmasslich) selbst an den Text herangetragen hat, als eine übergeordnete Taxonomie zur Anwendung zu bringen. Welcher Textsorte ein untersuchter Text angehört, ist vorzugsweise induktiv aus den je dominanten und im kulturhistorischen Kontext funktionalen Kriterien herzuleiten, mitunter in der Gegenüber- und Gleichstellung von Termini unterschiedlicher Ebenen und Kategorien.⁶⁸ So kann man durchaus Vorworte mit Sachbüchern, Romanen, Inhaltsverzeichnissen, Lexikonbeiträgen, religiösen Schriften und Zeitungsartikeln vergleichen, auch wenn sich die genannten Textsorten in systematischer Hinsicht kategorial überlagern. Denn Texte sind als das wirksam, als was sie pragmatisch produziert und rezipiert werden. Man muss die Überlagerungen bloss mitbedenken.

Der Befund, dass die Entstehung stiftlicher Lesespuren (auch) von Textsorten abhängt, kann aus dieser Perspektive nicht mehr erstaunen – er entspricht nachgerade der Logik von Textsorten. Wenn Textsorten als »Routinen der textförmigen Lösung von kommunikativen Aufgaben durch Text-handlungen« verstanden werden,⁶⁹ ist es nur naheliegend, dass die dabei entstehenden Texte auch entsprechend rezipiert werden. Auf Routinen folgen Routinen. Wer etwa ein Vorwort schreibt, reagiert in spezifischer Weise auf eine kommunikative Aufgabe. Und wer das Vorwort annotiert, reagiert auf spezifische Weise auf die Lösung dieser kommunikativen Aufgabe.

3.3.2 Annotierte Textsorten: vier Beispiele

3.3.2.1 Vorworte

Während sie auf der Ebene der Bibliothek nur schwer zu quantifizieren ist, tritt die Korrelation zwischen Textsorten und der Häufigkeit von Lesespuren innerhalb einzelner Bücher umso deutlicher zutage. Veranschaulichen lässt sich das zum Beispiel anhand von Manns Tschechow-Lektüren. Im Jahr 1954, ein Jahr vor seinem eigenen Ableben, verfasste Mann zum fünfzigsten

68 Vgl. zur Mehrebenen-Klassifikation von Textsorten Wolfgang Heinemann, Dieter Viehweger: *Textlinguistik. Eine Einführung*, 1991, S. 129–175. Heinemann und Viehweger gehen »von der Annahme aus, daß das Textmusterwissen durch multidimensionale Zuordnungen von prototypischen Repräsentationen auf unterschiedlichen Ebenen (Schichten) zustandekommt«, namentlich von »Funktionstypen«, »Situationstypen«, »Verfahrenstypen«, »Textstrukturierungstypen« und »prototypischen Formulierungsmustern«, siehe ebd. S. 147.

69 Hausendorf, Kesselheim, Kato, Breitholz, Textkommunikation, S. 319.

Todestag von Anton Tschechow einen Essay über den russischen Schriftsteller. Wie üblich, protokollierte Mann einige seiner vorbereitenden Lektüren für diese Arbeit in seinem Tagebuch, so beispielsweise am 13. Juni: »Las Abends Tschechows packende Erzählung ›Krankenstation N°6.«⁷⁰ Und tatsächlich findet der Tagebucheintrag seine physische Entsprechung in Manns überliefertem Bücherbesitz, wo die Novelle in einer Ausgabe von 1952 einige Lesespuren aufweist.⁷¹

Mann liest zur Vorbereitung für seinen Essay *Versuch über Tschechow* in jenem Band aber nicht nur die Erzählungen, wie es sein Tagebucheintrag insinuiert. Die stiftlichen Lesespuren belegen in diesem Exemplar noch eine Lektüre der anderen (Text-)Sorte: Schon das dreieinhalbseitige Vorwort von Friedrich Schwarz weist fünf Stiftspuren auf. In den darauffolgenden Novellen ist es dann durchschnittlich nur noch eine stiftliche Lesespur pro 15 Seiten, in der 88-seitigen Novelle *Krankenstation Nr. 6* selbst sind es acht Stiftspuren.

Noch ungleicher sind die Lesespuren in einem anderen Novellenband von Tschechow verteilt. Auf knapp 500 Seiten vereint Band 1 von Tschechows *Gesammelten Werken in Einzelausgaben* drei Erzählungen sowie ein Nachwort von Armin-Gerd Kuckhoff.⁷² Besonders die mittlere Novelle mit dem Titel *Eine langweilige Geschichte* hat es Mann angetan. In seinem Essay wird er sie die »teuerste von Tschechows erzählerischen Schöpfungen, ein ganz und gar außerordentliches, faszinierendes Werk« nennen.⁷³ Und doch enthalten diese sowie die zwei anderen Erzählungen in Manns Ausgabe insgesamt nur zwei Einlagen in Form von Papierstreifen, wohingegen das rund zwanzigseitige Nachwort nicht weniger als dreissig stiftliche Unterstreichungen, 22 Anstreichungen, zwei Ausrufezeichen und ein Fragezeichen aufweisen.

In den weiteren Tschechow-Ausgaben in Manns Bibliothek sieht es nicht anders aus – und bezeichnenderweise auch nicht in denjenigen in Katia Manns Bibliothek.⁷⁴ In Katias Ausgabe von Tschechows *Meistererzählungen* finden sich im Inhaltsverzeichnis und im biografischen Vorwort Dutzende stiftlicher Lesespuren (sogar in zwei Farben), im Textteil nur sehr wenige.⁷⁵

70 Tagebücher 1953–1955, S. 239.

71 *Thomas Mann* 4286.

72 *Thomas Mann* 4285.

73 GW IX, S. 853.

74 Vgl. zu Katia Manns Bibliothek Seite 249 in Abschnitt 4.2.2.1, sowie Jaspers, (Frau) Thomas Manns Bibliothek? Überlegungen zu Konzeptionen einer Nachlassbibliothek.

75 Im Inhaltsverzeichnis hat es Bleistift- und blaue Kugelschreiberspuren, am Ende des Buchs noch Gleichungen in blauer Tinte. Vgl. *Katia Mann* 100.

Und in ihrer *Ariadna*-Ausgabe konzentrieren sich die stiftlichen Lesespuren von Thomas auf das Nachwort.⁷⁶ Es sind also insbesondere die Vor- und Nachworte und weniger die Erzählungen selbst, in denen Lesespuren konzentriert auftreten.

Genette verallgemeinert unter dem Begriff ›Vorwort‹ (im französischen Original ›la préface‹) »alle Arten von auktorialen oder allographen Texten (seien sie einleitend oder ausleitend), die aus einem Diskurs bestehen, der anlässlich des nachgestellten oder vorangestellten Textes produziert wurde.«⁷⁷ Darunter fallen bei ihm zum einen auch »Einleitung, Vorrede, Prolog, Vorspiel, Einführung, Präambel, Präliminarium, Exordium, Proömium«, zum anderen die nachgestellten Varianten, also das ›Nachwort‹ (französisch ›postface‹) sowie die »Nachschrift, Nachtrag, Postskriptum usw.«⁷⁸ Schon diese terminologische Vielfalt und erst recht seine weiteren Ausführungen zeigen jedoch, dass es sich dabei um eine sehr vielfältige Paratext-Sorte handelt, die nach den Kriterien der Form, des Orts, des Zeitpunkts, der Adressanten und der Adressaten weiter differenziert werden kann.

So wird mit dem Seitenblick auf Genette klar, dass es sich bei den von Mann hauptsächlich annotierten Texten um eine spezifische Art von Vor- und Nachworten handelt, nämlich um authentisch-allografe, also um solche, die in glaubhafter Weise jemand anderem als Tschechow selbst zugeschrieben werden.⁷⁹ Im Sinn der Ethnokategorisierung geht es dabei nicht um eine Zuschreibung aus der (heutigen) wissenschaftlichen Warte. Was zählt, ist die Zuschreibung, die Mann vornehmen konnte. Gemeinsam ist den besprochenen Beispielen in diesem Sinn, dass sich die Texte, entlang derer sich die Lesespuren verteilen, in charakteristischer Weise von den anderen in den jeweiligen Büchern enthaltenen (Para-)Textteilen – allen voran von den Haupttexten – abheben (siehe Abbildung 33).

Die Vor- und Nachworte in den Tschechow-Bänden tun das jeweils mehrfach und stereotyp. *Erstens* sind sie typografisch abgesetzt, zum Beispiel durch Kursivierung, oder makrotypografisch durch Weissraum zwischen den vor-beziehungsweise hintangestellten Textteilen und den Textteilen, die auf Tschechow zurückgehen. *Zweitens*, und das ist für authentisch-allografe Vorworte unerlässlich, ist ihre Urheberschaft deutlich von derjenigen des

⁷⁶ Katia Mann 102.

⁷⁷ Genette, Paratexte, S. 157.

⁷⁸ Ebd.

⁷⁹ Vgl. ebd., S. 173–187.

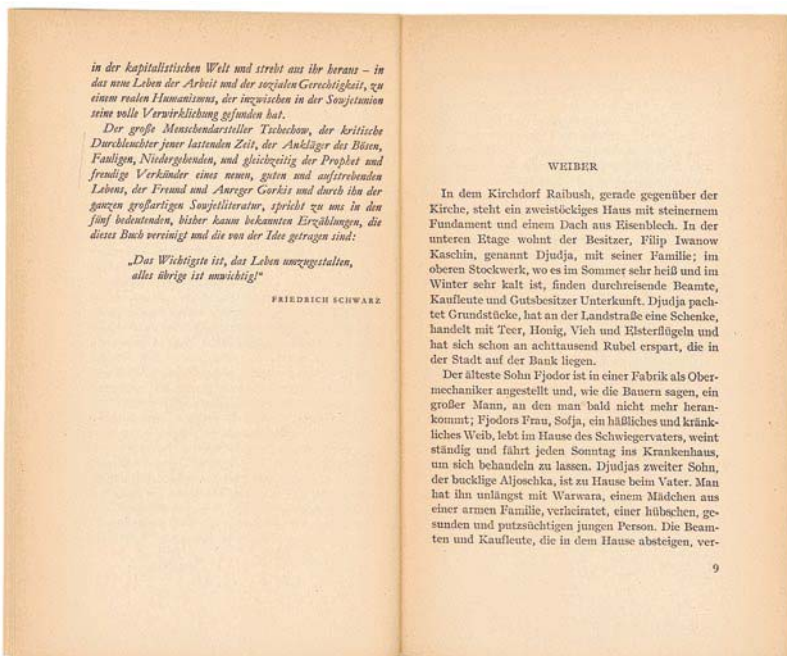


Abbildung 33: Der Übergang vom Vorwort zum Haupttext.

Quelle: *Thomas Mann* 4286, Bild 13 und 14. Verso das kursiv gesetzte Vorwort mit stiftlicher Anstreichung, abgeschlossen mit Autorschaftsangabe und Weissraum; recto beginnt Tschechows Erzählung.

Haupttexts unterschieden, indem eine von der übergeordneten Autorschaft abweichende Namensnennung erfolgt. Und *drittens* sind sie sprachlich als solche benannt, entweder explizit durch einen entsprechenden Titel oder implizit, indem sie im Inhaltsverzeichnis gesondert ausgewiesen werden. Unterstützt wird die Distinktion bisweilen noch durch eine eigene, römische Paginierung.

Am 14. Juni 1954, einen Tag nach dem eingangs zitierten Eintrag, notierte Mann in sein Tagebuch »Lese Tschchow, um etwas über ihn sagen zu können.«⁸⁰ Spuren hinterlassen haben derweil eher seine Lektüren über Tschchow. Die epistemische (und poetologische) Gemeinsamkeit der von Mann annotierten Vor- und Nachworte ist ihre Faktualität, die die Fiktionalität rahmt. Und zumindest im materiellen Sinn las Mann faktuale Texte anscheinend anders als Erzählliteratur. Die hohe Dichte an stiftlichen Lese-

80 Tagebücher 1953–1955, S. 239.

spuren in den faktualen Texten deutet darauf hin, dass das Lesen mit dem Stift bei Mann primär eine *epistemische* Praxis war. »Um etwas sagen zu können«, war er auf Wissen über Tschchow angewiesen und sein Stift scheint dem epistemischen Versprechen von faktualen Texten gefolgt zu sein, Wissen in Form leicht abrufbarer Informationen bereitzuhalten. Stiftliche Lesespuren sind, wie ich vorschlagen möchte, in diesem Sinn als Spuren spezifischer Wissensrelationen erkennbar, worauf ich in Kapitel 3.4 weiter eingehe.

3.3.2.2 Zeitungsartikel

In welche Richtung diese Argumentation zielt, wird noch etwas klarer, wenn man den Blick von den Vor- und Nachworten auf weitere Sachtexte richtet, namentlich auf Zeitungen. Mit Zeitungsartikeln verhält es sich – vermeintlich – ganz anders als mit den bisher betrachteten Texten. »People do not annotate newspapers«, schreibt H. J. Jackson kategorisch und man möchte dem zunächst zustimmen, da es der üblichen Zeitungslektüre tatsächlich nicht entspricht, die Artikel während des Lesens zu annotieren.⁸¹ Gründe liessen sich dafür viele anführen, von der Materialität des Textträgers bis zu den situationellen und infrastrukturellen Umständen der mit Zeitungen verbundenen Lektüregewohnheiten. Jacksons Aussage trifft aber nicht so pauschal zu, wie sie gemacht wurde.

In Manns Nachlassbibliothek und erst recht in seinen weiteren Nachlassmaterialien gibt es durchaus Zeitungsartikel, an die Stifte gelegt wurden. Mann, der stark projektförmig gearbeitet hat, legte für literarische und essayistische Vorhaben Konvolute an, für die er verschiedene, für das aktuelle Unterfangen relevante Materialien zusammentrug. In diesem Zusammenhang hat Mann Zeitungen bisweilen wirklich als Sach- und Quellentexte gelesen und, im Sinn epistemischer Lektüren, auf ihren Informationsgehalt hin ausgewertet. Die Artikel wurden dabei nicht nur zu *Zeitungsausschnitten* verarbeitet, wie sie Anke te Heesen in ihrer einschlägigen Studie beschrieben hat, sondern in einigen Fällen eben auch mit dem Stift bearbeitet, so wie das Beispiel auf Abbildung 34, das aus dem Materialkonvolut zu den *Bekanntnissen des Hochstaplers Felix Krull* stammt und rote sowie blaue Farbstiftspuren trägt.⁸² Solche Zeitungsausschnitte wurden bei Mann gewisser-

81 Jackson, *Marginalia*, S. 14.

82 Wer die Bildbeispiele bei te Heesen genau anschaut, wird übrigens erkennen, dass auch die dort präsentierten Zeitungsausschnitte in vielen Fällen Stiftspuren aufweisen. Vgl. Anke te Heesen: *Der Zeitungsausschnitt. Ein Papierobjekt der Moderne*, 2006.

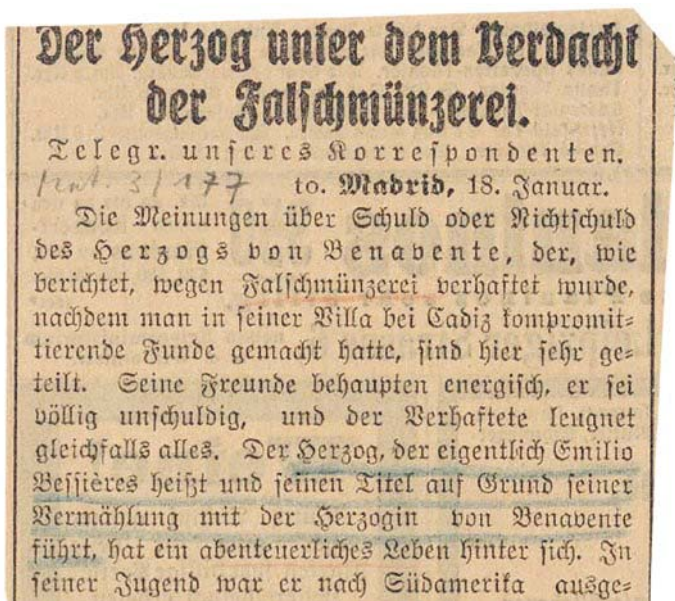


Abbildung 34: Zeitungsartikel aus Materialkonvolut zu *Felix Krull*.
 Quelle: Ausschnitt aus *A-I-Mat. 3/177*. Der Zeitungsartikel weist verschiedene Stiftspuren auf, darunter rote und blaue Unterstreichungen (wahrscheinlich von Manns Hand) sowie einen Signaturvermerk aus dem TMA.

massen zu gedruckten und, mitsamt den Annotationen, stiftlich erweiterten Exzerpten.⁸³

Noch öfter als mit Notizen ergänzt, wurden die Zeitungsausschnitte darüber hinaus mit blossen stiftlichen Markierungen versehen. Artikel, die zu Ausschnitten verarbeitet wurden, sind in Manns Nachlassbibliothek und -materialien geradezu regelhaft mit Farbstiften angekreuzt, angestrichen oder umrahmt. Ein medial besonders vielschichtiger Fall ist ein von Gottfried Bermann Fischer an Mann überreichtes Geschenkbuch mit gesammelten Kritiken zum ersten Band der *Joseph-Tetralogie*.⁸⁴ Das Buch enthält 42 säuberlich eingeklebte Ausschnitte aus Zeitungen und Zeitschriften. Viele der Ausschnitte tragen (farb-)stiftliche Markierungen (siehe Abbildung 35).

83 Einen Eindruck von Manns Arbeitsweise vermitteln auch die umfangreich erhaltenen Materialien zur Entstehung der *Joseph-Tetralogie*. Vgl. diesbezüglich beispielsweise die Materialmappe *A-I-Mat. 4a (I)* im TMA, die zahlreiche weitere Ausschnitte aus Broschüren und Tageszeitungen mit stiftlichen Unterstreichungen enthält.

84 Vgl. zu diesem Exemplar auch GKFA 7.2, S. 221 f.

BERLINER TAGEBLATT № 504
Berlin

26. X. 1933

Die Geschichten Jaakobs
(Hans Flemming)

Zehn Jahre norddeutscher, niederdeutscher Zähigkeit, Gründlichkeit und visionärer Leidenschaft setzte dieser ganz episch ausgebreitete Mensch bereits an ein Werk, das man füglich sein Lebenswerk wird nennen können. Zehn lange Jahre, während die Welt brandete, versank er in die Tiefe der Zeiten und den Anfang der Anfänge „Jaakobs Geschichten“ liegen vor. Für 1934 wird „Der junge Joseph“ angekündigt. Der dritte, abschliessende Roman „Joseph in Aegypten“ — „folgt“, wie der Verlag mitteilt. Wann wird er folgen? Erstaunliches Ringen um ein Thema und einen Stoff, fast der Einsatz eines gereiften Menschenlebens — faustisch, oder wenn man in biblischen Vergleichen verharren will — wie jenes Ringen Jaakobs mit dem marmorharten Gotteswesen, eine lange Nacht hindurch, da er vor Laban flüchtete.

Die Zeit ist hastend, drängend, sie ist mit sich selbst beschäftigt, sie liegt in eigenen Geburtswehen. Der Dichter verlangt Sammlung, Musse, Entäusserung von der Gegenwart, Hinabtauchen in mythische Vergangenheit — er verlangt jene „Höllenfahrt“ auch vom Leser, die er selbst in seinem Vorwort und Vorspiel antritt. „Wir kosten vom Tode und seiner Erkenntnis, wenn wir als erzählende Abenteurer in die Vergangenheit fahren, daher unsere Lust und unser bleiches Bangen.“ — Seien wir ehrlich: das Bangen wird bei dem heutigen Leser grösser sein als die Lust — jedenfalls wird er für eine ernsthafte Konzeption ebensoviel Monate nötig haben, wie der Dichter Jahre zur Niederschrift. Endlose Grübeleien. Wo lag eigentlich das Paradies? Und wie und welcher Gestalt waren die biblischen Engel? Man kommt schwer durch das Vorwort und schwer darüber hinweg.

„Jaakobs Geschichten“ — das sind keine anderen als die bildhaftesten Ueberlieferungen des Alten Testaments. Im Anfang des Buches ist Jaakob schon ein hoher Greis, der Zwiesprache hält mit seinem Sohn Joseph, in dem er die Träume seiner Jugend und die Holdseligkeit seiner Mutter Rahel noch einmal liebt. Die Geschichten beginnen also mit ihrem Ende und nun entwickeln sich nicht chronologisch, sondern in absichtlicher Wirrnis oder Verwirrung, in einem Rankenwerk ornamentaler Dichtungskunst die einzelnen Episoden oder Schnitte eines grandiosen Lebens. Wie Jaakob davonziehen muss, wie er Esau, den Tier- und Jagdmenschen, um den Segen des Vaters betrügt. Wie dieser

Abbildung 35: In Geschenkbuch eingeklebter Zeitungsausschnitt.
Quelle: *Thomas Mann* 5030, Bild 30.

Welche Spuren dabei von Mann selbst und welche womöglich von Leuten aus seinem Umfeld hinterlassen wurden oder gar erst im Rahmen archivarischer Praktiken anfielen, ist dabei in den vielen Fällen, in denen es sich um bloße Markierungen und nicht um schriftliche Stiftspuren handelt, oft ebenso schwer zu beurteilen wie für mein Argument unerheblich. Zentral für stiftliche Markierungen auf Zeitungsausschnitten ist, dass sie von Praktiken zeugen, die einerseits mit der sehr spezifischen Lektüresitua-

tion zusammenhängen, in der sie entstanden sind, und andererseits mit der materiellen und medialen Besonderheit dieser Texte. Wenn Zeitungen annotiert werden, dann zum einen, weil es *Sachtexte* sind, wie sie auch in Büchern stehen könnten; wenn sie angekreuzt, angestrichen oder umrahmt werden, dann zum anderen aber meist gerade, weil es *keine Bücher* sind: Zeitungsartikel wurden bei Mann dann mit Farbstiften markiert, wenn sie zu Zeitungsausschnitten verarbeitet werden sollten. Entsprechende *Buchausschnitte* hingegen haben sich nie als eigenständiges ›Papierobjekt‹ (te Heesen) etabliert und sind mir bei Mann denn auch keine bekannt. Um *Bücher* in Informationshappen zu zerlegen, nahm man zu seiner Zeit neben dem Stift gewöhnlich nicht die Schere, sondern Zettel und Zettelkästen oder dann andere Bücher zur Hand: Notizbücher.⁸⁵

3.3.2.3 Enzyklopädien

Besondere Relevanz haben die bereits erwähnten Aspekte der Faktualität und der Informationsdichte für Enzyklopädien – beziehungsweise die in Enzyklopädien enthaltenen enzyklopädischen Artikel. Enzyklopädien zeichnen sich dadurch aus, dass sie nicht einer linearen Textualität folgen. In den neuzeitlichen »nichtlinearen Über- oder Anti-Büchern«, wie Andreas B. Kilcher Enzyklopädien nennt, wurde die vormals »hierarchisch-porphyrische Disposition des Wissens [...] durch die Alphabetisierung arbitrariisiert, fragmentiert und einer instrumentellen Rationalität unterstellt.«⁸⁶ Die spezifische Ordnung des enzyklopädischen Wissens geht einerseits mit spezifischen »schreibtechnischen Verfahren« der Fragmentierung und der Vernetzung einher und erfordert andererseits besondere, eben *enzyklopädische* Lektürewesen, die dieser Textualität entsprechen.⁸⁷ Doch wie sehen Lesespuren aus, die sich aus solchen Lektürewesen ergeben?

In Manns Bibliothek finden sich zahlreiche als solche betitelte ›Wörterbücher‹, ›Lexika‹ und ›Enzyklopädien‹. Allen voran stehen dabei die 24 vollständig erhaltenen Bände der *Encyclopædia Britannica*, die Mann nach Auskunft seines Tagebuchs im Erscheinungsjahr 1943 erwarb und als »wichtig

85 Vgl. dazu den letzten Teil des Abschnitts 4.1.1.2.

86 Andreas B. Kilcher: *Im Labyrinth des Alphabets. Enzyklopädische Lektürewesen*, in: Literatur als Blätterwerk. Perspektiven nichtlinearer Lektüre, hg. von Jürgen Gunia und Iris Hermann, 2002, S. 63–83, hier S. 64–68. Vgl. dazu auch Andreas B. Kilcher: *mathesis und poiesis. Die Enzyklopädie der Literatur 1600 bis 2000*, 2003.

87 Kilcher, *Im Labyrinth des Alphabets*, S. 72.

und nützlich« beschrieb,⁸⁸ sowie das von Fritz Burger begründete dreissigbändige *Handbuch der Kunstwissenschaft*.⁸⁹ Jacob und Wilhelm Grimms *Deutsches Wörterbuch* ist mit 14 Bänden vertreten (die Publikationsjahre der erhaltenen Bände reichen von 1854 bis 1922), dasjenige von Karl Weigand mit zwei Bänden (1909). Auch das *Wörterbuch der Philosophie* von Fritz Mauthner ist mit beiden Bänden vertreten, notabene in der Erstauflage von 1910. Daneben finden sich noch viele weitere Nachschlagewerke in einzelnen Ausgaben.⁹⁰

Wie bei allen Textsorten gibt es auch unter den aufgeführten Nachschlagewerken einige Bände mit vielen, andere mit wenigen und einige mit gar keinen stiftlichen Lesespuren. Bei enzyklopädischen Mehrbänden erstaunt das naturgemäss am wenigsten. Dass die Lektüre hier der fragmentarischen Textualität folgt, ist erwartbar und bestätigt sich denn auch auf den ersten Blick. Die stiftlichen Lesespuren folgen hermetisch den Grenzen, mit denen der enzyklopädische Text das Wissen segmentiert, so trifft man immer wieder auf Artikel mit vielen Stiftspuren, die von solchen ganz ohne umgeben sind.

Stichproben fördern etwa zutage, dass Mann in Weigands Wörterbuch im ersten Band (nur) die Artikel ›Beize‹, ›beizen‹, ›dämpfig‹, ›hohnucken‹, ›hohniepel‹ und ›Holm‹ sowie im zweiten Band diejenigen zu ›Molkenlieb‹, ›Schmetterling‹, ›Taufe‹, ›taufen‹, ›Truchseß‹, ›Wechsel‹ und ›wiederkauen‹ annotiert hat.⁹¹ In Mauthners Philosophie-Wörterbuch gilt das im ersten Band für die Artikel ›Fortschritt‹ und ›Freiheit‹, im zweiten Band für ›krank‹, ›messen‹, ›Monismus‹, ›Realismus‹ und ›Zeit‹.⁹² Und in einem weiteren Philosophie-Wörterbuch, das Mann 1930 vom Herausgeber Heinrich Schmidt mit persönlicher Widmung geschenkt erhielt, sind es die Artikel ›Aristoteles‹, ›asylum ignorantiae‹, ›Atheismus‹, ›Bibel‹, ›Entelechie‹, ›Gott‹, ›Gottesbeweise‹, ›Griechische Philosophie‹, ›Gut und böse‹, ›Harmonie‹, ›Humanismus‹, ›Kierkegaard, Sören‹, ›Klages, Ludwig‹, ›Materie‹, ›Naturphilosophie‹, ›Prinzip‹, ›Pythagoras‹, ›Religion‹, ›Schopenhauer,

88 Tagebücher 1940–1943, S. 584.

89 Mann erwähnt den Band *Malerei und Plastik des Mittelalters* dieser Reihe am 10. Januar 1948 im Tagebuch, siehe Tagebücher 1946–1948, S. 209. Gemeint ist *Thomas Mann 4949:H/26*.

90 Von *Meyers Konversations-Lexikon*, das Mann bekanntlich für die *Buddenbrooks* beizog, ist hingegen kein Band überliefert. Vgl. GKFA 1.2, S. 414.

91 *Thomas Mann 3851:1* und *Thomas Mann 3851:2*.

92 *Thomas Mann 4326:1* und *Thomas Mann 4326:2*. Zu Manns Interesse an ›Ismen‹ vgl. den Abschnitt 3.4.2.3.

Arthur, ›Spinoza, Benedictus de‹, ›Theodizee‹, ›Thomas von Aquino‹ und ›übernatürlich‹.⁹³

Auffällig ist dabei, dass keiner der genannten Artikel stiftliche Marginalien aufweist. Hier (und auch in anderen von Mann gelesenen Nachschlagewerken) dominieren stiftliche Parazeichen mit spezifischer Referenz. Während es im *Deutschen Wörterbuch* mit seinen kurzen Artikeln vor allem wortspezifische Unterstreichungen sind, überwiegen in den längeren Artikeln der Philosophie-Wörterbücher die Anstreichungen, mit denen teilweise umfangreiche Textstellen versehen werden, so etwa im Artikel ›krank‹ eine ausführliche Fussnote zur Syphilis.⁹⁴

Auch bei Nachschlagewerken darf jedoch (insbesondere mit Rückblick auf Kapitel 3.1) nicht davon ausgegangen werden, dass Artikel ohne Lesespuren nicht gelesen wurden. Davon zeugen zum einen die Artikel in der *Encyclopædia Britannica* zu Thomas Mann selbst und zu seinem Bruder Heinrich – beide weisen keine Lesespuren auf, wobei auszuschliessen ist, dass sie im Hause Mann ungelesen blieben. Zum anderen aber widerspricht diese Annahme einer Spielart der enzyklopädischen Lektüre, die sich aufgrund der »netzartig[en]«⁹⁵ Textualität von alphabetisch organisierten Nachschlagewerken fast unweigerlich einstellt. Gerade indem sich solche Enzyklopädien einer linearen Lektüre verwehren, laden sie neben dem gezielten Zugriff auch zur »flanierende[n] Lexikon-Lektüre«⁹⁶ ein, während der Informationen aufgenommen werden, ohne dass zwingend ein Stift diesen Vorgang begleitet.

Dennoch: Gegenstand der Lesespurenforschung können – von Einzelfällen wie den Mann-Artikeln in der *Encyclopædia Britannica* abgesehen – nur die tatsächlich vorhandenen Spuren sein und die lassen sich in der Regel mit hoher Plausibilität auf bestimmte Artikellektüren zurückführen. Mindestens zwei solcher Lektüren in »der Enzyklopädie«, wie Mann die *Encyclopædia Britannica* verallgemeinernd nannte, hat er im Tagebuch dokumentiert, namentlich diejenigen zu George Bernard Shaw und Samuel Taylor Coleridge.⁹⁷ Stattgefunden haben derweil noch weit mehr Lektüren, in fast

93 *Thomas Mann* 4319. Verschiedene dieser Begriffe finden sich in anderen Bibliotheksexemplaren auch als Marginalien von Manns Hand, etwa ›Entelechie‹ in *Thomas Mann* 50413 q:1, ersichtlich auf Bild 204.

94 *Thomas Mann* 4326:2, ersichtlich auf Bild 39 und 40.

95 Kilcher, *Im Labyrinth des Alphabets*, S. 71.

96 Ebd., S. 78.

97 *Tagebücher 1949–1950*, S. 288, und *Tagebücher 1944–1946*, S. 97.

allen 24 Bänden finden sich stiftliche Lesespuren.⁹⁸ Indes zeigt sich bei genauerem Hinsehen in diesem Teilbestand eine markante Häufung von Phänomenen mit sehr charakteristischer Formgebung: Mindestens die Hälfte aller Bände der *Encyclopædia Britannica* wurde (auch) von Golo Mann annotiert, wie die unverkennbaren ›Ecken‹ und seine typischen, im Vergleich mit denjenigen von Thomas ungleich fahrigeren An- und Unterstreichungen zeigen (vgl. Abschnitt 2.3.7 und insbesondere Abbildung 25) – wozu wiederum passt, dass die Bände der *Encyclopædia Britannica* ausserdem allesamt die bleistiftliche Eingangsnummer »*80/136« tragen, welche ausweist, dass sie erst im Jahr 1980 ins TMA gelangten.⁹⁹

3.3.2.4 Gedichte

In der vorliegenden Studie bisher noch nicht zur Sprache gekommen sind die in der Nachlassbibliothek befindlichen Gedichte. Bekanntlich spielt die Lyrik in Manns eigenem Werk eine eher untergeordnete Rolle.¹⁰⁰ Hermann Kurzke zufolge »scheint« Mann ein »reiner Epiker zu sein«,¹⁰¹ jedenfalls hat er neben dem *Gesang vom Kindchen* und vereinzelt kleineren Gedichten Lyrik höchstens beiläufig, mitunter »in Form versteckter, nahtlos in die Prosa eingefügter und demnach nicht eigens gekennzeichnete Verse oder freier Rhythmen« produziert.¹⁰² Ebenso bekannt ist indes, dass Mann sich Zeit seines Lebens mit Lyrik beschäftigte, allen voran mit August von Platen, einem seiner »Lieblingslyriker«.¹⁰³ Gerade Manns Rolle als *Leser* von Gedichten dürfte daher besonders interessieren. Schliesslich ist die Bedeutung

98 Nur die Bände 8 und 24 weisen einzig solche Stiftspuren auf, die entweder eindeutig institutioneller oder mit einiger Wahrscheinlichkeit anderweitig ordnungssystematischer Herkunft sind.

99 Zur Geschichte von Manns Nachlassbibliothek vgl. Abschnitt 4.2.2.1.

100 Vgl. dazu Andreas Blödorn: *Thomas Mann und die Lyrik*, in: Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. von Andreas Blödorn und Friedhelm Marx, 2015, S. 150–153.

101 Hermann Kurzke: *Thomas Mann als Lyriker*, in: Thomas Mann. Ein Klassiker der Moderne, 2001, S. 101–117, hier S. 102.

102 GKFA 3.2, S. 385. Mann selbst bezeichnete sich hingegen noch 1906 als »Lyriker«, siehe GKFA 21, S. 358. Seine kleineren Gedichte sind versammelt in GKFA 3.1, S. 129–139.

103 Die Bezeichnung stammt von Yahya Elsaghe: *Thomas Mann im Fernsehen der DDR: Peter Vogels Verfilmung des Kleinen Herrn Friedemann*, in: seminar 52 (4), 2016, S. 273–293, hier S. 281. Vgl. dazu auch GKFA 21, S. 582, sowie den kurzen Text, in dem Mann angibt, er habe Platen »von jung auf geliebt«, siehe GW X, S. 887.

von Platens Werk für Manns Schaffen gut dokumentiert.¹⁰⁴ Und selbstverständlich finden sich zahlreiche Gedichtbände von weiteren Lyriker:innen in Manns Bibliothek.

Gleichzeitig sind lyrische Texte ein beliebter Gegenstand von Textsortendiskussionen. Auch Wehde veranschaulicht das Konzept der typografischen Dispositive am Beispiel der Lyrik. Da sich freie Verse »(nur noch) durch die typografisch-dispositive Formgebung als lyrische Texte ausweisen können«, gewährleistet die äussere Textform »die Erkennbarkeit als Dichtung und stellt den poetologischen Bezug zur Textgattung Lyrik her«.¹⁰⁵ Oder wie Thomas Strässle in Anlehnung an Wolfgang Kayser etwas lapidarer bemerkt hat: Gedichte seien »Texte mit viel Weiss herum«.¹⁰⁶ In paradigmatischer Weise zeigen Gedichte damit ihre Textsortenzugehörigkeit und, darauf läuft Wehdes Konzept ja hinaus, leiten ihre Rezeption qua Textsorte schon auf den sprichwörtlichen ersten Blick an.¹⁰⁷

Wenn es stimmt, dass Gedichte massgeblich über ihre materielle Verfasstheit wahrgenommen werden, das heisst in diesem Fall über die Konstitution ihrer Textränder und Weissräume, dann wären sie (besonders im Licht des Kapitels 3.2) für weitergehende Untersuchungen auf dem Feld der Lesespurenforschung prädestiniert. Doch gerade hierzu fehlen meines Wissens eigenständige Studien. Immerhin einige exemplarische Ansätze sollen darum nachfolgend skizziert werden.

Grenzt man das Korpus vorerst nicht auf diejenigen stiftlichen Lesespuren ein, die mit hoher Wahrscheinlichkeit von Mann selbst stammen, kommen in seiner Nachlassbibliothek tatsächlich Phänomene in den Blick, wie sie sehr spezifisch zur Lyrik passen. Ein *Kleines angelsächsisches Dichterbuch* von 1933 enthält auf einigen Seiten so zahlreiche bleistiftliche Lesespuren, dass deren einzelne Erfassung im Rahmen des Projekts *Produktive Lektüre*

104 Spezifisch mit Platens Einfluss auf Mann beschäftigten sich neben Elsaghe auch Gunnar Och: »Laß tief in dir mich lesen«. *Platen-Spuren im Werk Thomas Manns*, in: August Graf von Platen. Leben, Werk, Wirkung, hg. von Hartmut Bobzin und Gunnar Och, 1997, S. 149–168, und Sean Henry: *August Graf von Platen und Der Tod in Venedig*, in: Thomas Manns *Der Tod in Venedig*. Wirklichkeit, Dichtung, Mythos, hg. von Frank Baron und Gert Sautermeister, 2003, S. 27–50. Überdies wird in zahlreichen Bänden der GKFA auf Bezüge zu Platen hingewiesen.

105 Wehde, *Typographische Kultur*, S. 128.

106 Thomas Strässle: »Texte mit viel Weiss herum«, in: *UniMagazin*. Die Zeitschrift der Universität Zürich 18 (4), 2009, S. 52 f.

107 Vgl. dazu auch Andrea Polaschegg: *Literatur auf einen Blick. Zur Schriftbildlichkeit der Lyrik*, in: Krämer, Cancik-Kirschbaum, Totzke, *Schriftbildlichkeit*, S. 245–264.

nicht zu leisten war, zumal sie fast sämtlich ausradiert sind.¹⁰⁸ Ein guter Teil jener Stiftspuren ergänzt die Verszeilen um das jeweilige metrische Schema und führt damit den stiftlichen Beweis, dass dieser Text *als* Lyrik gelesen wurde.

Dass es sich dabei um *textsortenspezifische Lesespuren* handelt, ist insofern logisch, als die metrische Notation auf *textsortenspezifischen Zeichen* (beziehungsweise *Parazeichen*) beruht. Solche (Para-)Zeichen sind Merkmale, die Texte produktionsseitig eindeutig einer Textsorte zuordnen (stärker noch als typografische Dispositive, wie mir scheint) – oder im Fall von Lesespuren eben erkennen lassen, als was sie rezipiert wurden. So ist es zwar in jedem Text möglich, das metrische Schema zu (an-)notieren, aber das ändert nichts an der Tatsache, dass damit die Maßstäbe der Lyrik angesetzt werden.

Schränkt man den Fokus auf jene Gedichte ein, die stiftliche Lesespuren von Manns Hand tragen, kommen eben in erster Linie Platen-Bände in Betracht. Einige davon enthalten keine Lesespuren, andere umso mehr.¹⁰⁹ So hat Mann lyrische Texte von Platen in fünf verschiedenen Bänden annotiert, wobei eine stiftliche Zeichengruppe besonders auffällt: die zahlreichen Kreuze (oder, je nach Terminologie, ›Ankreuzungen‹, siehe Seite 92). Während Kreuze in der Nachlassbibliothek unter allen Phänomenen, die als stiftliche Lesespuren von Manns Hand infrage kommen, nur mit rund zwei Prozent vertreten sind, zeigen sie sich in den Platen-Bänden um ein Vielfaches häufiger. Rund 29 Prozent aller Annotationen, die Mann in Platens Lyrik hinterlassen hat, sind solche Kreuze.

108 *Thomas Mann 3999 P.*

109 Exemplare mit Annotationen, deren Duktus die Urheberschaft Thomas Manns sehr wahrscheinlich macht, sind *Thomas Mann 200:1*, *Thomas Mann 200:2*, *Thomas Mann 3378:1*; *Thomas Mann 3378:2*, *Thomas Mann 3378:2* und *Thomas Mann 5007*. Ein weiterer, sechster Band wurde für die folgende Analyse hingegen nicht berücksichtigt, da die einzige Annotation höchstwahrscheinlich auf Golo Mann zurückgeht, siehe *Thomas Mann 5004:2*, Bild 129 (vgl. zu jenem Phänomen das Beispiel auf Abbildung 25 rechts unten).

Tabelle 2: Häufigkeit der (Para-)Zeichen

	Marginalien	Anstreichungen	Unterstreichungen	Ausrufezeichen	Ankreuzungen	Andere
Total	3%	45%	41%	3%	2%	6%
in Platens Lyrik	15%	45%	6%	5%	29%	0%

Bemerkung: Die Kategorien entsprechen denjenigen des Projekts *Produktive Lektüre* (vgl. Seite 21). Aus der Datenbasis wurden nur Phänomene der Urheberschaft »Thomas Mann oder unklar« berücksichtigt (Total: n = 115'761; in Platens Lyrik: n = 464). Die Prozentwerte sind gerundet.

Aus den in Tabelle 2 dargestellten Zahlen lassen sich noch weitere Befunde gewinnen. Deutlich untervertreten sind in Platens Lyrik die stiftlichen Unterstreichungen. Damit kommen hier zwei Zeichengruppen zur Sprache, die sich durch ihre markierende Eigenschaft einerseits ähneln, andererseits aber durch die ungleiche Spezifität ihrer Referenz unterscheiden. Sowohl Kreuze als auch Unterstreichungen haben (vom symbolischen Potenzial des Kreuzes abgesehen, das bei Lesespuren nur selten zum Tragen kommt) kaum einen semantischen Eigenwert. Eine Unterstreichung aber zeigt ihre Referenz meist sehr präzise an und eignet sich damit besonders, um einzelne (gedruckte) Zeichen oder Wörter hervorzuheben; ein Kreuz hingegen markiert oft einen größeren Bereich, der bisweilen selbst im Einzelfall schwierig zu bestimmen ist.

In Platens Lyrik hat Mann die Kreuze fast regelhaft dazu gebraucht, einzelne Gedichte zu markieren. Die Kreuze folgen dabei der typografischen Makrostruktur, indem sie meist in der Nähe einer Überschrift, zum Beispiel dem Namen des Gedichts, stehen. Durch diese räumliche Nähe entsteht eine komplexere Referenzstruktur, die die stiftliche Lesespur auf die Überschrift bezieht und dadurch auf den Text, der dieser untergeordnet ist. Die Kreuze markieren so ganze Gedichte (wenigstens Strophen), insofern diese makrotypografisch als solche erkennbar gegliedert sind.

In Platens Lyrik bleibt es nun – neben den auch hier häufigen Anstreichungen – überdurchschnittlich oft bei diesen relativ unspezifischen Markierungen. Alle übrigen Parazeichen hingegen sind unterdurchschnittlich vertreten. Man könnte Manns Annotationspraxis in Bezug auf diese Texte deswegen auf die Formel bringen: In Platens Lyrik wurden nicht einzelne Zeichen oder Wörter hervorgehoben, sondern Verse, Strophen oder ganze Gedichte. Zumindest insofern scheint die Textsorte des Gedichts damit

Und das Dunkel weicht, die Sonne
 Hebt am Horizont sich steiler,
 Man entdeckt das Grab der Nonne,
 Und den König tot am Pfeiler.

X 1819.

Laß tief in dir mich lesen,
 Verhehl' auch dieß mir nicht,
 Was für ein Zauberwesen
 Aus deiner Stimme spricht?

So viele Worte dringen
 An's Ohr uns ohne Plan,
 Und während sie verklingen
 Ist Alles abgethan.

Doch drängt auch nur von ferne
 Dein Ton zu mir sich her,
 Behorch' ich ihn so gerne,
 Vergess' ich ihn so schwer!

Ich hebe dann, entglimme
 Von allzurascher Glut:
 Mein Herz und deine Stimme
 Verzeh'n sich gar zu gut!

Abbildung 36: Angekreuztes Gedicht in einem Platen-Band.
 Quelle: *Thomas Mann* 200:1, Bild 129.

nicht nur Manns Lektüre im Allgemeinen, sondern im Besonderen auch seinen Stift auf charakteristische Art und Weise bewegt zu haben.

3.4 Wissen und Stifte

3.4.1 Die Relevanz des Wissens

Nachdem ich von der (Un-)Sichtbarkeit von Lektüren zur Materialität und weiter zu den Textsorten gekommen bin und damit den Weg von der Phänomenologie zur Epistemologie gleichsam schrittweise weiterverfolgt habe, gelange ich schliesslich zu einem – so der zentrale Befund des epistemologischen Teils dieser Studie – weiteren wesentlichen Movens stiftlicher Lesespuren: dem Wissen. Die aufgrund ihres Annotationsreichtums exemplarisch besprochenen Textsorten des Vorworts, des Zeitungsartikels und des enzyklopädischen Artikels weisen zusammen mit den genannten Schlagworten ›Faktualität‹ und ›Information‹ bereits auf die Wichtigkeit des Wissens für die Analyse von Lesespuren hin.¹¹⁰ Auf die damit verbundenen Implikationen möchte ich im Folgenden noch genauer eingehen.

Ein ebenso einfacher wie bedeutsamer Grund für die Lektüre eines Texts kann sein, dass dieser Wissen bereithält, über das sich die lesende Person kundig machen will. Ich möchte eine solche Lektüreweise in der Folge ›epistemisch‹ nennen und sie heuristisch von anderen, zum Beispiel ›ästhetischen Lektüren‹, unterscheiden. In einer epistemischen Lektüre wird ein Text als Wissensträger rezipiert, in einer ästhetischen Lektüre hingegen wird der Text vorrangig als Kunstwerk wahrgenommen. Diese Unterscheidung ist freilich nicht dichotomisch oder antagonistisch zu verstehen, sondern im Sinn zweier Prinzipien, die auch in eins fallen oder sich gegenseitig ergänzen oder überlagern können.¹¹¹ Und sie ist nicht abschliessend zu

110 Ich halte mich bei der Differenzierung von ›Wissen‹ und ›Information‹ vorderhand an die grobe Unterscheidung von Peter Burke: »Borrowing a famous metaphor from Claude Lévi-Strauss, it may be useful to think of information as raw, while knowledge has been cooked.« Siehe Peter Burke: *What is the history of knowledge?*, 2016, S. 6. Jedoch ist Monika Dommanns Kritik an dieser Unterscheidung zuzustimmen und zumindest zu präzisieren, dass auch Informationen (schon etymologisch) »etwas in Gestalt Gebrachtes« sind. Siehe Monika Dommann: *Peter Burke, What is the History of Knowledge?*, Cambridge/Malden, MA: Polity Press 2015, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 40 (3), 2017, S. 303 f., hier S. 303.

111 Es geht also gerade nicht darum, jenen Gegensatz zu verteidigen, gegen den Erich Schön in seinem nachstehenden Aufsatz mit dem selbstredenden Titel anschreibt,

verstehen, insofern daneben weitere Lektürewesen in Betracht zu ziehen wären.¹¹²

Die Unterscheidung zwischen epistemischen und ästhetischen Lektüren zielt also auf unterschiedliche Zugangsweisen zu einem Text und nicht auf die Charakterisierung des Texts selbst. Jeder Text kann Gegenstand unterschiedlichster Lektüreformen werden. Und doch stehen die Beschaffenheit eines Texts und der Zugang zu diesem in einem wechselseitigen Wirkungsverhältnis, das erst recht intrikat wird, wenn man noch weitere Instanzen hinzuzieht. *Erstens* gibt es empirisch beschreibbare Textualitätsmuster, aufgrund derer man einen Text einer Textsorte zurechnen kann, *zweitens* ist da das lesende Subjekt, das diesen Bezug auf je eigene Weise vollzieht, *drittens* gilt es, die Autor:in-Instanz zu berücksichtigen, die die Rezeption nicht zuletzt auch *paratextuell* beeinflusst, und *viertens* existieren noch vielfältige weitere lektüreregulierende Aspekte, die man unter dem Sammelbegriff der Kontexte zusammenfassen kann.¹¹³

Geht man nun davon aus, dass Textsorten innerhalb dieses Gefüges eine kommunikative Funktion erfüllen, dass zudem gewisse Texte musterhaft der kommunikativen Aufgabe der Wissensvermittlung dienen, und beobachtet man schliesslich, dass vorzugsweise gerade diese Texte annotiert werden, dann hat man hierin einen ersten Hinweis darauf, dass das Lesen

sondern darum, die entsprechenden Rezeptionsweisen in ihrem je spezifischen Verhältnis zueinander besser beschreiben zu können. Vgl. Erich Schön: *Lesen zur Information, Lesen zur Lust – schon immer ein falscher Gegensatz*, in: *Information und Informationsrezeption*, hg. von Gunnar Roters, Walter Klingler und Maria Gerhards, 1999, S. 187–212.

112 Hier ist beispielsweise an die vier von Aleida Assmann benannten Lektüremodi zu denken, allen voran an das ›hermeneutische Lesen‹. Bei diesem Lektüremodus, der wesentlich mit dem entsprechenden Schreibmodus zusammenhängt, geht es »weniger um die Vermittlung von Bekanntem als um die Sondierung von Unbekanntem, weniger um die Artikulation von Gewissheiten, als um die Erforschung von Geheimnissen«. Siehe Aleida Assmann: *Die Domestikation des Lesens. Drei historische Beispiele*, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* (57/58), 1985, S. 95–110, hier S. 108. Es ist jedenfalls sehr gut vorstellbar, dass Stifte an einer solchen Lektüre wesentlich beteiligt sein könnten. Als Vergleich zu Assmanns Lektüremodi lohnt sich auch ein Blick auf Jacques Leenhardt: *Das »Lesen-Können« oder: Über die sozio-historischen Modalitäten des Lesens*, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* (57/58), 1985, S. 238–249.

113 Unter Kontexte seien all jene für das literarische Feld relevanten Faktoren zusammengefasst, die durch die Text-, Leser:in- und Autor:in-Instanz nicht abgedeckt sind, zum Beispiel weitere Institutionen des Literaturbetriebs oder gesellschaftliche Verhältnisse und Diskurse.

mit dem Stift unter Umständen eine Fortführung der epistemischen Lektüre mit dinglichen Mitteln sein könnte. Das Lesen mit dem Stift wäre dann selbst als epistemische Praxis zu beschreiben.¹¹⁴

In kognitionswissenschaftlich ausgerichteten Forschungsansätzen ist diese Sichtweise jedenfalls bereits verbreitet, wenn auch mittels anderen Vokabulars. Kenton P. O'Hara et al. beispielsweise, die sich der *Readers-as-Writers*-Thematik aus der Perspektive der *Human-Computer Studies* annahmen, haben dem Annotieren während des Lesens vielfältige Funktionen zugeschrieben und es explizit mit dem Wissen der Lesenden in Verbindung gesetzt:

Annotations help engage the writer with the source materials supporting a whole range of activities such as navigation, linking information across source materials and between source materials and composition, structuring thoughts, offloading new idea threads to be followed later on in the composition and offloading the results of tasks taking place across multiple documents. The annotations used during these tasks were not stand-alone but rather were pointers to knowledge remembered, or represented internally, by the author.¹¹⁵

Das Annotieren wird hier also als Hilfsmittel zur Orientierung, Informationsverknüpfung, Strukturierung und kognitiven Entlastung während des Lesens beschrieben und die Annotationen werden als Hinweise auf das dabei involvierte Wissen der lesenden Person verstanden. Noch stärker systematisiert findet sich diese Sichtweise in der Unterscheidung zwischen ›kognitiven Organisations- und Elaborationsstrategien‹, wie sie Philipp Maik darlegt. Als ›kognitive Organisationsstrategien‹ bezeichnet Maik diejenigen Techniken, die Lesenden dabei helfen, »die Struktur des Texts und der in ihm enthaltenen Informationen zu erkennen«.¹¹⁶ Die Organisationsstrategien

114 Vgl. hierzu auch Moulin, gemäss der schon mittelalterliche Glossen einen »Wissensraum« konstituieren: Moulin, *Zwischenzeichen*, S. 1661. Dazu des Weiteren Claudine Moulin: *Sich einschreiben. Spielarten des Vernakularen als biographische Indikatoren mittelalterlicher Codices*, in: *Biographien des Buches*, hg. von Ulrike Gleixner, Constanze Baum, Jörn Münkner und Hole Rößler, 2017, S. 88–112, hier S. 103.

115 Kenton P. O'Hara, Alex Taylor, William Newman, Abigail J. Sellen: *Understanding the materiality of writing from multiple sources*, in: *International Journal of Human-Computer Studies* 56 (3), 2002, S. 269–305, hier S. 298.

116 Philipp Maik: *Schreibstrategien und Leseverstehen*, in: Rautenberg, Schneider, *Lesen*, S. 207–232, hier S. 215.

werden von Lesenden, die auf einen Wissenstransfer aus sind, angewandt, um Texte beziehungsweise deren Elemente so zu (re-)konfigurieren, dass sie sich in die eigenen mentalen Prozesse einpassen lassen – was explizit auch den Stiftgebrauch umfassen kann: »Beispiele für diese Form der Strategien sind das Unterstreichen von zentralen Begriffen, das Anfertigen von Zusammenfassungen, Notizen und Schaubildern oder auch die Darstellung einer Argumentationsstruktur.«¹¹⁷

Dass es sich dabei um ein Zusammenspiel von Textwissen *und* Lesendenwissen handelt, wird noch klarer bei der Beschreibung der »kognitiven Elaborationsstrategien«, bei denen es darum geht, »über die eigentlichen Textinhalte hinauszugehen (sie zu elaborieren), um die Textinhalte ins Langzeitgedächtnis zu integrieren.«¹¹⁸ In der Verarbeitung der Informationen, die der Text bereithält, wirkt das Lesendenwissen hier explizit als gestaltende Kraft, denn *wie* die Elaboration des Textwissens erfolgt, hängt massgeblich davon ab. Eine lesende »Person aktiviert beispielsweise ihr Vorwissen vor dem Lesen, stellt offene Fragen an den Text, kommentiert ihn, klärt unbekannte Wörter oder versucht, den weiteren Textinhalt zu prognostizieren.«¹¹⁹

Aus kognitionswissenschaftlicher Sicht scheinen Wissensbestände den Stifteinsatz während der Lektüre also in zweifacher Form zu bestimmen: Wie sich schon in der Untersuchung der textsortenspezifischen Lesespurenverteilung angedeutet hat, führt einerseits insbesondere das in den gelesenen Büchern vorgefundene Wissen zu stiftlichen Markierungen und Marginalien. Vor diesem Hintergrund kann man etwa Unterstreichungen als Segmentierung eines Texts in einzelne Informationen verstehen und Pfeile, Umrahmungen, Bestreichungen und stiftliche Nummerierungen dienen entsprechend der Darstellung von Informationsstrukturen und -relationen. In dieselbe Kategorie lassen sich jene stiftlichen Marginalien einordnen, die am Rand des gedruckten Texts dessen Inhalte in Stichworten zusammenfassen und so das Textwissen zugänglicher machen sollen, allenfalls auch im Hinblick auf spätere Wiederholungslektüren.¹²⁰ Andererseits

117 Ebd.

118 Ebd.

119 Ebd.

120 Solche Marginalien scheinen in funktionaler Hinsicht ihre gedruckten Verwandten zu imitieren, denn auch gedruckte Marginalien »schaffen durch Ergänzungen wie Definitionen, Kommentare, Zitate und Verweise einen Zusatznutzen für den Leser«. Siehe Huse, Marginalie. Vgl. dazu auch die Ausführungen zu gedruckten Marginalien in Abschnitt 3.2.5.

spielt auch das durch die Lektüre angeregte Wissen der Lesenden eine Rolle und wird in Stiftspuren sichtbar, zum Beispiel durch Kommentare, die auf das in den Drucktexten repräsentierte Wissen eingehen und es mit eigenem Wissen konfrontieren. In der Lektüre mit dem Stift reagiert demnach das Wissen beziehungsweise das Nichtwissen der Lesenden mit dem Wissen beziehungsweise Nichtwissen der Texte.

Mit Rückblick auf das Modell der literarischen Kommunikation (siehe Abbildung 30 in Abschnitt 3.2.1) darf man jedoch nicht an diesem Punkt stehen bleiben. Man sollte vielmehr stets davon ausgehen, dass weitaus mehr Wissensformen und -bestände an einem Lektüreprozess beteiligt sind als nur ein Textwissen und das Wissen der lesenden Person. Auch hier möchte ich eine heuristische Abstraktion anregen und dem Modell der literarischen Kommunikation folgend vorschlagen, in die Lesespurenforschung mindestens vier Wissenskategorien einzubeziehen: neben dem Textwissen (T-Wissen) und dem Wissen der lesenden Person (L-Wissen) auch das Wissen der Autor:innen (A-Wissen) und das Kontextwissen (K-Wissen).

Es versteht sich von selbst, dass eine solche Abstraktion enorm divergierende Wissenskonzepte impliziert. Doch kann gerade die Ausarbeitung der jeweiligen Divergenzen – im Sinn einer Heuristik eben – produktive Effekte zeitigen. So, wie man einen (literarischen) Text je nach theoretischem und methodischem Ansatz aus unterschiedlichen Perspektiven analysieren kann (im Hinblick auf seine textuelle Eigenlogik, auf die Rezeption durch Lesende, als Produkt einer Autor:in-Instanz, oder in Bezug auf die ihn beeinflussenden Kontexte), so kann man in der epistemologischen Analyse auch Lesespuren unterschiedlich perspektivieren und sie hinsichtlich des T-Wissens, des L-Wissens, des A-Wissens oder des K-Wissens untersuchen.

Reduziert man die Lesespurenforschung hingegen auf die Beziehung zwischen T-Wissen und L-Wissen, generiert man damit schlicht Blindstellen. Zwar liegt die Reduktion oft nahe, da die anderen Wissensformen nur abstrakt vorliegen. Eine Marginalie zum Beispiel, deren Referenz offenkundig ist, verweist vermeintlich direkt auf das Textwissen, das zu ihrer Entstehung angeregt hat, und auf das Wissen der lesenden Person, das sich in der Marginalie auf die eine oder die andere Weise manifestierte. Das K-Wissen und das A-Wissen treten hinter diese scheinbar unmittelbaren Wissensformen zurück und es leuchtet ein, dass sie nur durch indirekte analytische Verfahren ermittelt werden können.

Genau genommen gilt Letzteres aber für alle Wissensinstanzen, denn es gibt keine Wissensform, deren Einfluss sich auf die Entstehung von Lesespuren unmittelbar zeigt. Will man ihre Bedeutung ermessen und das Wis-

sen rekonstruieren, das zu ihrer Manifestation geführt hat, setzen auch die simpelsten Lesespurphänomene interpretative Verfahren voraus. Selbst die einförmigste Markierung ergibt sich nicht einfach von alleine aus dem Text oder aus Kopf und Hand der lesenden Person, sondern immer aus einem sozial regulierten und gleichzeitig situativ modulierten Zusammenspiel mehrerer Instanzen, und jede dieser Instanzen ist mit ihren je spezifischen Wissensbeständen in Betracht zu ziehen. Welche Informationen jemand für wichtig – will heissen: *wissenswert* – erachtet, hängt von vielen Faktoren ab. Das epistemologische Erkenntnispotenzial von Lesespuren liegt folglich nicht nur darin, dass sie Spuren des Wissens von Lesenden und Gelesenem sind. Sie sind auch Spuren des Wissens der Autor:innen und der Kontexte ihrer Entstehung – und der jeweiligen Relationen dieser Wissensformen und -inhalte zueinander.

In dem Moment, in dem man neben dem T-Wissen und dem L-Wissen auch ein A-Wissen und ein K-Wissen in Betracht zieht, öffnet sich der Blick für epistemische Aspekte von Lesespuren, die vorher notwendigerweise unbeachtet blieben. Dabei geht es nicht darum, dank der Integration von A-Wissen und K-Wissen *andere* Lesespuren beschreiben zu können als unter der alleinigen Berücksichtigung von T-Wissen und L-Wissen. Es geht vielmehr darum, den Methodenkatalog ihrer Erforschung erweitern und die *gleichen* Lesespuren *adäquater* beschreiben zu können, indem man andere Aspekte beleuchtet. Denn in jeder Lesespur sind potenziell alle Wissensformen repräsentiert. So kann man in einer Lesespur auch die Reaktion eines L-Wissens auf das A-Wissen sehen, also auf eine Instanz, die dem T-Wissen textgenetisch vorgängig ist. Und genau dieses A-Wissen wiederum lässt sich, je nach Perspektive eben, als blosser Ausdruck eines übergeordneten K-Wissens verstehen (fast so, wie unter bestimmten literaturtheoretischen Vorannahmen auch versucht wurde, den Autor gänzlich in den anderen Instanzen der Literatur, etwa im Leser,¹²¹ aufzulösen).

Welchen Stellenwert man dabei den einzelnen Wissensformen zuschreibt, hängt ganz von den eigenen literaturtheoretischen Prämissen ab, die man anzuwenden gewillt ist. Ob man sich beispielsweise das A-Wissen gar nicht anders als durch ein T-Wissen repräsentiert vorstellen mag, wird schlicht dadurch bestimmt, in welchem allgemeineren literaturtheoretischen Verhältnis man sich die Autor:in-Instanz und die Instanz des Texts

121 Für einmal seien hier die maskulinen Formen verwendet, denn in der Geschichte der Literaturtheorie, besonders in ihrer deutschsprachigen Variante, sind vorzugsweise diese geboren worden, gestorben und zurückgekehrt.

denkt. Oder ob man das L-Wissen als Schaltstelle jeder anderen Wissensrepräsentation versteht, ist untrennbar mit der Frage verbunden, welche Relevanz man der Leser:in-Instanz insgesamt beimisst. Die heuristische Unterscheidung von T-Wissen, L-Wissen, A-Wissen und K-Wissen ist folglich nicht als Theorem über die Relation ebendieser Wissensformen oder gar der zugrundeliegenden Instanzen zu verstehen, vielmehr soll sie das bestehende Instrumentarium zur (epistemologischen) Analyse von Lesespuren ergänzen, indem sie den Einbezug weiterer, andernorts bereits etablierter literaturtheoretischer Kategorien ermöglicht. Und wie das konkret geschehen kann, wird nachfolgend anhand einiger exemplarischer Ansätze gezeigt.

3.4.2 Lesespuren und Wissensformen

3.4.2.1 T-Wissen und L-Wissen

Eine Lesespur, die das Verhältnis von T-Wissen und L-Wissen besonders anschaulich exemplifiziert, ist das stiftliche Fragezeichen. Wie das Ausrufezeichen hat sich auch das Fragezeichen aussersyntaktisch als eigenes Symbol etabliert (siehe dazu den Absatz *Interpunktionszeichen* in Abschnitt 2.3.2.5). Der Bedeutungsgehalt des symbolisch verwendeten Fragezeichens korrespondiert zwar noch mit seiner syntaktischen Funktion, erschliesst sich aber auch neue Zusammenhänge. In diesem übertragenen Sinn kann man, zum Beispiel mit einem Stift, hinter alles ›ein Fragezeichen setzen‹.

Linguistisch gesehen ist eine Frage ein illokutiver Akt, der einen Wissenstransfer intendiert.¹²² Anders als im syntaktischen Zusammenhang markiert das symbolisch verwendete Fragezeichen jedoch nicht mehr nur den Abschluss eines Fragesatzes. Der Wissenstransfer, auf den das symbolisch verwendete stiftliche Fragezeichen verweist, ist derjenige vom Text zur lesenden Person. Doch insofern Lesespuren immer sekundäre Zeichen sind, zeigt das stiftliche Fragezeichen nicht mehr bloss die Intention dieses Wissenstransfers an, sondern vielmehr bereits dessen Störung. Wenn das Lesen eines Texts ein kommunikativer Akt ist – und darauf weist die Verwendung dieses genuin kommunikativen Zeichens ja hin –, dann markiert das stiftliche Fragezeichen die Störung dieses Akts. Wobei die Geste der entspre-

122 Konrad Ehlich: *Frage*, in: Metzler Lexikon Sprache, hg. von Helmut Glück und Michael Röde, 2016, S. 207.

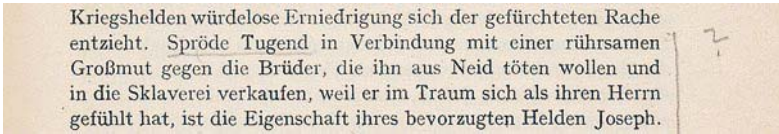


Abbildung 37: Mann setzt ein Fragezeichen hinter eine Stelle bei Max Weber.
Quelle: *Thomas Mann 2505*, Bild 72.

chenden Annotation immerhin die Hoffnung impliziert, die Irritation noch überwinden zu können.

Es gibt freilich viele Abstufungen dieser Kommunikationsstörung, oder technischer gesagt, viele mögliche relationale Komplikationen zwischen dem T-Wissen und dem L-Wissen, die mit einem symbolisch verwendeten Fragezeichen ausgedrückt werden können. Und welche davon fallweise vorliegt, ist eine Frage der Interpretation. Zog die lesende Person das T-Wissen in Zweifel? Meinte sie, das T-Wissen als solches zu erkennen, aber nicht zu verstehen? Meinte sie, etwas besser zu wissen?

Während die stiftlichen Fragezeichen somit eher auf die Art der Relation zwischen dem T-Wissen und dem L-Wissen verweisen, verraten andere (vornehmlich schriftliche) Lesespuren mehr über das L-Wissen an sich. Ein mit der Lektürewiese Manns in Zusammenhang stehender Typus sind beispielsweise die Namen, die er sich an den Rand vieler Texte schrieb und die die jeweilige Lektüre hierin auf andere Texte und Werke beziehen. Franziska Stürmer, die für ihre intertextuelle Studie über den Einfluss der Shakespeare-Biografie von Frank Harris auf den *Doktor Faustus* detailliert auf Manns Lesespuren in jenem Band eingeht, nennt das eine »entlegene Texte aufeinander beziehende Lesart«.¹²³

Tatsächlich lässt sich an diesen Annotationen ablesen, wie Mann immer vor dem Hintergrund anderer Texte und Kontexte liest und diese – wortwörtlich vom Rand her – miteinander verknüpft. Die stiftlichen Namensnennungen sind gewissermassen die intertextuellen Verweise, die Mann expliziter machen möchte als der Text oder die er neu von aussen an ihn heranträgt.¹²⁴ Die Verweise auf andere Texte und Werke, mit denen (nicht

123 Franziska Stürmer: »Leverkühn der Mensch und seine tragische Lebensgeschichte«. *Thomas Manns Doktor Faustus und die Shakespeare-Biographie von Frank Harris*, 2014, S. 153.

124 Eine ausführliche Illustration der Funktionsweise solcher Intertextualitätsverknüpfungen über die in Texten angebrachten Lesespuren findet man bei Schönbächler, Kaleidoskopisch geschrieben – »Gerda« als Motivkomplex in Thomas Manns *Joseph in Ägypten*.

nur) die Intertextualitätstheorie potenziell überall rechnet, sind hier nach Massgabe des L-Wissens stiftlich ausgeformt. So lässt sich unschwer aufzählen, welche »zentralen Randfiguren« (wie ich sie nennen möchte) Mann immer wieder aus den Texten heraus- beziehungsweise in diese hineinliest: Es sind Goethe, Nietzsche, Wagner, Schopenhauer und Luther, deren Namen er (in absteigender Häufigkeit) jeweils mehr als zwei Dutzend Mal an den Rändern der heute überlieferten Bibliotheksexemplare hinterlassen hat. Mit einigem Abstand folgen Freud und Schiller, weitere Namen finden sich nur noch vereinzelt.¹²⁵ Exemplarisch kann man das im Band *Erde und Kosmos im Leben des Menschen, der Naturreiche, Jahreszeiten und Elemente* von Otto J. Hartmann nachvollziehen, in dem sich Mann für Goethe, Freud und Wagner mit den anscheinend selbstredenden Abkürzungen »G«, »F« und »W« begnügt – »Hegel« hingegen hat er ausgeschrieben.¹²⁶

3.4.2.2 ... und A-Wissen

Als Mann 1938 an seinem Roman *Lotte in Weimar* arbeitete, war sein Schreibprozess, wie für ihn üblich, von umfangreichen Lektüren begleitet. So las er zu dieser Zeit zum Beispiel das im gleichen Jahr neu erschienene Buch des Orientalisten Hans Heinrich Schaeder mit dem Titel *Goethes Erlebnis des Ostens*.¹²⁷ In dem Buch, das sich in der Nachlassbibliothek erhalten hat, setzt Mann an einer Stelle ein »Aha!« an den Rand des Texts (siehe Abbildung 38) und legt damit nahe, dass er hier eine Erkenntnis gewonnen hat, was mich nun wiederum zu einigen weiteren Überlegungen über das Verhältnis von Lesespuren und Wissensformen führen soll.

In einem Aha-Moment zeigt sich – normalerweise – so etwas wie ein Erkenntnismoment, man könnte auch sagen: das Verschwinden eines Nichtwissens. Isoliert betrachtet könnte man in Manns »Aha!«-Marginalie darum das Nichtwissen eines Lesers erkennen, dem angesichts eines T-Wissens ein Erkenntnismoment widerfährt. Tatsächlich verhält es sich in diesem Fall jedoch genau umgekehrt. Die Marginalie ist hier Ausdruck eines L-Wissens, das dem T-Wissen überlegen ist. So muss man Manns »Aha!« im Kontext aller Marginalien lesen, die er in Schaeders Buch hinterlassen hat; sie lauten

125 Spezialfälle sind »Joseph« (in selteneren Fällen auch »Josef«) und »Jakob« (beziehungsweise »Jaakob«) sowie weitere Personen und Figuren aus dem Umfeld der *Joseph-Tetralogie*, deren Namen Mann aus nachvollziehbaren Gründen ebenfalls sehr oft zu stiftlichen Marginalien werden lässt.

126 *Thomas Mann* 4318.

127 *Thomas Mann* 552.

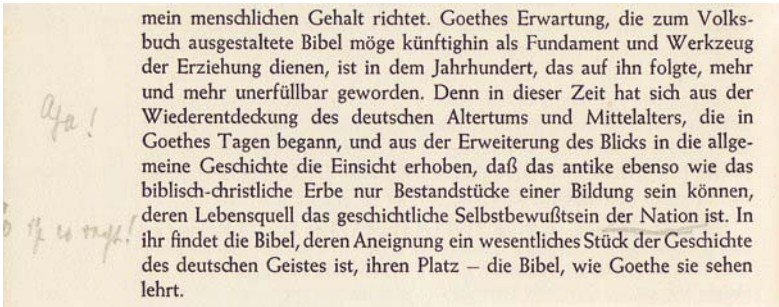


Abbildung 38: Ein »Aha!« von Mann in Schaeders *Goethes Erlebnis des Ostens*. Quelle: *Thomas Mann* 552, Bild 47. Die untere Marginalie ist auch im Original am linken Rand abgeschnitten. Sie lautet: »So ist es recht!«.

zum Beispiel: »Dummkopf«, »Unverschämt!«, »Pfui!« sowie »Schafskopf und Fälscher«. ¹²⁸

Manns Ärger wird verständlich, wenn man sich mit Schaeders Buch auseinandersetzt. So heisst es im 2003 erschienenen Kommentarband zur Neuedition von *Lotte in Weimar* über Schaeders Buch:

Der Berliner Orientalist liest Goethe aus dem Geiste der nationalsozialistischen Bewegung und hat seine liebe Mühe, gerade dessen Hinwendung zum Osten, zur orientalischen Dichtung und Philosophie, wie auch seine Haltung in der Zeit der vaterländischen Begeisterung so hinzubiegen, dass sie 1938 politisch korrekt wirken. »Fälscher« nennt ihn Thomas Mann deshalb zu Recht und mit *besserem Wissen*, wenn Schaeuder behauptet, die »deutsche Erhebung« von 1813 habe Goethes »Gemüt« bewegt. ¹²⁹

So wichtig das Buch als Quellenliteratur für Mann auch war, so deutlich war seine Abneigung gegen das »deutsch-völkisch orientierte Buch«. ¹³⁰ Seine Lektüre beschrieb er in seinem Tagebuch als »ärgerlich, aber interessant«. ¹³¹ Mit »besserem Wissen« also liest Mann seinen Schaeuder und in diesem Sinn muss wiederum sein »Aha!« gelesen werden. Mann markiert hier keine Erkenntnis, vielmehr markiert er in ironischer Weise gerade die *Absenz* eines Erkenntnismoments. Auf diese Weise macht er die für das Verhältnis zwi-

¹²⁸ *Thomas Mann* 552, Bild 31, 36, 37 und 63.

¹²⁹ GKFA 9.2, S. 114. Keine Hervorhebung im Original.

¹³⁰ Ebd.

¹³¹ Tagebucheintrag vom 28. Juli 1938, siehe Tagebücher 1937–1939, S. 262.

schen Sachtext und lesender Person *eigentlich* geltende Hierarchie transparent – und offenbart in dieser Geste ein weiteres, implizites Wissen über die zu erwartende Hierarchie zwischen T-Wissen und L-Wissen: Normalerweise müssten Sachtexte dem Wissen derjenigen, die sie lesen, überlegen sein.

In diesem Fall ist das anders (zumindest stellenweise, denn Mann hat durchaus ausgiebig Wissen aus Schaeders Buch verarbeitet). Mann selbst zieht eine weitere Instanz in die Pflicht, indem er nicht nur auf den Text zielt, sondern dessen Autor kritisiert und diesem als ›Fälscher‹ die Verbreitung von Falschwissen vorwirft,¹³² worauf man, aus der heutigen, historisierenden Perspektive schließlich, die ›Aha!‹-Marginalie als Spur eines Kampfes um die Etablierung des richtigen Wissens sehen kann, das dereinst in der Form historischer Tatsachen zum K-Wissen werden sollte.

Das Beispiel zeigt, dass bei einer Lektüre auch andere Relationen möglich sind als nur diejenige zwischen Text und lesender Person, wie es funktional rationalisierte Modelle nahelegen. Und es zeigt überdies, dass Annotationen auch in weltanschaulicher Hinsicht zu verstehen sind, nicht zuletzt indem (implizit oder explizit) das A-Wissen zum Thema wird. Der kognitionswissenschaftliche Befund, dass Annotationen dazu dienen, Lesende kognitiv zu entlasten und Material zu strukturieren, ist in dieser Perspektive nur mehr eine hilfreiche Standardformel. Denn wer mit Stiften liest, kann noch mehr wollen, zum Beispiel korrigieren und kommunizieren – mithin während des Lesens bereits schreiben.¹³³ Nur schon eine Liste aller *Wissensfunktionen* zu erstellen, die mit Stiften während einer Lektüre ausgeführt werden können, ist schlechterdings unmöglich. Sie müsste jedenfalls höchst disparate Funktionen berücksichtigen, vom Quantifizieren und Kalkulieren über das Reduzieren und Relativieren bis zum Falsifizieren und Zensurieren – und so weiter.¹³⁴

Gerade die Fälle, in denen Stiftspuren in den bestehenden Text eingrei-

132 Ähnliche Beispiele sind etwa die »Esel«-Marginalien von Nietzsche, vgl. dazu Giuriato, *Prolegomena zur Marginalie*, S. 184 f.

133 Vgl. dazu auch Pink, *Introduction générale*, S. 9. Pink schreibt dort: »La diversité des sujets et des formes que la note peut prendre fait qu'il est n'est pas aisé d'arriver à une compréhension générale des marginalia ni des comportements de Voltaire lorsqu'il compulsait les volumes de sa bibliothèque personnelle. Les milliers de notes sont autant de textes de notre auteur dont les enjeux matériels, littéraires et polémiques sont souvent difficiles à saisir.«

134 Man vergleiche hierzu auch die von Moulin genannten »Funktionsbereiche« (wobei sie ihre Liste nicht abschliessend versteht): ›Basistext verstehen‹, ›Basistext erarbeiten‹, ›Basistext visualisieren‹, ›Basistext fortschreiben‹, ›Haltungen (zum Gelesenen oder zur Lesesituation) ausdrücken‹, ›Netzwerke durch Texte hindurch und mit Texten schaffen‹ sowie ›Buchobjekt als Behälter nutzen‹. Siehe Moulin, *Rand und Band*.

fen, sind aus philologisch-hermeneutischer (und damit auch editionsphilologischer) Sicht höchst komplex, weil das Lesen dabei tatsächlich überganglos in ein Schreiben kippen kann (siehe weiterführend dazu Abschnitt 4.2.1). Auch dieses Verhältnis lässt sich freilich wieder als Wissensrelation verstehen, wenn nämlich ein T-Wissen oder ein A-Wissen mit einem angrenzenden L-Wissen ergänzt und *weitergeschrieben* oder mit einem überlegenen L-Wissen konfrontiert und überschrieben wird.

3.4.2.3 ... und K-Wissen

Es kann erhellend sein, auf diese Weise Manns persönlichem Wissen und seinen Wissensverknüpfungen nachzuspüren. Ebenso gut kann man die Lesespuren auf einer abstrakteren Ebene aber auch zur Beantwortung der Frage beiziehen, welches Wissen eine Gesellschaft ver- und hoch handelte. Man mag das etwa an den ›Ismen‹ erkennen, die an den Rändern der von Mann gelesenen Texte eine ähnlich wichtige Rolle spielen wie die genannten ›zentralen Randfiguren‹.

Dazu sei zunächst auf eine Stelle in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* verwiesen, an der Mann sich ganz besonders bemüht, auf einen originellen Zug in den *Buddenbrooks* aufmerksam zu machen:

Ich lege einigen Wert auf die Feststellung, daß ich den Gedanken, der modern-kapitalistische Erwerbsmensch, der Bourgeois mit seiner asketischen Idee der Berufspflicht sei ein Geschöpf protestantischer Ethik, des Puritanismus und Calvinismus, völlig auf eigene Hand, *ohne Lektüre*, durch unmittelbare Einsicht erfüllte und erfand und erst nachträglich, vor kurzem, bemerkt habe, daß er gleichzeitig von gelehrten Denkern gedacht und ausgesprochen worden. Max Weber in Heidelberg und nach ihm Ernst Troeltsch haben über ›die protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus‹ gehandelt, und auf die Spitze getrieben findet sich der Gedanke in Werner Sombarts 1913 erschienenem Werke ›Der Bourgeois‹, – welches den kapitalistischen Unternehmer als Synthese des Helden, Händlers und Bürgers deutet. Daß er in hohem Grade recht hat, geht aus der Tatsache hervor, daß ich seine Lehre zwölf Jahre, bevor er sie aufstellte, als Romanschriftsteller gestaltet hatte: gesetzt nämlich, daß die Figur des Thomas Buddenbrook, die vorwegnehmende Verkörperung seiner Hypothese, ohne Einfluß auf Sombarts Denken gewesen ist.¹³⁵

135 GKFA 13.1, S. 159f. Keine Hervorhebung von »ohne Lektüre« im Original, dort aber Hervorhebung von »asketischen«.

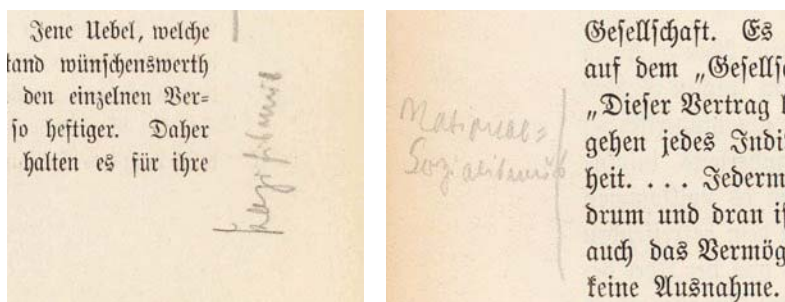


Abbildung 39: Mann notiert »Pazifismus« und »National-Sozialismus«.
 Quelle: *Thomas Mann* 4155, Bild 476 (links); *Thomas Mann* 4794:4, Bild 99 (rechts).

Nicht um die Frage nach der Richtigkeit von Manns Behauptung einer unmittelbaren ›Einsicht ohne Lektüre‹ soll es hier indes gehen,¹³⁶ sondern um sein solcherart zur Schau gestelltes Interesse an ›ismen‹ wie dem ›Kapitalismus‹, ›Protestantismus‹, ›Puritanismus‹ und ›Kalvinismus‹, das sich mannigfaltig auch in seiner Bibliothek manifestiert hat.

Der ›Pazifismus‹, ›Humanismus‹, ›Individualismus‹, ›Universalismus‹, ›Realismus‹, ›Klassizismus‹, ›Monotheismus‹, ›Nationalismus‹ und ›Sozialismus‹ werden von Mann dort ebenso in vielerlei Deklinationen stiftlich assoziiert wie der ›Terrorismus‹, der ›Faschismus‹, der ›Nationalsozialismus‹ und der ›Hitlerismus‹ (vgl. Abbildung 39).¹³⁷ Es sind nun ganz besonders diese Schlagworte, die ohne den entsprechenden kulturhistorischen Kontext ihrer Entstehung unverständlich wären, oder mehr noch: schlicht unvorstellbar. Und die folglich darauf verweisen, dass Annotationen immer auch Aufschluss geben über die (epistemischen) Umstände, innerhalb derer sie hinterlassen wurden.

In jeder Annotation artikuliert sich damit desgleichen ein K-Wissen, denn in diskursanalytischer Manier liesse sich festhalten, dass jede Verknüpfung zwischen T-Wissen und L-Wissen ein K-Wissen freilegt, insofern dadurch offenbar wird, welche Verknüpfung für das lesende Subjekt überhaupt denkbar war. Lesespuren sind in dieser Sichtweise auch Ausdruck des in einer Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt (explizit oder explizierbar) vorhandenen Wissens beziehungsweise Nichtwissens.

¹³⁶ Vgl. dazu GKFA 13.2, S. 264 f.

¹³⁷ Die genannten Schlagworte zeigen sich bei Mann gelegentlich in abweichenden Schreibweisen wie »Fascismus«, »Fascismo«, »Nat. Sozialismus« oder »Hitlerismus«; dazu kommen bisweilen die korrespondierenden Adjektive.

Man kann sich zur Veranschaulichung dessen nochmals das Intrazerpt vornehmen, das auf Abbildung 28 gezeigt wurde (siehe Seite 133). Auch was Mann sich dort auf das fliegende Nachsatzblatt von Georg Brandes' *Die romantische Schule in Deutschland*, dem zweiten Band der *Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts* schreibt, strotzt nur so von ›Ismen‹ und anderen kulturhistorisch spezifisch zu verortenden Schlagworten:

Verwirrungen. Schwankende Situation der Romantik, selbst als Freiheitsbewegung, anti-klassizistisch, S. 361 und als Reaktion.

Problem der Freiheit in den Freiheitskriegen. (S. 319 und Kotzebue's Ermordung) Konfusion.

Problem des Individualismus: romantisch, aber auch liberal, humanitär-pazifistisch, staatsfeindlich. (S. 248)

Die Romantik: nationalistisch, aber auch universalistisch.

Die Hierarchie: freiheitlich, weil sie der schrankenlosen Monarchie einen Damm entgegengesetzt.

Die Mystik als Vorläuferin der Romantik (S. 208)¹³⁸

Doch hiermit ist nur auf eine der möglichen Formen dessen verwiesen, was ich als K-Wissen verstehe. Zwei andere sind mit dem in Verbindung zu bringen, was man andernorts als ›Praxiswissen‹ und ›Nachlassbewusstsein‹ bezeichnet. Beide dieser Wissens- beziehungsweise Bewusstseinsformen sind nie nur individuell, sondern auch systemisch zu denken. Und um diese Zusammenhänge soll es – unter anderem – im folgenden Kapitel und schliesslich in Abschnitt 4.2.2.2 gehen.

3.5 Mit dem Stift lesen: Episteme und Praxis

3.5.1 Stifte als Lesewerkzeuge

3.5.1.1 *Thomas Manns Lektüren*

In Abschnitt 2.3.1 habe ich ausgeführt, welche Stiftarten in Manns Bibliothek Spuren hinterlassen haben. Überdurchschnittlich vertreten sind Bleistifte, insbesondere bei Annotationen. Andere Stiftarten wie Füllfederhalter, Kugelschreiber und Farbstifte spielen bei (para-)zeichenhaften stiftlichen Lesespuren eine untergeordnete Rolle.

138 *Thomas Mann* 3811:2, Bild 374, Phänomen 1.

Auch wenn die personelle Urheberschaft stiftlicher Lesespuren im Einzelfall oft nur schwer bestimmbar ist, so lassen sich die quantitativen Unterschiede beim Einsatz der verschiedenen Stiftarten im Grossen und Ganzen doch (auch) auf den divergierenden Stiftgebrauch des Hauptannotators Thomas Mann zurückführen. Der empirische Befund, dass Mann nicht nur gerne mit einem Stift, sondern spezifischer noch mit einem *Bleistift* gelesen hat, findet seinen Widerhall jedenfalls auch in den Selbstzeugnissen des Schriftstellers über seine Lektüre- und Annotationspraktiken. Zuverlässig erwähnt er in seinen Tagebüchern, welche Stiftart ihm bei der Lektüre zur Hand war: »Ich war voller Zustimmung und Freude beim Lesen u. merkte vieles wahr und glücklich Gedachte und zur rechten Stunde Gesagte mit dem Bleistift an«, vermeldet er im Mai 1919 zur Lektüre der Schrift *Deutschlands wahre politische Mission* von Hermann Graf Keyserling.¹³⁹ »Ich lese eifrig, mit dem Bleistift, die Tolstoi-Biographie weiter; will dann zu Goethe übergehen, Bielschowski wieder durchnehmen, auch Mahrholzens Buch über die Autobiographie kann nützlich sein«, notiert er im Juni 1921.¹⁴⁰ Und im Februar 1946 schreibt er über Franz Werfels *Stern der Ungeborenen*: »Lese den Roman noch einmal mit dem Bleistift.«¹⁴¹

Der Bleistift erscheint in den Tagebüchern Manns so regelmässig und explizit als Lektürebegleiter, dass man hieran geradewegs noch einmal die analytische Unterscheidung zwischen Stiften und Schreibwerkzeugen nachvollziehen kann, auf der das Stiftlichkeitskonzept basiert. Manns Formulierung, er »lese mit dem Bleistift«, ist auf zweifache Weise paradigmatisch zu verstehen: Zum einen hebt die Erwähnung des beteiligten Instruments hervor, dass es sich nicht um eine gewöhnliche Lektüre, sondern um einen spezifischen Lektüremodus handelt. Zum anderen offenbart die Betonung, mit dem Bleistift werde *gelesen*, dass es sich bei den so genutzten Stiften eben nicht primär um *Schreibwerkzeuge* handelt. Was Mann hier in Szene setzt, sind Stifte in vielfältigerer Funktion – und zwar explizit auch im epistemischen Sinne, wie eine noch spezifischere Wendung zeigt, die Mann wiederholt gebraucht. So heisst es während der Entstehungszeit des *Zauberbergs* im Tagebuch: »Begann das Buch über die Weltmaureri mit dem Bleistift zu *studieren*, in Hinsicht auf Settembrini.«¹⁴² Und mehr als zwanzig Jahre später, als Mann im amerikanischen Exil von seiner Biblio-

139 Tagebücher 1918–1921, S. 240.

140 Ebd., S. 524 f.

141 Tagebücher 1944–1946, S. 310.

142 Tagebücher 1918–1921, S. 178. Keine Hervorhebung im Original.

thek getrennt ist: »Wachsendes Verlangen nach meiner Bibliothek für die die Fächer im Hause gerichtet werden. Vermisse den mit Bleistift *studierten* Thora-Kommentar.«¹⁴³

Wie alle Stifte haben auch die an Manns Lektüren beteiligten Bleistifte theoretisch das Potenzial zum Schreiben, was mit ein entscheidender Grund für ihren Gebrauch in dieser Situation ist – Mann könnte mit ihnen aus dem Lesen hinaus direkt ins Schreiben kommen. Doch dass sie erklärermassen wiederholt mit anderen Tätigkeiten als dem Schreiben in Verbindung gebracht werden, ist kein Zufall. Für Mann sind die solcherart inszenierten Bleistifte in erster Linie *Lese- und Studierwerkzeuge*. Oder – um es auf einen wissenschaftlichen Begriff zu bringen – »little tools of knowledge«.¹⁴⁴

3.5.1.2 *Stiftlektüren als Medientechnik*

Nachdem ich bereits darauf hingewiesen habe, dass in der Lesespurenforschung neben der lesenden Person auch Autor:in, Text und Kontext zu berücksichtigt sind, gilt es nun, die Aufmerksamkeit noch auf die epistemische Relevanz der Stifte selbst zu lenken. Ansätze hierfür bietet die Literatur- und Kulturwissenschaft seit dem »material turn« genug – man muss sie nur noch für das Konzept der Stiflichkeit fruchtbar machen.

Ob man dabei mit dem Vokabular der Akteur-Netzwerk-Theorie verfährt und den Stiften eine eigene Handlungsmacht verleiht, scheint mir zweit-

143 Tagebücher 1940–1943, S. 354. Keine Hervorhebung im Original. Vgl. dazu auch die folgende Passage aus der *Entstehung des Doktor Faustus*: »Was mir aber auffällt und mich geheimnisvoll anmutet, ist die Lektüre, mit der ich mich auf dieser Reise, in Zügen, Abendstunden, Ruhepausen, abgab, und die, entgegen meiner sonst gepflogenen Lese-Hygiene, in gar keinem Zusammenhang mit meiner aktuellen Beschäftigung, noch mit der nächstvorgesehenen stand. Es waren die Memoiren Igor Strawinskys, die ich »mit dem Bleistift«, das heißt mit Anstreichungen zum Wiedernachlesen studierte; und es waren zwei mir längst bekannte Bücher, Nietzsches *Zusammenbruch* von Podach und die Erinnerungen der Lou Andreas-Salomé an Nietzsche, die ich in jenen Tagen, ebenfalls unter Bleistift-Markierungen, wieder durchnahm.« (Siehe GKFA 19.1, S. 415. Hervorhebung im Original. Zum bemerkenswerten Terminus der »Lese-Hygiene« siehe Jutta Linder: »Lese-Hygiene«. *Zu einem Begriff aus Thomas Manns Dichterwerkstatt*, in: Thomas Mann Jahrbuch Band 33, hg. von Katrin Bedenig und Hans Wisskirchen, 2020, S. 177–188.

144 Vgl. dazu Peter Becker, William Clark (Hg.): *Little Tools of Knowledge. Historical Essays on Academic and Bureaucratic Practices*, 2001. Interessanterweise beschreibt Willard McCarty in gewisser Analogie dazu das Annotieren selbst als »cognitive tool«, siehe Willard McCarty: *Making and Studying Notes. Towards a Cognitive Ecology of Annotation*, in: Nantke, Schlupkothén, *Annotations in Scholarly Editions and Research*. Keine Hervorhebung im Original.

rangig.¹⁴⁵ In erster Linie muss es darum gehen, dass die Stifte im Rahmen der Lesespurenforschung überhaupt als relevante Dinge wahrgenommen werden. Schliesslich ermöglichen und beschränken sie im ganz praktischen Sinne, was während des Lesens und Studierens stiftlich möglich ist, auf welche Weise (Para-)Zeichen im Umfeld des gelesenen Texts produziert, modifiziert und markiert werden können.

Man kann diese Einsicht auch medientheoretisch erfassen. Wurde mit dem Begriff ›little tools of knowledge‹ der epistemisch-instrumentelle Charakter der Lektürebegleitenden Stifte umschrieben, kann man mit Christoph Hoffmann festhalten, dass Instrumente nicht »neutrale Objekte« sind, denn »ein Instrument anzuwenden heisst immer auch ein Stück gespeicherte Information aufzurufen, die begrenzt und umfaßt, was mit dem Instrument zum Gegenstand der Erfahrung werden kann«. ¹⁴⁶ In dieser Perspektive wird die Lektüre mit dem Stift zur Medientechnik, die den dabei erkundeten Erfahrungsraum gleichzeitig strukturiert und limitiert. Im Lesen und in der stets gegenwärtigen Potenzialität des Schreibens wirken die Stifte auf das Studieren ein. Und somit auf die Produktion und die Zirkulation von Wissen.

Das epistemologische Ziel einer Beschreibung von Stiftelektüren als Medientechnik sollte es darum (wieder in Anlehnung an Hoffmann) sein, »das komplexe Verhältnis zu vergegenwärtigen, in dem Medientechnik an der Herstellung von Wissen beteiligt ist, das in wissenschaftlichen und, von diesen übergehend, in literarischen Diskursen zirkuliert«. ¹⁴⁷ Ein anschauliches Beispiel für die Literarisierung einer Medientechnik, in der sich das Medium verselbständigt und eigenmächtig an der Herstellung von Schrift beteiligt ist, bietet ausgerechnet Manns Roman *Buddenbrooks*, wo der Konsul zeitweise die Kontrolle über seine Schreibfeder verliert: »Nach drei Seiten schrieb der Konsul ein ›Amen‹, allein die Feder glitt weiter, sie glitt mit feinem Geräusch noch über manches Blatt, sie *schrieb* [...]«. ¹⁴⁸

145 Hält man sich eng an Bruno Latour, wäre das übrigens eine Aussage, die wohl die meisten akzeptieren würden, denn nach Latour ist »jedes Ding, das eine gegebene Situation verändert, indem es einen Unterschied macht, ein Akteur – oder, wenn es noch keine Figuration hat, ein Aktant«. Das bedeute im Übrigen »selbstverständlich nicht, daß diese Beteiligten das Handeln ›determinieren‹«. Siehe Bruno Latour: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, 2007, S. 123 f.

146 Christoph Hoffmann: »Der Dichter am Apparat«. *Medientechnik, Experimentalpsychologie und Texte Robert Musils 1899–1942*, 1997, S. 286.

147 Ebd., S. 9.

148 GKFA 1.1, S. 57. Keine Hervorhebung im Original. Diese Stelle bei Mann hat ausführlich bereits Elsaghe behandelt: Yahya Elsaghe: *Kalamographie und gemalte Schrift. Zur*

Inwiefern ein solcherart literarisch inszeniertes Schreiben mit realen Schreibakten koinzidiert, in welcher Rolle die Schreibwerkzeuge also tatsächlich am Schreiben beteiligt sind, ist eine Frage, auf die von wissenschaftlicher Seite her noch zu selten konkret geantwortet wurde. »Zu den Stiefkindern der Schreibprozeßforschung« zählt Stingelin die Schreibwerkzeuge und merkt an, dass der »Eigensinn, mit dem sie sich gelegentlich dem poetischen Produktionsprozeß widersetzen«, noch zu wenig untersucht wurde.¹⁴⁹ Was indes für die Schreibprozessforschung gilt, gilt erst recht auch für diejenige zum Lesen.¹⁵⁰ Dasselbe, was für die Betonung der Relevanz von Schreibwerkzeugen geleistet werden müsste, wäre auch für die Lese- und Studierwerkzeuge vorzubringen.

Man kann sich das bei aller Abstraktion auch ganz konkret vor Augen halten. So hat auch Marshall im Zusammenhang mit ihrer praxisorientierten Untersuchung auf den wechselseitigen Einfluss von Annotations- und Stiftart verwiesen:

Students who use highlighters write fewer marginal notes than students who underline passages with pens. Since it is far more difficult to produce legible writing with a highlighter, students anticipating that they will write marginal notes may choose pens as their annotation implement; it may also be the case that if one has a highlighter in hand, one sighs and shrugs if one has a word or two to jot in the margins about a difficult or important passage.¹⁵¹

Graphologie und ihren ideologischen Implikationen in Thomas Manns literarischem Frühwerk, in: Zeitschrift für Germanistik 12 (1), 2002, S. 51–69, hier S. 58.

149 Martin Stingelin: »UNSER SCHREIBZEUG ARBEITET MIT AN UNSEREN GEDANKEN«. *Die poetologische Reflexion der Schreibwerkzeuge bei Georg Christoph Lichtenberg und Friedrich Nietzsche*, in: Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte, hg. von Sandro Zanetti, 2012, S. 283–304, hier S. 283 f.

150 Man beachte etwa, dass Harun Maye in seinem Überblicksartikel zu den *Medien des Lesens* zwar eine systematische Unterscheidung für »Geräte (Rollen, Bücher, E-Reader usw.), Materialien (Ton, Pergament, Papier usw.), Formen (Typographien, Buchformate usw.), Vervielfältigungstechniken (Abschrift, Druck, digitale Kopie usw.), Instrumente (Lesezeichen, Vergrößerungsgläser, Zeigestäbe, Pointer usw.), Möbel (Tische, Pulte, Stühle usw.) und Institutionen (Bibliothek, Schule, Universität usw.)« bietet, dabei aber so gut wie gar nicht auf Stifte oder andere Annotationswerkzeuge eingeht. Vgl. Maye, *Medien des Lesens*.

151 Marshall, Annotation: from paper books to the digital library, S. 135. Vgl. dazu Abschnitt 3.2.2.

Genau um dieses Einwirken des Dings auf die Praxis beziehungsweise die Entwicklung der Praxis aus der Dinglichkeit heraus einerseits und die Regulierung des Dinggebrauchs aus einem Praxiswissen andererseits geht es, wenn man die Stiftelektüren als Medientechnik betrachtet und als solche untersucht. Wie bei der Relevanz der textuellen Materialität für die Entstehung von Lesespuren (siehe Kapitel 3.2) geht es auch bei der Bedeutung der Stifte um das Verhältnis von Praxis, Materialität und Textualität in der Lektüre. Nur eben mit dem epistemologisch und poetologisch zentralen Unterschied, dass mit dem Stift das Instrument benannt ist, mit dem während der Lektüre immer auch gleich ursächlich in das ›Text-Material‹ eingegriffen werden kann.

Dass man sich damit auf ein theoretisch immerhin partiell vorbereitetes Feld begibt, zeigt schon das oft bemühte Nietzsche-Zitat, dem man entgegenhalten möchte: Ja, ›unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken‹ – aber ebenso schon die Stifte während des Lesens.¹⁵² Oder man mag mit Hans-Jörg Rheinberger unter Rückgriff auf Gaston Bachelard feststellen, dass die Imagination »der Führung durch den Schreibstift« bedarf, »um sich zu übersteigen, um ihrer eigenen Emergenz habhaft zu werden«¹⁵³ – und dann konstatieren, dass selbiges für das kursorische bis statarische Geschäft der Lektüre gilt. Ist es nicht erst der in Bewegung gesetzte Stift, der dem ephemeren Moment der Lektüre Gestalt und Ausdruck verleiht, ihn materialisiert und konserviert? Und der das suchende Erkennen des Lesens nicht nur materialisiert und konserviert, sondern gerade hierin auch befördert?

3.5.1.3 Lesewerkzeuge diachron/synchron

Die von Thomas Mann in Anschlag gebrachten Bleistifte sind selbstverständlich nicht die einzigen möglichen (stiftlichen) Lese- und Studierwerkzeuge. Wie in Abschnitt 2.3.1 gesehen, hat selbst Mann bisweilen mit anderen Arten von Stiften annotiert. Darüber hinaus bietet wiederum nicht zuletzt sein literarisches Werk Hinweise auf Lektürepraktiken, bei denen andere Hilfsmittel zum Einsatz kommen.

Es ist (der fiktionalen historischen Binnenchronologie von Manns Werk folgend) allen voran der junge Joseph in der eponymen Tetralogie, der mit

152 Das Zitat von Nietzsche stammt aus einem Brief an Heinrich Köselitz von Ende Februar 1882, siehe Friedrich Nietzsche: *Band 6. Januar 1880–Dezember 1884*, 1986, S. 172. Vgl. dazu wiederum Stingelin, »UNSER SCHREIBZEUG ARBEITET MIT AN UNSE- REN GEDANKEN«, S. 304.

153 Hans-Jörg Rheinberger: *Der Kupferstecher und der Philosoph. Albert Flocon trifft Gaston Bachelard*, 2016, S. 83 f.

anderen Mitteln liest, als es Manns in späterer Zeit situierte Figuren tun. Josephs Lese- und Schreibfähigkeiten werden bereits von den Anfängen des ersten Bandes an immer wieder prominent erwähnt und eigens thematisiert und dienen Mann als Folie, vor der die ganze poetologische Programmatik der Tetralogie entfaltet wird. Von Kilcher als »bibliothekarisches Schreiben«¹⁵⁴ bezeichnet – eine Formel, die selbstredend sowohl auf Manns Schreibpraxis wie auch auf die poetologische Eigenlogik des Romans zu beziehen ist –, wird darin in unablässiger Selbstreferenzialität auf die Konstruktionsweise dieser »Nachschrift älterer und immer älterer Originale« Bezug genommen.¹⁵⁵ Immer wieder verweist der Text darauf, dass er mit der biblischen Geschichte einen »alten und uralten«¹⁵⁶ Stoff reproduziert. Und so hängen denn auch das Lesen und das Schreiben bei Joseph ursächlich zusammen:

Der Jüngling aber schrieb alles auf nach der Anweisung des Alten und las es, den Kopf auf der Schulter, sich selber vor, bis er es auswendig wußte. Das Lesen und Schreiben war selbstverständlich die Grundlage von allem und begleitete alles; denn es wäre sonst nur ein verwehendes Hörensagen und Wiedervergessenwerden gewesen unter den Menschen. Darum mußte Joseph sehr gerade hocken unter dem Baum, die Knie gespreizt, und in seinem Schoße das Schreibzeug halten, die Tontafel, in die er mit dem Griffel keilförmige Zeichen grub, oder die geklebten Blätter aus Schilfgewebe, das geglättete Stück Schaf- oder Ziegenhaut, darauf er mit dem faserig zerkauten oder spitz zugeschnittenen Rohr seine Krähenfüße aneinanderreihete, indem er es in den roten und den schwarzen Napf seiner Tuschtafel tauchte. [...] Dies alles las Joseph mit dem Zeigefinger und schrieb es ab in züchtiger Haltung, ungebückt, nur die Lider gesenkt.¹⁵⁷

154 Andreas B. Kilcher: *Bücher aus Büchern. Bibliothekarisches Schreiben in Thomas Manns Josephsroman*, in: Jaspers, Kilcher, *Randkulturen*.

155 GKFA 7.1, S. XXXIII. Alexander Honold nennt die *Joseph-Tetralogie* gemeinsam mit *Lotte in Weimar* zurecht »kalkulierte intertextuelle Palimpseste«, siehe Alexander Honold: *Autorschaft (Dichter – Literat – Schriftsteller)*, in: Blödorn, Marx, *Thomas Mann Handbuch*, S. 7–12, hier S. 7. Man vergleiche hierzu auch die vielsagende Stelle aus *Der junge Joseph*: »Der Mensch denkt sich nichts aus. Er ist wohl erzgescheit, seit er vom Baume gegessen, und in diesem Betracht fehlte nicht viel, daß er ein Gott wäre. Aber wie sollte er bei aller Gescheitheit auf etwas kommen, was nicht da ist?« Siehe GKFA 7.1, S. 414.

156 Ebd., S. 140.

157 Ebd., S. 380f.

Die Körperlichkeit dieser Lektüre könnte kaum drastischer sein, selbst von der bei Mann in Lese- und Schreib-Szenen¹⁵⁸ stets angelegten und auch hier deutlichen sexuellen Konnotation abgesehen. Worauf ich hinaus will, ist jedoch weniger die charakteristische Körperhaltung, die Joseph einnehmen muss. Hervorzuheben ist an dieser Stelle vielmehr sein Instrumentarium, das neben dem »Schreibzeug« eine entscheidende Leerstelle lässt: Es fehlt das Annotationswerkzeug.

Wenn der junge Joseph »mit dem Zeigefinger liest«, dann fungiert der Finger als Assistenz des Auges, da dieses einer Führung bedarf. Die Praxis, die damit aufgerufen ist, ist keine ungewöhnliche, man kennt sie noch heute aus der (schulischen) Lesedidaktik ebenso wie aus dem Schnellesetraining.¹⁵⁹ Die vielfältige Potenzialität des Stifts geht dem Finger jedoch grösstenteils ab. Zwar lassen sich mühselige Versuche, mit dem Finger zu annotieren, durchaus denken und auch finden. So wird von Voltaire berichtet, dass er Textstellen bisweilen »mit ›graphischen‹ Lesezeichen, oft mit Kreuzchen« kennzeichnete, »wobei er Tinte, Bleistift oder Rotstift, manchmal sogar nur den Fingernagel oder irgendeinen spitzen Gegenstand verwendete«.¹⁶⁰ Doch das sind in der betonten Skurrilität eher die Ausnahmen, die die Regel bestätigen: Für den stiftlichen Gebrauch wie das Annotieren eignet sich der Finger – jedenfalls auf nicht digital responsiven Oberflächen – fast ebenso wenig wie zum Schreiben.¹⁶¹

So ist es denn, wie schon verschiedentlich argumentiert, auch kein Zufall,

158 Vgl. zu den Implikationen dieser Begriffe (mit und ohne Bindestrich) Stingelin, Schreibwerkzeuge, S. 100 f.

159 Im Schnellesetraining wird die Führung durch den Finger gelegentlich als Methode empfohlen, den Augen ein höheres (sprich: effizienteres) Lesetempo vorzugeben. Vgl. etwa das Trainingsbuch *Smart Reading*, in dem es heisst: »Die Augen brauchen beim Lesen eine möglichst grosse Stabilität. Deshalb benützen Leseanfänger oft den Zeigefinger. [...] Dieses Hilfsmittel gibt dem Auge zwar Halt, hat aber den Nachteil, dass die Hand den folgenden Text verbirgt und damit das Lesetempo verringert. Besser ist es deshalb, ein Holzstäbchen zu verwenden. [...] Neben der Stabilisierung des Blicks kann das Lesen mit dem Stäbchen noch eine wichtige Funktion erfüllen. Für fast alle Leserinnen und Leser ist es sehr leicht möglich, das Stäbchen als Temposteigerer zu verwenden, indem der Blick in Leserichtung nach vorne gezogen wird.« Siehe Rinaldo Manferdini, Hans Peter Niederhäuser: *Smart Reading. Schneller & genauer lesen*, 2013, S. 16. Genau Gegenteiliges, nämlich die Empfehlung, auf solcherlei Hilfsmittel zu verzichten, liest man übrigens noch bei Ernst Ott: *Optimales Lesen. Schneller lesen – mehr behalten*, 1970, S. 35.

160 Albina, Voronova, Manévitch, Einleitung, S. 43.

161 Vgl. aber zu Mediengesten und Schreibpraktiken, die mittels Touchscreens »unmittelbar an die leibliche Hand gebunden« sind Oliver Ruf: *Wischen & Schreiben. Von Mediengesten zum digitalen Text*, 2014, S. 49.

dass sich im Lauf der Zeit zahlreiche Stiftarten etablieren konnten, die gegenüber dem blossen Lesen mit dem Finger – und jenseits der Schreibfunktion – verschiedene praktische Vorzüge bieten.¹⁶² Lesespurenverzeichnisse, die besonderen Wert auf eine akribische Beschreibung legen, erwähnen die Stiftarten folgerichtig spurspezifisch. So hält etwa Richard Sperl fest, dass Marx und Engels für ihre Marginalien unterschiedliche Stifte verwendeten, »am häufigsten Bleistift, Tinte, Blaustift und Rotstift«. Und weiter:

Andere Farbstifte wurden seltener benutzt. Diese unterschiedlichen Schreibmaterialien können sowohl verschiedene Arbeitsphasen oder zeitliche Unterbrechungen bei der Lektüre als auch spezifische Bedeutungsinhalte oder unterschiedliche Verwendungszwecke der Marginalien belegen. Darum sind die verschiedenen Schreibmaterialien angeführt und die Seitenangaben entsprechend zugeordnet.¹⁶³

Welche Implikationen sich durch einen bestimmten Stiftartengebrauch ergeben, ist weder arbiträr noch vollständig durch soziale Regulierung determiniert. Farbstifte können einer intentionalen Farbcodierung folgen, müssen es aber nicht. Ein Wechsel von Kugelschreiber und Bleistift mag kontingent oder aber gezielt erfolgt sein. Und die Wahl einer bestimmten Tinte erscheint im einen Fall bedeutungsvoll, in einem anderen hingegen nicht.

Klar ist jedoch, dass die materielle Spezifik, die jeder Stiftart eignet, auf verschiedenen Ebenen beschreibbar und diachron wie synchron mit anderen vergleichbar ist. Aus analytischer Sicht ist jede wahrnehmbare Charakteristik einer Lesespur potenziell bedeutsam. Und ganz besonders dort, wo die eigenen Lese- und Schreibpraktiken mit Hingabe reflektiert und expliziert werden, verlieren die Stifte und ihr Gebrauch jede epistemologische und poetologische Unschuld. Man denke nur erneut an Goethe:

In eben diesem Sinne griff ich weit lieber zu dem Bleistift, welcher williger die Züge hergab; denn es war mir einige Mal begegnet, daß das Schnarren und Spritzen der Feder mich aus meinem nachtwandlerischen Dichten aufweckte, mich zerstreute und ein kleines Produkt in der Geburt erstickte.¹⁶⁴

162 Über die unterschiedliche Funktionalität verschiedener Stiftarten wird auch in der Glossenforschung diskutiert, vgl. etwa Nievergelt, Farbstiftglossen (Rötel-, Braun- und Schwarztiftglossen), S. 238 f.

163 Sperl, Grundsätze zur Einrichtung und Benutzung des Verzeichnisses, S. 93 f.

164 Goethe, Aus meinem Leben, S. 733.

Der Bleistift erscheint hier als fügsames Medium, das dem ephemeren Gedanken raschen Ausdruck verleiht. Schnell zur Hand und schnell in der Hand, soll er aus der Schreibszene keine Schreib-Szene machen (und tut es bei Goethe eben gerade darin).¹⁶⁵ Doch was kann dabei schon entstehen? Bei Goethe sollte es ›ein kleines Produkt‹ sein. Und bei Mann?

Auch Thomas Mann schrieb bisweilen mit dem Bleistift, ja nach Auskunft von Katia eben gar mit einem ganzen »Arsenal von Bleistiften«.¹⁶⁶ Aber was resultiert, ist nicht *die* Dichtung, es ist Dichtung im Entstehen. »Bleistiftprovisorien«¹⁶⁷ nennt Thomas diese Erzeugnisse und macht damit deutlich, in welchem epistemologischen und poetologischen Raum sich die Bleistifte bewegen. Bleistifte sollen gezielt den Zwischenraum zwischen dem Lesen und dem Schreiben bespielen und dort das Vorläufige des Wissens und der Dichtung generieren.¹⁶⁸ Was Bleistifte erzeugen, hat den Status des Versuchsweisen, kann gestrichen, verschmiert, radiert werden. Der Bleistift hält das Flüchtige in flüchtigen Spuren fest. Und unterscheidet sich somit grundlegend von anderen Stiftarten, wie auch Henry Petroski in seiner Geschichte des Bleistifts argumentiert:

Aber während die Feder sowohl zum Zeichnen als auch zum Schreiben benutzt werden konnte, war der Bleistift im großen und ganzen ein Instrument zum Zeichnen, Nachdenken und Notizenmachen. Unter Künstlern und Schriftstellern konnte der Bleistift der Feder vorausgehen, häufiger aber folgte er schließlich auf die Feder, nämlich dann, wenn Leser ihn für ausradierbare Randnotizen in Büchern verwendeten.¹⁶⁹

Ob dem Schreiben nun vor- oder nachgelagert oder viel eher einfach eingebettet in den unaufhörlichen Kreislauf¹⁷⁰ von Lesen und Schreiben: Unweigerlich erinnert einen die Charakterisierung des Bleistifts als Instrument zum Nachdenken an den Begriff der ›little tools of knowledge‹. Und so gelangt man zu einem analytischen Verständnis dieses Begriffs, denn

165 Vgl. dazu Anm. 158 auf Seite 198.

166 Vgl. Anm. 143 auf Seite 81.

167 Tagebücher 1940–1943, S. 162.

168 Damit korrespondiert übrigens, dass der Bleistift nicht nur bei Mann das bevorzugte Instrument für Notizbucheinträge war, vgl. Efimova, *Das Schriftsteller-Notizbuch als Denkmedium in der russischen und deutschen Literatur*, S. 72.

169 Petroski, *Der Bleistift*, S. 60.

170 Zur Integration des Annotierens in ein Kreislaufmodell des Lesens und Schreibens vgl. Anm. 149 auf Seite 258.

er vereint inhärent zwei wichtige Aspekte des Lesens mit dem Stift. Das instrumentell verstandene ›tool‹ verweist darauf, dass die Stifte Bestandteil von *Praktiken* sind. Und ›knowledge‹ betont deren *epistemischen* Charakter.

3.5.2 Epistemische Praxis und epistemische Tugend

3.5.2.1 *Das Epistemische an der Stiftlektüre*

Ich habe in Kapitel 3.4 heuristisch zwischen epistemischen und ästhetischen Lektüren unterschieden und möchte im Folgenden noch genauer auf diese Unterscheidung eingehen. Die *critique génétique* kennt die prototypische Differenzierung zwischen einem ›produktorientierten‹ und einem ›prozessorientierten Schreiben‹. Der erste Schreibtyp richtet sich nach Plänen und verfolgt diese mittels verschiedener Strukturierungshilfen wie Notizen, Listen und Skizzen. Der zweite Schreibtyp verfährt ohne solche Hilfestellungen. Beim prozessorientierten Verfahren soll der Text *beim* Schreiben beziehungsweise spontan *aus* dem Schreibakt selbst entstehen.¹⁷¹ Bei allen grundlegenden Differenzen zwischen den zwei Tätigkeiten des Lesens und des Schreibens scheint mir die Unterscheidung eines produktorientierten und eines prozessorientierten Verfahrens in ähnlicher Weise auf Lektüren applizierbar, und zwar in der genannten Gegenüberstellung von epistemischen und ästhetischen Lektüren.

Mit produktorientierten und prozessorientierten Lektüren wären demnach dieselben zwei Zugangsweisen zu Texten zu benennen, die dem epistemischen und ästhetischen Potenzial eines Texts jeweils unterschiedlichen Stellenwert beimessen. Eine Lektüre, die den Text vorrangig als Kunstwerk wirken lässt, erfüllt ihren Sinn in ihrer eigenen Prozessualität, ist insofern also prozessorientiert. Einen Stift hat eine solche Lektüre nicht nötig (was freilich nicht heisst, dass sie nie einen solchen in Bewegung setzt). Ein Lesen hingegen, das auf etwas hinauswill, kann instrumentelle Unterstützung gut gebrauchen.

Ich habe darauf hingewiesen, dass sich ein epistemischer und ein ästhetischer Zugang zu einem Text durchaus nicht ausschliessen müssen. Wird beispielsweise ein Text als Gedicht analysiert, ist es notwendig, diesen als Kunstwerk zu verstehen, ihn gleichzeitig aber auch mit der Absicht auf einen gezielten Erkenntnisgewinn zu lesen. Um in der Terminologie der *critique génétique* zu bleiben: Das gewünschte *Produkt* einer solchen Lektüre

171 Vgl. dazu Grésillon, *Literarische Handschriften*, S. 297.

wäre die Erkenntnis, die aus einer Lektüre resultiert. Denn anders als bei einer rein prozessorientierten Lektüre geht ein epistemisches Lesen nicht allein in sich selbst auf.

Nun könnte man dagegen einwenden, dass es ein Wesensmerkmal des Lesens ist, etwas erfassen zu wollen, dass also jede Lektüre ein gewisses Erkennen zum Ziel hat. Das wäre aber nichts Anderes, als der Unterscheidung zwischen dem produktorientierten und dem prozessorientierten Schreiben vorzuzulassen, dass letztlich auch bei jedem Schreiben ein Produkt in Form von Geschriebenem anfällt. Das Entscheidende ist stattdessen die Heran- und Vorgehensweise, beim Schreiben wie eben auch beim Lesen. Erwartet jemand von einem Text, dass er Wissen vermittelt? Erfolgt die Lektüre in der Absicht, konkrete Erkenntnisse zu gewinnen? Soll die Lektüre vielleicht sogar handfeste Ergebnisse zeitigen? Dann ist der Einsatz von Stiften wahrscheinlicher, als wenn sich die Lektüre selbst genügen soll. Wer beim Lesen oder beim Schreiben ein Produkt erwartet, wird dieses zu befördern suchen. Und hierin wird letztlich nichts weniger als ein zentrales Argument für die wissenschaftliche Beschäftigung mit stiftlichen Lesespuren benennbar. Es ist so simpel wie verheissungsvoll: Stiftliche Lesespuren befördern Erkenntnisse über erkenntnisbefördernde Praktiken.

3.5.2.2 *Aufmerksamkeit als Tugend*

Ein Effekt der Personenzentrierung in der bisherigen Lesespurenforschung ist darin zu erkennen, dass die Entstehung der untersuchten Phänomene vorzugsweise auf individuelle Gründe zurückgeführt wird. Ein wiederkehrender Ansatz ist etwa, Lesespuren als deutliche Hinweise auf ein persönliches Interesse der lesenden Person an der betreffenden Textstelle oder auf situativ erhöhte Aufmerksamkeit zu verstehen. Insbesondere Markierungen durch (Para-)Zeichen mit einem geringen semantischen Eigenwert werden in diesem Sinn gedeutet. Jackson beispielsweise unterscheidet »notes« von »asterisks, fists ☞, exclamation marks, word by word translation, and similar signs of readers' attentions«. ¹⁷² Bei Wieland betrifft das namentlich die Anstreichungen:

Sie zeugen von einer spezifischen Aufmerksamkeit, wie sie einem Text während dem Studium entgegengebracht wird, auch von einer Art intuitiver Leselenkung. An den Spuren wird sichtbar, wo sich die Konzentration verdichtet, wo sich ein Interesse manifestiert hat. Solche non-

172 Jackson, *Marginalia*, S. 14.

verbalen Aufmerksamkeitsspuren können ferner randseitig begleitet sein von textstrukturierenden Lemmata, Stichwörtern, Aufzählungszeichen wie Punkten, Buchstaben oder Nummerierungen.¹⁷³

Der Stift in der Hand der lesenden Person wird hier also primär daran gemessen, was er *en détail* tut. Wo er sich bewegt, wird seine Spur zum eigentlichen Zeichen von gezieltem Interesse und textstellenspezifischer Aufmerksamkeit. Man kann sich dieser Sichtweise aber auch für einen Moment entziehen und einen Schritt zurücktreten, um das Lesen mit dem Stift als Ausdruck einer epistemologisch und poetologisch grundlegenden Haltung in den Blick zu bekommen.

Das Schreiben und das Dichten sind – ganz besonders, wenn sie durch Stifte erfolgen – nicht nur Probleme des Geistes, sondern auch Probleme der Hand. Texte entstehen in Köpfen, aber auch *durch* Hände (jedenfalls vor dem Zeitalter automatisierter Transkriptionen). Demgegenüber ist das Lesen unter der alleinigen Beteiligung von Augen und Gehirn scheinbar eine reine Kopfsache. Wenn sich aber die Hand und in ihr der Stift an der Lektüre beteiligen, dann wird diese fundamentale Differenz zwischen dem Lesen und Schreiben aufgehoben: Wer während der Lektüre einen Stift führt, hat ständig die Möglichkeit, seinen Kopf beim Lesen zu unterstützen. Mit dem Stift zu lesen heisst, das Lesen dem Schreiben *manuell* anzunähern, indem aus der Kopfarbeit auch eine Handarbeit gemacht wird.

Aus dieser Perspektive sind Unterstreichungen, Ankreuzungen und Marginalien auch nicht mehr bloss als Hinweise auf textstellenspezifische Interessenlage und Aufmerksamkeit der lesenden Person zu verstehen. Das Lesen mit dem Stift zeigt sich hier umgekehrt als Lesemodus, der die Aufmerksamkeit befördern soll, indem dem Kopf ein Lese- und Studierwerkzeug an die Hand gegeben wird. Die Aufmerksamkeit der lesenden Person ist nicht nur Ursache von Lesespuren. Sie ist auch eine beabsichtigte Wirkung der Lektüre mit dem Stift.¹⁷⁴ Die Aufmerksamkeit ist somit als ›epistemische Tugend‹ zu verstehen, an der sich das Lesen mit dem Stift immer schon antizipativ ausrichtet.¹⁷⁵ Wer mit dem Stift liest, ist per se aufmerksam – oder möchte es zumindest sein.

173 Wieland, *Materialität des Lesens*, S. 161.

174 Vgl. dazu van Hulle und van Mierlo, die schreiben, dass Lesespuren »usually the result of a ›lean-forward‹—as opposed to a laidback—way of reading« sind. Nachzulesen in van Hulle, van Mierlo, *Reading Notes*, S. 4.

175 Zum Begriff der ›epistemischen Tugend‹ allgemein vgl. Andreas Gelhard, Ruben Hackler, Sandro Zanetti: *Einleitung*, in: *Epistemische Tugenden. Zur Geschichte und*

Wie aufmerksam auch Mann bisweilen gelesen hat, zeigen die kaum zu überschauenden stiftlichen Korrekturen aller Art, die er in seinen Bibliotheksexemplaren hinterlassen hat. Diese Korrekturen geben heute weniger Aufschluss darüber, wofür sich Mann im Detail interessiert hat. Sie zeigen vor allem, wie er die entsprechenden Texte lesen wollte: mit der Aufmerksamkeit, die der Stiftgebrauch ebenso voraussetzt wie begünstigt. Die peniblen Korrekturen sind der ostentative Beweis hoher Aufmerksamkeit und Genauigkeit – mit entsprechendem Inszenierungspotenzial (siehe Abschnitt 4.2.2.2).¹⁷⁶

3.5.2.3 (Historische) Praxeologie des Annotierens als Desiderat

Ich habe skizziert, was ich meine, wenn ich das Lesen mit dem Stift als *epistemische Praxis* bezeichne. Unterbestimmt ist jedoch noch, worin hierbei der *Praxisaspekt* besteht – und ich halte das für ein grösseres, die Möglichkeiten dieser Studie übersteigendes Desiderat. Was der Lesespuren- beziehungsweise der Annotationsforschung fehlt, ist eine ausgereifte Praxistheorie auf der Grundlage praxeologischer Detailstudien des Annotierens. Eine Theorie also, die nicht nur nach bestimmten Funktionen von Handlungen fragt,

Gegenwart eines Konzepts, hg. von Andreas Gelhard, Ruben Hackler und Sandro Zanetti, 2019, S. 1–8, und zur epistemischen Tugend der Aufmerksamkeit im Besonderen Michael Hagner: *Aufmerksamkeit als Ausnahmezustand*, in: Gelhard, Hackler, Zanetti, *Epistemische Tugenden*, S. 81–97.

¹⁷⁶ Als Beispiel dafür, wie nahe die epistemischen Tugenden der Aufmerksamkeit und der Genauigkeit im Übrigen dem »epistemischen Laster« der Pedanterie stehen, kann schliesslich der Fall des Germanisten Erich Neumann dienen (der nicht mit dem gleichnamigen Psychoanalytiker zu verwechseln ist). Neumann liest Manns Werke seinerseits mit dem Stift und enormer Akribie, um alle Abweichungen gegenüber früheren Ausgaben dingfest zu machen (erhalten ist zum Beispiel *Lotte in Weimar: Thomas Mann 1483*), worauf Mann ihn im Tagebuch am 16. Dezember 1954 als »Druckfehler-Neumann« bezeichnet. Siehe Tagebücher 1953–1955, S. 298. In der Briefkorrespondenz ist Mann dann wie üblich diplomatischer: »Trotzdem zeigt mir die Verstimmung, die ich bei jeder Entdeckung einer Inkorrektheit in meinen Büchern empfinde, dass ich eben doch ein lebhaftes Interesse für ihre Sauberkeit hege, und dieses Interesse macht mir Ihre Anregung denn doch sympathisch [...].« *Thomas Mann an Erich Neumann*, 18. Dezember 1954, zitiert nach Georg Wenzel (Hg.): *Vollendung und Grösse Thomas Manns. Beiträge zu Werk und Persönlichkeit des Dichters*, 1962, S. 32. Vgl. dazu auch Tagebücher 1953–1955, S. 325. Eine Würdigung erfuhr Neumann durch Paul Schommer: *Der Wortgetreue. Erich Neumanns Arbeit am Werk Thomas Manns* vom 1993. Zum epistemischen Laster der Pedanterie vgl. Markus Krajewski: *Geisteswissenschaftliche Genauigkeit. Zwischen epistemischer Tugend und medialer Praktik*, in: Gelhard, Hackler, Zanetti, *Epistemische Tugenden*, S. 217–237.

sondern nach den historischen und kulturellen Bedingungen, unter denen diese Handlungen realisiert werden. Erst dann nämlich werden die Handlungen »als an impliziten Normen orientierte Handlungsroutrinen«¹⁷⁷ und somit *als Praktiken* erkennbar, die ansonsten allzu oft theoretisch unbeachtet bleiben.¹⁷⁸

Folgt man der Kognitionswissenschaft, geht es beim Annotieren (stark vereinfacht gesagt) darum, sich während des Lesens kognitiv zu entlasten, das Erkennen und Memorieren von Informationsstrukturen zu befördern und dabei Wissen zu er- und verarbeiten. Konfrontiert man diese Sichtweise mit einer kulturhistorischen Perspektive, präsentiert sich die Sachlage indes notwendigerweise komplexer, da weitere Ebenen in die Analyse von Lese Spuren einbezogen werden müssen. Der rein funktionale Erklärungsansatz wird in dieser Perspektive durch den Imperativ der gesellschaftlichen und zeitlichen Situierung herausgefordert. Denn Annotationen sind nicht nur als Manifestation kognitiver Prozesse zu verstehen. Sie sind die praktische Umsetzung des sozial regulierten Wissens vom epistemischen (und poetischen) Potenzial der Stifte.

So müsste eine Praxeologie etwa nach den körperlichen Aspekten des Annotierens fragen.¹⁷⁹ Welche Rolle wird der Körperhaltung und bestimmten Körperteilen für je unterschiedliche Lektüreformen und den ihnen entsprechenden Annotationspraktiken beigemessen? Welches inkorporierte Praxiswissen drückt sich möglicherweise in welchen Annotationsformen aus? Und inwiefern sind Stifte dabei, mit Marshall McLuhan gesprochen, als Erweiterungen des Körpers zu verstehen?¹⁸⁰ Vielleicht könnte man damit noch besser in den Blick bekommen, warum sich bei Annotationen mit Stiften die Strichführung oftmals nicht nur im Fall von schriftlichen Annotationen, sondern sogar von An- und Unterstreichungen einer bestimmten Person zuordnen lassen, warum also selbst einfachste Annotationen einen eigenen Duktus aufweisen. Bei gewissen Annotationspraktiken ist der kör-

177 Steffen Martus, Carlos Spoerhase: *Praxeologie der Literaturwissenschaft*, in: *Geschichte der Germanistik* (35/36), 2009, S. 89–96, hier S. 89.

178 Vgl. dazu auch Stephan Wolff: *Wie kommt die Praxis zu ihrer Theorie?* Über einige Merkmale praxissensibler Sozialforschung, in: *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, hg. von Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann, 2008, S. 234–259.

179 Christian Benne bezeichnet das Hinterlassen von Lesespuren unter Beteiligung der Hand auch als »embodied practice«: Christian Benne: *Die Erfindung des Manuskripts. Zur Theorie und Geschichte literarischer Gegenständlichkeit*, 2015, S. 37.

180 Dass dabei nicht nur an eine Erweiterung der Finger und Hände zu denken ist, kommt in Abschnitt 4.1.2 zur Sprache.

perliche Anteil jedenfalls im Wortsinn nicht von der Hand zu weisen (nicht umsonst spricht auch die Editionsphilologie in synekdochischer Weise von der ›Hand‹, wenn sie die Person meint).

Eine solche Praxeologie müsste des Weiteren nach den situationellen Aspekten des Annotierens fragen und beschreiben, unter welchen Umständen annotiert wird beziehungsweise in welche Situationen sich eine lesende Person bringen muss, um annotieren, also in dieser spezifischen Weise epistemisch tätig sein zu können. Welche Medien(-Konstellationen) erlauben mobile Lektüren und Annotationspraktiken ›on the go‹? Welche Stifte werden zu einer bestimmten Zeit wem und von wem aus welchen Gründen für welche Situationen empfohlen? Nicht zuletzt könnte man durch die Integration dieser praxeologischen Perspektiven das Lesen mit dem Stift und das Annotieren in neuartiger Weise mit den verwandten Praktiken des Exzerpierens, Notizenmachens und Schreibens abgleichen und in der Folge begrifflich wie konzeptionell schärfen.¹⁸¹

Methodisch müsste sich eine Praxeologie des Annotierens gleichermaßen diskursive Wissensformen über die Praktiken wie auch die Spuren der Praktiken selbst vornehmen und so auch dem impliziten und praktischen Wissen vom Annotieren nachspüren.¹⁸² Wie und wo lernt man etwa die Praktiken und die Tabus stiftlichen Gebarens in Büchern? Gerade bezüglich des Praxiswissens, das man an der Schnittstelle zwischen Epistemologie und Praxeologie untersuchen muss, sind von einer zukünftigen Lesespurenforschung noch weitere Erkenntnisse zu erwarten. Denn es ist in erster Linie dieses Wissen, über das wir oftmals nur vor- oder unbewusst (also implizit) verfügen und das wir deswegen gar nicht als solches wahrnehmen.

Es versteht sich von selbst, dass man bei einer solchen Analyse nicht umhin käme, all diese Fragen auch in dezidiert historischer Perspektive anzugehen und sie an den Paradigmen der (Kultur-)Geschichte des Lesens zu messen.¹⁸³ Worum sich eine (historische) Praxeologie des Annotierens

181 Vgl. dazu die entsprechenden Ansätze bei McCarty, *Making and Studying Notes. Towards a Cognitive Ecology of Annotation*.

182 Bezüglich der durch Stifte beförderten Aufmerksamkeit und Genauigkeit sei noch einmal auf Krajewski verwiesen, der betont, »dass Tugenden immer schon auf einem spezifischen Wissen beruhen«. Siehe Krajewski, *Geisteswissenschaftliche Genauigkeit*, S. 223.

183 Stellvertretend für die folgenden, diversen Aspekte einer Geschichte des Lesens verweise ich erneut auf Schön, *Geschichte des Lesens*, und Schneider, *Geschichte und Sozialgeschichte des Lesens und der Lesekulturen*, sowie etwas spezifischer noch auf Erich Schön: *Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitäts-*

also kümmern müsste, wären beispielsweise die Wandlungen der folgenden Umstände von Lektüren und ihrer fraglichen Entsprechung in Annotationspraktiken: Inwiefern korrespondieren Annotationspraktiken mit a) der Entwicklung vom *lauten* zum *leisen* Lesen, b) dem *Ort* der Lektüre (etwa *drinnen* versus *draussen*), c) *geschlechtlichen* Vorstellungen über Lektürepraktiken, d) dem Unterschied, ob *alleine* oder *in Gesellschaft* gelesen wird, e) der *Handhabung* des Textmaterials und damit zusammenhängend f) der *Körperhaltung* und g) der *Infrastruktur* (den *Möbeln*, den *Lichtverhältnissen* und den weiteren zur Verfügung stehenden *Instrumenten*)?

Das Bestreben wäre also, das Annotieren parallel zum Lesen als »historisch und systematisch variable[] Kulturtechnik« zu rekonstruieren.¹⁸⁴ So könnte man exemplarisch etwa fragen, ob die historische Veränderung der körperlichen Lesehaltung, wie sie bei Erich Schön beschrieben ist, einen kausalen Zusammenhang mit der Praxis des Annotierens hat – und wie dabei Ursache und Wirkung einzuordnen wären.¹⁸⁵ Oder auch: Wann wurde das Annotieren neben dem Exzerpieren eigentlich als eigene epistemische und/oder poetische Praxis (wieder-)entdeckt?

Noch in Christoph Meiners' *Anweisungen für Jünglinge zum eigenen Arbeiten* von 1791 nämlich wird das, was ich unter Annotieren verstehe, vom »Exzerpieren« zwar unterschieden, aber gleichfalls beiläufig dem »Lesen« zugerechnet.¹⁸⁶ Meiners, der das Exzerpieren vor allem in mnemotechnischer Absicht und aus Gründen der Effizienz empfiehlt (um »mehr lesen, und arbeiten« zu können), sieht bloss eine Art Minimalannotation vor:

Wenn man mit dem kleinsten Verlust von Zeit excerptiren will: so habe man zuerst bey jedem Buche eine Bleyfeder, und einen Streifen von weißem Papier in Bereitschaft. Mit der erstern mache man bey einer jeden

wandel um 1800, 1993, und Luisa Banki, Kathrin Wittler (Hg.): *Lektüre und Geschlecht im 18. Jahrhundert. Zur Situativität des Lesens zwischen Einsamkeit und Geselligkeit*, 2020.

184 Das Zitat stammt von Maye, *Medien des Lesens*, S. 104. Günther Stocker hält Wolfgang Iser und Umberto Eco in diesem Zusammenhang übrigens eine allzu generalisierende, »ahistorische« Theoretisierung des Lesens vor. Siehe Günther Stocker: *Vom Bücherlesen. Zur Darstellung des Lesens in der deutschsprachigen Literatur seit 1945*, 2007, S. 32.

185 Vgl. Schön, *Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers*, S. 63–97.

186 Christoph Meiners: *Anweisungen für Jünglinge zum eigenen Arbeiten, besonders zum Lesen, Excerptiren und Schreiben. Zweyte vermehrte Ausgabe*, 1791. Man beachte dabei den bereits im Titel vollzogenen Dreischritt, der dem Annotieren keinen eigenen operationalen Wert beimisst.

merkwürdigen Stelle ein kleines sich leicht wieder verwischendes Pünktchen, und merke sich auf dem Papier die Seite, wo eine, oder mehrere solcher Stellen stehen. Das Pünktchen weist nachher, ohne das Buch zu verunstalten, auf die auszuzeichnende Stelle hin, und das Verzeichniß der Seiten auf dem Streifen Papier erspart nicht nur die Mühe, die Seiten, auf welchen man nichts merkwürdiges gefunden hat, vergebens durchzusehen, sondern sichert auch vor der Gefahr, merkwürdige Stellen zu übersehen. Wenn man, wie einige zu thun pflegen, da, wo man etwas auszuzeichnen findet, Streifen von Papier hineinlegt; so geschieht es leicht, daß einer, oder der andere dieser Streifen herausfällt, und überdem muß man doch immer da, wo man solche Streifen findet, zwo Seiten statt einer durchlaufen, wenn meistens nur auf einer etwas zu merken ist.¹⁸⁷

Bemerkenswert ist hier nicht nur das implizite Wissen über die prinzipielle Unsichtbarkeit von Lektüren und die Reversibilität sowie die unklare Referenz von Einlagen, sondern auch der Terminus des ›Auszeichnens‹ – und eben die selbstredende Subsumierung des Annotierens unter den Akt des Lesens:

Man excerpire nie bey dem Lesen selbst. Man unterbricht dadurch auf eine unangenehme Art die Aufmerksamkeit, und den Faden der Meditation, den man entweder von dem Schriftsteller empfangen, oder selbst angefangen hat. Lesen hat seine Zeit, und Excerptiren hat auch seine Zeit.¹⁸⁸

Folgerichtig wird das Annotieren auch in der historischen Forschung zu gelehrten Lesepraktiken oft nicht ausdrücklich besprochen. Das Excerptieren und das Annotieren bleiben in der Perspektive vieler Forschungsarbeiten so disparate Operationen, dass jeweils kaum eigens auf die andere eingegangen werden muss.¹⁸⁹ Inwiefern das dem Eigenverständnis bereits der historischen Praktiken selbst geschuldet ist, bliebe hierbei jedoch noch genauer zu konturieren.

187 Ebd., S. 84 f.

188 Ebd., S. 85.

189 Man beachte etwa Elisabeth Décultot (Hg.): *Lesen, Kopieren, Schreiben. Lese- und Excerptierkunst in der europäischen Literatur des 18. Jahrhunderts*, 2014. Schon der Titel dieses Bandes erinnert stark an den Dreischritt, wie man ihn bei Meiners findet. Das Annotieren fällt so zumindest rhetorisch als eigene Operation ausser Betracht. Vgl. dazu im Übrigen Anm. 64 auf Seite 230.

Während sich die Exzerptforschung zudem naheliegenderweise vornehmlich mit den Hinterlassenschaften von arrivierten Gelehrten beschäftigt, müsste eine praxeologische Lesespurenforschung versuchen, diesen Fokus auszuweiten und zu erkunden, wie andere Personen zu lesen und, allenfalls in eins damit, zu annotieren gelernt haben – oder eben nicht. So wären Annotationspraktiken auch auf individuelle Bildungsbiografien zurückzuführen. Thomas Mann beispielsweise war weder Philologe noch ein sonstwie studierter Wissenschaftler. Seine Lesesozialisation war die eines wohlhabenden Kaufmannssohnes, der in der Schule »mäßige bis sehr mäßige Leistungen«¹⁹⁰ erbrachte und die realgymnasiale Abteilung des Lübecker Katharineums ohne Aussicht auf ein anschliessendes Abitur verliess.¹⁹¹ Erst in München, wo er als Hörer einige »historische, volkswirtschaftliche und schönwissenschaftliche Vorlesungen«¹⁹² an der Technischen Hochschule besuchte, nahm durch seine schriftstellerischen Tätigkeiten jene Entwicklung ihren entscheidenden Fortgang, an deren Ende er schliesslich »wie kein anderer Autor den deutschen Bildungsbürger repräsentierte«.¹⁹³ Seine Annotationspraktiken sind vermutlich also nur zu einem kleinen Teil didaktisch vermitteltem Wissen erwachsen. Zum grösseren Teil dürften sie auf autodidaktisch erworbenem – will heissen: anderweitig kulturell vermitteltem – Praxiswissen beruhen.

Nicht zuletzt in dieser Hinsicht müssten praxeologische Studien darum auch den kommunikativen Aspekten des Annotierens nachgehen. Diese Perspektive würde helfen, Annotationen über ihr Dasein als *Spuren* epistemischer Praktiken hinaus auch als kommunikative *Boten* zu verstehen.¹⁹⁴

190 Peter J. Brenner: *Thomas Mann – ein Virtuose der Halbbildung*, in: Glanzlichter der Wissenschaft 2013. Ein Almanach, 2013, S. 25–32, hier S. 25.

191 Sein Bruder Heinrich besuchte übrigens die humanistische Abteilung und erhielt damit – im Gegensatz zu Thomas – eine altsprachlich-philologische Grundbildung. Siehe Alexander Nebrig: *Disziplinäre Dichtung. Philologische Bildung und deutsche Literatur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, 2013, S. 217.

192 GKFA 14.1, S. 182. Zeugnis dieser Vorlesungsbesuche ist das in Manns Nachlass erhaltene Collegheft 1894–1895. Aus dieser Zeit stammen auch einige abschätzige Bemerkungen Manns über die Technik des Stenografierens; just das Collegheft ist indes das einzige bekannte Zeugnis von Manns Stenografie-Versuchen. Dazu und allgemeiner zu Manns überschaubarer Hochschuleraufbahn siehe Thomas Sprecher: *Einführung*, in: Mann, Collegheft 1894–1895, S. 7–29.

193 Nebrig, *Disziplinäre Dichtung*, S. 217.

194 Vgl. zur Unterscheidung von Spuren und Boten Abschnitt 2.2.1 und spezifischer noch zur Anwendung des Boten-Konzepts auf Annotationen Caroline Jessen: »!?!«*. Eso-terisch/Exoterisch: Annotationen von Karl Wolfskehl*, in: Jaspers, Kilcher, Randkulturen.

In diesem Verständnis erkennt man die Annotationen nicht mehr nur als Rückstand von etwas Vergangenen an, sondern *in actu* als Realisierung von Kommunikationspraktiken, die ihrerseits wiederum kulturhistorisch gebunden sind und sich auf eigene Formen von Praxiswissen beziehen.¹⁹⁵ Im Bereich der stiftlichen Lesespuren ist hier zum Beispiel an die Marginalien zu denken, die als Lob oder als Beleidigungen am Rand(e) daherkommen. Aber auch in anderen Umgebungen lassen sich viele Annotationen als spezifische Kommunikationsformen verstehen, zum Beispiel als Kommentare, ein genuin kommunikatives Phänomen also.

Man könnte schliesslich sogar versuchen, das Verhältnis von lesender Person zu Text und Autor:in als Machtverhältnis zu verstehen, als Machtverhältnis unter ungleichen Akteur:innen. Die Stiftspuren können dann auch Ausdruck einer Bewegung sein, die den Ausgleich eines asymmetrischen Machtverhältnisses sucht, welches schon allein mit der Medialität des gedruckten Texts einhergeht. Ganz machtlos ist die lesende Person gegenüber dem Drucktext aber eben auch nicht: Weiss die lesende Person es besser, hat sie mit dem Stift ein kleines Machtausgleichsinstrument, mit dem sie den Text immerhin korrigieren und sich damit stellenweise über ihn erheben kann. Denn wenn der Stift während des Lesens weniger Schreibwerkzeug als vielmehr Lesewerkzeug ist, heisst das eben nicht, dass ihm eine passive Rolle zukommt. Im wörtlichen Sinn *markieren* Stifte im Leseprozess auch die Schwelle von der Rezeption zur Produktion – und können schliesslich selbst *produktive* Lesewerkzeuge sein.

Bei Moulin entsprechen die Symptomwerte »endozentrisch (selbstbezogen, Innenwelt des Lesers) ↔ exozentrisch (drittbezogen, zur Außenwelt)« ungefähr den beiden Seiten des Spuren-Boten-Konzepts. Dass ihre Symptomwerte »quasi neutrale oder primäre Werte« seien, »die zwar eine gewisse analytische Leistung erfordern [...], aber noch keine weitreichende Interpretationsleistung auf der inhaltlichen Ebene«, suggeriert diesbezüglich jedoch eine objektive Feststellbarkeit, die gerade im Fall der Adressierung und der kommunikativen Wirkung von Lesespuren nur schwer und jedenfalls nicht vor-hermeneutisch zu klären ist. Vgl. Moulin, Rand und Band, S. 29.

195 Moulin schreibt in diesem Zusammenhang über das Annotieren »als ein[en] grundlegende[n] Akt schriftsprachlicher und kommunikativer Praxis«, siehe Claudine Moulin: *Vom mittelalterlichen Griffel zum Computer-Tagging. Zur sprach- und kulturgeschichtlichen Bedeutung der Annotation*, in: Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Jahrbuch 2010 (61. Jahrgang), 2011, S. 84–99, hier S. 84.

4 Poetologie

4.1 Annotieren, um zu schreiben

4.1.1 Lesen, um zu schreiben

4.1.1.1 *Textgenetische Hoffnungen*

Spätestens seit intertextualitätstheoretische Paradigmen in der Literaturwissenschaft weite Verbreitung gefunden haben, ist unbestritten, dass es zwischen dem Lesen bestehender Texte und dem Schreiben neuer Texte eine mehr oder weniger enge Verbindung gibt. Am prägnantesten findet dieser Zusammenhang Ausdruck in den Formeln der ›produktiven Rezeption‹ und spezifischer noch der ›produktiven Lektüre‹.¹ Die Idee dahinter ist ebenso einfach wie einleuchtend: Die Rezeption jedes Texts hat das Potenzial, die Produktion eines neuen Texts zu beeinflussen. Und umgekehrt betrachtet, fließen potenziell in jede Produktion frühere Rezeptionsmomente ein.

Wer sich mit Textgenese beschäftigt, landet deswegen schnell bei der Frage, inwiefern ein spezifischer Text von anderen beeinflusst wurde und wie sich offene oder versteckte Hinweise darauf eruieren lassen. Die einfachste Beziehung zwischen dem Lesen und dem Schreiben besteht in wörtlichen Abschriften und wiederholenden Zitaten des Gelesenen.² Eine bereits ungleich komplexere, aber bisweilen immer noch vergleichsweise leicht nachvollziehbare Bezugsform ist die Paraphrase.³ Es sind indes vor allem die weniger transparenten Bezugsformen als (beinahe) wörtliche Abschriften, Zitate und Paraphrasen, die die Literaturwissenschaft vor Herausforderungen stellen. Versteckte, bisweilen auch unbewusste Anleihen,

1 Die Formel der ›produktiven Rezeption‹ erscheint im Titel so mancher literaturwissenschaftlichen Studie. Die ›produktive Lektüre‹ wiederum war namensgebend für das Erschließungs- und Digitalisierungsprojekt zu Manns Nachlassbibliothek, in dessen Zusammenhang die vorliegende Studie entstand.

2 Vgl. zur Unterscheidung von ›verweisenden‹ und ›wiederholenden Zitaten‹ Remigius Bunia: *Zitieren*, in: Christians, Bickenbach, Wegmann, *Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs*, S. 703–716, hier S. 704.

3 Vgl. dazu Philipp Theisohn, der die Paraphrase »als Inbegriff einer komplexen literarischen Verarbeitungsstrategie« vor einer Gleichsetzung mit dem Plagiat verteidigt: Philipp Theisohn: *Verteidigung der Paraphrase. Das Wiedererzählen und die Krise der Geisteswissenschaften*, in: *Digital Humanities*, hg. von David Gugerli, Michael Hagner, Caspar Hirschi, Andreas B. Kilcher, Patricia Purtschert, Philipp Sarasin und Jakob Tanner, 2013, S. 15–36, hier S. 25.

anverwandelte Wissensbestände und stilistische, motivische oder narrative Mikro- bis Makrostrukturen, thematische Bezugnahmen oder Abgrenzungen – die Palette an möglichen Einflussfaktoren ist jeweils so breit wie der eigene literaturwissenschaftliche Horizont. Das Aufspüren intertextueller Bezüge ist derweil nicht selten eine spekulative Tätigkeit, basierend auf der Auswertung von Indizien.

Vor diesem Hintergrund scheint es naheliegend, Autor:innenbibliotheken als eigentliche Reservoirs empirisch fassbarer Intertextualitätshinweise zu verstehen. Nirgends finden sich potenzielle Intertexte stärker aggregiert als in Autor:innenbibliotheken. Und bei Vorliegen einschlägiger Lesespuren erübrigt sich dazu praktischerweise jede Spekulation, ob Person X den Text Y gelesen hat. Dank Autor:innenbibliotheken kann man auf einem Feld mit Beweisen hantieren, auf dem sonst Indizien dominieren. Und so ist es denn auch massgeblich das textgenetische Erkenntnispotenzial, das den Wert dieser Bestände zu bestimmen scheint.

Von Manns Nachlassbibliothek etwa heisst es, die darin enthaltenen Lesespuren »lassen nicht nur seine Lektüre nachvollziehen, sondern helfen auch bei der Rekonstruktion des Schreibprozesses«, denn »die Bezüge, die alle diese Bücher untereinander und zum Werk des Dichters aufweisen«, seien »von unausschöpfbarem Reichtum«. ⁴ Auch Atze argumentiert, dass sich »Fragen der Intertextualität [...] bei Schriftstellern, deren Texte intensive Rückschlüsse auf deren Lektüre ermöglichen, mit sehr viel mehr Erfolg erörtern [lassen], wenn auch die private Sammlung des betreffenden Autors erhalten ist«. ⁵ Und van Hulle/van Mierlo konstatieren, Lesespuren seien »valuable material for genetic criticism«, denn sie erlaubten es, »to trace the interiorization of the reading, the transformations and mutations of the intertext, the recreations of the source, even when that source has become unrecognizable in the final manifestation of the text«. ⁶

Wenn man einer bestimmten intertextualitätstheoretischen Denklinie folgt, nämlich, dass Texte einen »Entstehungsherd« haben, wie Hoffmann es mit Michel Foucault und dieser wiederum mit Nietzsche nennt, ⁷ dann stellt sich im Angesicht von Autor:innenbibliotheken unweigerlich die Frage,

4 Hollender, Moos, Sprecher, *Die Bestände*, S. 358.

5 Atze, *Libri annotati*, S. 15.

6 van Hulle, van Mierlo, *Reading Notes*, S. 3.

7 Hoffmann, »Der Dichter am Apparat«, S. 8. Die entsprechende Stelle bei Foucault findet sich in Michel Foucault: *Nietzsche, die Genealogie, die Historie*, in: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, hg. von Daniel Defert und François Ewald, 2002, S. 166–191, hier S. 176.

ob Lesespuren schlicht diese Entstehungsherde markieren. Sind Lesespuren eigentliche Intertextualitätsindizes?

Tatsächlich war genau dies eine der zentralen Hoffnungen, die mit der archivarischen Konservierung von Autor:innenbibliotheken einhergehend beziehungsweise erst zu dieser geführt hat (und sie ist vermutlich immer noch weit verbreitet). Doch gerade von jener Seite, die die textgenetischen Erkenntnishoffnungen einst theoretisch untermauerte, kamen diesbezüglich bald auch gewisse Vorbehalte, so Wieland:

Das bisherige Interesse an Autorenbibliotheken war indes vornehmlich textgenetisch und weniger textanthropologisch orientiert. Da es um schriftstellerische Lesepraktiken ging, war die Zugangsweise stark werkbezogen und richtete sich insbesondere auf die Transaktionen zwischen Lektüre und Schreibprozess, zwischen Bibliothek und Manuskript. Es zeigte sich jedoch, dass Autorenbibliotheken diese Erwartung oft nur bedingt erfüllen, was selbst bei den Pionieren dieses Forschungsgebiets zu einer gewissen Ernüchterung über den Erkenntnis- bzw. Aussagewert von Autorenbibliotheken geführt hat.⁸

Aus einiger Distanz betrachtet, hat diese Ernüchterung sich unterschiedlich geäußert: Zum einen führte sie zu einer Präzisierung der theoretischen Grundlagen und damit zu einer Justierung der Erwartungshaltung gegenüber dem textgenetischen Erkenntnispotenzial von Lesespuren. So hat Daniel Ferrer die Unterscheidung zwischen ›reellen‹ und ›virtuellen‹ Bibliotheken eingeführt und damit auf den wichtigen Umstand aufmerksam gemacht, dass sich die physisch erhaltenen Buchbestände, die Autor:innenbibliotheken genannt werden, nie mit den Korpora von Texten decken, die die betreffenden Autor:innen tatsächlich gelesen haben.⁹ Zum anderen führte sie – gerade unter dem Eindruck von Ferrers Unterscheidung – bisweilen aber auch dazu, das textgenetische Erkenntnispotenzial von Lesespuren grundsätzlich zu hinterfragen. Nochmals Wieland:

8 Wieland, *Materialität des Lesens*, S. 153 f. Unter den Pionieren versteht Wieland hier in erster Linie Daniel Ferrer mit seinem programmatischen Text: Daniel Ferrer: *Introduction*. »Un imperceptible trait de gomme de tragacathe ...«, in: D'Iorio, Ferrer, *Bibliothèques d'écrivains*, S. 7–27.

9 Vgl. dazu Daniel Ferrer: *Bibliothèques réelles et bibliothèques virtuelles*, in: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs (30/31), 2010, S. 15–18.

So, wie akzeptiert werden muss, dass nur der Bruchteil einer Autorenbibliothek wirklich Gelesenes enthält und dieses Gelesene wiederum nur bis zu einem gewissen Grad durch Lesespuren belegt ist, verhält es sich auch mit der Produktivität solcher Lektüren: In der Regel handelt es sich kaum um textgenetisch relevante Spuren. Nur die wenigsten markierten Stellen fließen überhaupt als intertextuelle Versatzstücke ins literarische Werk des Autors ein. Bei der Mehrheit der schriftlichen Inskriptionen handelt es sich um Spuren einer rezeptiven, aber doch – im Unterschied zu den unmarkierten Büchern – einer aktiv-rezeptiven Tätigkeit, die indes nur in Ausnahmefällen zu einer produktiven Übernahme des Gelesenen führt. Der weitaus größte Teil der Inskriptionen verbleibt im Innenraum des Buches und verlässt diesen nie. Dort markieren die Schreibspuren eine erratische Topographie, die nicht in intertextuellen Relationen aufgeht.¹⁰

Wieland geht in der Folge den Weg, Lesespuren nicht mehr mit textgenetischen und intertextuellen Fragestellungen zu konfrontieren, sondern sie im Licht einer »materialitätsorientierten Text-Anthropologie« zu fokussieren, um »anhand materieller Befunde Aussagen über vergangenes Rezeptionsverhalten und fremde Lesesituationen zu treffen«.¹¹ Seine »Typologie verschiedener Annotationsmodi« teilt die Lesespuren deswegen nach strikt rezeptionsorientierten Gesichtspunkten ein, wobei er »aktiv-rezeptive Spuren« von »situativ-«, »selektiv-«, »possessiv-«, »expressiv-«, »produktiv-«, »kreativ-«, »destruktiv-« und »nichtrezeptiven Spuren« unterscheidet.¹²

Mit Bezug auf einen Begriff von Genette schlägt Wieland schliesslich vor, »das Phänomen dieser Schreibspuren« unter dem Konzept der »Metatextua-

10 Wieland, *Materialität des Lesens*, S. 155 f. Diese Befunde bekräftigt Wieland in einem späteren Aufsatz – und spitzt sie weiter zu. Er schreibt dort: »Wer Einflussforschung betreiben will, ist mit Autorenbibliotheken mitunter schlecht beraten. Was wir von Autorenbibliotheken erfahren können, ist lediglich, welche Spuren die Besitzer in ihnen hinterlassen haben. Welche Eindrücke sie jedoch tatsächlich aus ihnen empfangen haben, ist auch im Rückgriff auf Autorenbibliotheken mit oder ohne materielle Befunde nicht mit letzter Sicherheit zu beantworten.« Siehe Wieland, *Border Lines – Zeichen am Rande des Sinnzusammenhangs*.

11 Wieland, *Materialität des Lesens*, S. 152. Der Begriff der Text-Anthropologie geht zurück auf Markus Hilgert: »Text-Anthropologie«. *Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie*, in: *Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin* 142, 2010, S. 87–126.

12 Wieland, *Materialität des Lesens*, S. 158–170.

lität« zu erfassen.¹³ Unter Metatextualität versteht Genette eine »üblicherweise als ›Kommentar‹ apostrophierte Beziehung zwischen einem Text und einem anderen, der sich mit ihm auseinandersetzt, ohne ihn unbedingt zu zitieren (anzuführen) oder auch nur zu erwähnen«¹⁴ und Wieland folgert:

Als eine solche ›metatextuelle Beziehung‹ kann die Relation zwischen Text und Marginalie bezeichnet werden, insofern es sich tatsächlich um allographe Kommentare und skripturale Zusätze zu einem bestehenden Text handelt, die sich dann allenfalls zu einer intertextuellen Bezugnahme fortschreiben können. Als Annotationen selbst verbleiben sie jedoch in einem metatextuellen Stadium, das zugleich weniger und mehr umfasst als ein intertextuelles Netzwerk. Mehr, weil die annotierten Bücher eine Vielzahl von Schreibspuren enthalten, die in keiner Weise textgenetische Relevanz besitzen; weniger, weil sich der intertextuelle Einflussbereich grundsätzlich viel weiter erstreckt als der Rayon des heimischen Bücherregals. Ins literarische Werk fließen Zitate, Anspielungen, Allusionen etc. ein, die in Gesprächen aufgeschnappt, aus dem Gedächtnis erinnert oder aus einer Sekundärquelle wie der Tageszeitung abgeschrieben wurden, ganz zu schweigen von den Informations- und Inspirationsmöglichkeiten aus Film, Fernsehen, Radio sowie dem Internet.¹⁵

Die Gründe für die Enttäuschung der text- und intertextgenetischen Hoffnungen sind damit klar erkennbar. Es ist insbesondere die letzte Feststellung, die die Lesespurenforschung an einen einfachen, aber wichtigen Punkt erinnert: Intertexte entstehen nicht nur durch (direkte) Lektüren von Texten, sondern unter soziokultureller Vermittlung in *intermedialen* Geflechten. Und so wie – selbst im Kontext intensiver Schreibprozesse – nicht jede Lektüre denselben Einfluss auf das weitere Leben und Schaffen einer Person hat, kommt auch nicht jeder Lesespur derselbe intertextuelle Indizienwert zu.

Diese Einwände haben letztlich wieder ihre eigenen methodologischen Implikationen. Dazu lohnt es sich, noch einmal das Diktum von van Hulle und van Mierlo zu studieren, das jenen Lesespuren, die aus Kompositions- und Schreibphasen stammen, einen textgenetischen Wert zuschreibt, »even when that source has become unrecognizable in the final manifestation of

13 Ebd., S. 155–157.

14 Gérard Genette: *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*, 1993, S. 13.

15 Wieland, *Materialität des Lesens*, S. 156.

the text«. ¹⁶ Auf welcher Basis lässt sich eine intertextuelle Quelle in jenen Fällen, in denen sie im untersuchten Text zur Unkenntlichkeit entstellt wurde, noch als solche bestimmen? ¹⁷ An dieser Kippstelle verliert der empirische Beleg aus den Gefilden der Autor:innenbibliothek seine Beweiskraft und wird wiederum zum Indiz. Empirisch beweisbar ist mit einer Lesespur immer nur der Akt der Lektüre an sich – aber nicht, dass und inwiefern die Lektüre textgenetisch und intertextuell relevant wurde. So beweisen Unterstreichungen und Marginalien streng genommen nur, dass der Hypotext, auf den sie sich beziehen, gelesen wurde. ¹⁸ Sofern sich der Bezug zwischen Hypotext und Hypertext jedoch nicht sowieso mit anderen intertextualitätstheoretischen Methoden eruieren lässt, können die Lesespuren darüber hinaus aber auch nichts anderes als einen Indizienwert bieten. ¹⁹

Die geschilderte, methodologisch notwendige Relativierung des Beweischarakters von Lesespuren ist freilich nicht als kategorische Absage an ihren textgenetischen und intertextualitätstheoretischen Wert zu verstehen, denn auch ihr Indizienwert kann noch höchst willkommene Einsichten ermöglichen. Auch wenn Wielands theoretischer Perspektivenwechsel der Lesespurenforschung ein wichtiges neues Feld erschlossen hat, muss man den textgenetischen und intertextuellen Weg nicht gänzlich verlassen. Vielmehr soll er im nächsten Abschnitt versuchsweise nochmals erkundet werden.

16 Siehe Anm. 6 auf Seite 212.

17 Man könnte hier in Spoerhases Terminologie auch fragen, aus welchen Gründen in diesem Fall überhaupt noch eine Homogenität zwischen der Lesespur und dem vermuteten Bezugstext präsupponiert werden kann. Vgl. Carlos Spoerhase: *Was ist ein Werk?* Über philologische Werkfunktionen, in: *Scientia Poetica* 11, 2007, S. 276–344.

18 Hier ist zudem noch einmal daran zu erinnern, dass – theoretisch wie praktisch – ja bereits diese Referenz, die Striche erst zu Lesespuren und damit zu »Beweisen« irgendwelcher Art macht, Interpretationssache ist. Vgl. dazu Abschnitt 2.2.3 und 2.3.4.

19 Vgl. dazu das strukturell ähnliche Argument von Grésillon, die darauf hinweist, dass auch Schreibspuren »keinen direkten Zugang zum Schreibprozess« vermitteln, denn auch diese »liefern nur sprachlich fixierte Indizien, aufgrund welcher dieser Prozeß eventuell rekonstruierbar« ist. Erneut wichtig hervorzuheben ist mit Grésillon zudem, dass es schliesslich »[n]och komplizierter ist«, von den Spuren gar »Rückschlüsse auf Denkprozesse zu ziehen«. Siehe Almuth Grésillon: Über die allmähliche Verfertigung von Texten beim Schreiben, in: *Kulturelle Perspektiven auf Schrift und Schreibprozesse*. Elf Aufsätze zum Thema Mündlichkeit und Schriftlichkeit, hg. von Wolfgang Raible, 1995, S. 1–36, hier S. 2. Vgl. hinsichtlich des letzten Punkts auch die Beispiele zur psychologischen Deutungstradition von Lesespuren auf Seite 126.

4.1.1.2 Abschreibesysteme

Quellenforschung, Textgenese, Intertextualität – und Lesespuren?

Die einfache Feststellung, dass eine Person einen bestimmten Text gelesen hat, ist für literaturwissenschaftliche Argumentationen bereits an sich relevant. Auf dem ganzen Spektrum zwischen Quellen-, textgenetischer und intertextueller Forschung basieren viele Erkenntnisse (mit unterschiedlicher Gewichtung) auf Befunden, über welches vorgängige (Text-)Wissen ein:e Autor:in bei der Produktion eines neuen Texts verfügte.

So können Lesespuren Mutmassungen entkräften, dasss jemand einen bestimmten Text *nicht* gelesen habe, und sie ermöglichen, ins Positive gewendet, Aussagen über die Kenntnisse von spezifischen Texten beziehungsweise Textstellen.²⁰ Letztere Präzisierung ist insofern wichtig, als bisweilen vergessen wird, dass Texte jeglicher Art eher selten rein linear, integral und mit gleichbleibender Aufmerksamkeit gelesen werden. Selbst innerhalb eines Texts zeigen Lesespuren demnach in erster Linie, *was* (also: *welche Stellen*) gelesen wurden, während Aussagen, die sich aus dem Nichtvorliegen von Lesespuren an anderen Stellen herleiten, notwendigerweise prekärer sind. So finden sich auch in Manns Bibliothek unzählige Exemplare, die nur teilweise annotiert sind, was eine ebenso teilweise Lektüre nahelegt (jedoch wiederum nicht *belegt*).²¹ Lesespuren mit klarer Referenz wie zum Beispiel An- und Unterstreichungen oder Umrahmungen zeigen die Rezeption

20 Jan Assmann et al. etwa behaupten in ihrem Kommentar zum dritten Band der *Joseph-Tetralogie*, Mann sei in Abraham Schalom Yahudas *Die Sprache des Pentateuch in ihren Beziehungen zum Aegyptischen* ein bestimmter Abschnitt wohl entgangen, denn sonst hätte er sich bei der Literarisierung der betreffenden Stelle »um größere Authentizität bemüht«, siehe GKFA 8.2, S. 1293 f. Der Blick ins erhaltene Bibliotheksexemplar (siehe *Thomas Mann* 2512, Bild 77) zeigt auf der entsprechenden Seite jedoch zahlreiche An- und Unterstreichungen, und zwar unmittelbar vor und nach der entsprechenden Stelle – eine Rezeption Manns ist also zumindest sehr wahrscheinlich. Anders verhält es sich übrigens mit der in der Forschung wiederholten Mutmassung, Mann habe James Joyce nie im englischen Original gelesen (vgl. Steven Cerf: *Thomas Mann und die englische Literatur*, in: *Thomas-Mann-Handbuch*, hg. von Helmut Koopmann, 2001, S. 230–242, hier S. 238, sowie Eva Schmidt-Schütz: *Doktor Faustus zwischen Tradition und Moderne. Eine quellenkritische und rezeptionsgeschichtliche Untersuchung zu Thomas Manns literarischem Selbstbild*, 2003, S. 106). So befindet sich in Manns Nachlassbibliothek zwar eine Ausgabe von Joyces *Dubliners* mit bleistiftlichen An- und Unterstreichungen (siehe *Thomas Mann* 3999 V). Deren Duktus spricht aber eher gegen eine Urheberschaft Manns. Zudem verwendete Mann die dort vorkommenden horizontalen Anstreichungen selten in Fliesstexten. Seine Nachlassbibliothek gibt somit keinen Anlass, diesen Befund der Forschung umzustossen.

21 Vgl. dazu auch Anm. 105 auf Seite 65.

dabei nur sehr stellenspezifisch an (was dafür auch Argumentationen auf entsprechend kleinteiliger Basis erlaubt). Umfassendere Lesespuren wie Marginalien oder Intrazerpte hingegen lassen aufgrund inhaltlicher Bezüge eher erkennen, ob sich die ihnen zugrundeliegende Rezeption nur auf den Text in der unmittelbaren Nähe der Lesespuren beschränkte oder darüber hinausging.

Berücksichtigt man diese methodischen Prämissen, spricht nichts gegen und vieles für einen Einbezug von Lesespuren in die Quellenforschung und in textgenetische und intertextuelle Studien. Gerade die Thomas-Mann-Forschung hat bereits zahlreiche solcher Arbeiten hervorgebracht, die Lesespuren nicht bloss verzeichnen, sondern als Belege in weiterführenden Argumentationen verwenden. Hervorzuheben sind hier etwa die Studien von Elisabeth Galvan, allen voran zur *Joseph-Tetralogie* und zu *Fiorenza*, in denen sie ausgreifend auf Lesespuren in Exemplaren der Nachlassbibliothek verweist,²² und wiederholt auch diejenigen von Elsäghe.²³ Des Weiteren ist insbesondere die Studie von Franziska Stürmer zum *Doktor Faustus* zu erwähnen, die den Bezügen zwischen Manns Roman und der in der Nachlassbibliothek erhaltenen Biografie *Shakespeare der Mensch und seine tragische Lebensgeschichte* von Frank Harris nachgeht.²⁴ Stürmer grenzt sich darin explizit gegen eine »poststrukturalistische Lesart des Intertextualitätsbegriffs« ab. So ist Intertextualität in ihrem Verständnis ein »dem Strukturalismus verpflichteter Oberbegriff für die intentionalen oder zumindest potenziell bewusst gestalteten Beziehungen eines Texts zu anderen Texten im Zuge der innerliterarischen Sinnerzeugung«.²⁵ In ihrer Studie

22 Elisabeth Galvan: *Zur Bachofen-Rezeption in Thomas Manns »Joseph«-Roman*, 1996, und GKFA 3.2.

23 Siehe dazu in Abschnitt 3.1.1 die Seite 119 und in 3.2.3 die Seite 130. Der neuste Zugang in der Reihe der Studien, die sich ausgiebig auf Manns Lesespuren berufen, ist Kai Sina: *Kollektivpoetik. Zu einer Literatur der offenen Gesellschaft in der Moderne mit Studien zu Goethe, Emerson, Whitman und Thomas Mann*, 2019. Sina setzt sich ausserdem auch mit Walt Whitmans Lesespuren auseinander; diese sind online zugänglich: *In Whitman's Hand* (whitmanarchive.org/manuscripts/marginalia/index.html).

24 Stürmer, »Leverkühn der Mensch und seine tragische Lebensgeschichte«. Mit der Shakespeare-Biografie ist folgendes Exemplar gemeint: *Thomas Mann* 3905.

25 Stürmer, »Leverkühn der Mensch und seine tragische Lebensgeschichte«, S. 69–71. Stürmer bezieht sich vornehmlich auf Genette sowie auf Susanne Holthuis und auf Andreas Böhns Ausführungen zum Formzitat, genauer auf folgende Monografien: Susanne Holthuis: *Intertextualität. Aspekte einer rezeptionsorientierten Konzeption*, 1993, und Andreas Böhn: *Das Formzitat. Bestimmung einer Textstrategie im Spannungsfeld zwischen Intertextualitätsforschung und Gattungstheorie*, 2001. Stürmer reiht sich mit dieser

verweist Stürmer extensiv auf Manns Lesespuren, die ihr geradewegs als »Indikator für Übernahmen gleich welcher Art« dienen – auch wenn sie einschränkend festhält:

Sie bilden jedoch nicht den ausschließlichen Prüfstein bei der Frage nach Entsprechungen, denn es wäre ja naiv, von einer einfachen Deckungsgleichheit zwischen markiertem Text und Roman auszugehen – bzw. im Gegenzug vorauszusetzen, dass, wo nichts angestrichen ist, auch nichts rezipiert wurde und der Leser wohl oder übel einer Überinterpretation zum Opfer gefallen sein müsse.²⁶

Schaut man sich in den Studien von Galvan, Elsägher und Stürmer genauer an, wie Manns Lesespuren argumentativ in Dienst genommen werden, fällt auf, dass diesen – zumindest vordergründig – kaum eigene poetologische Relevanz zugesprochen wird. Den Lesespuren kommt dort im Wesentlichen nur ein Belegcharakter für Argumente zu, die ohne diese Phänomene zwar weniger belastbar, aber in der Struktur gleichermaßen möglich wären. Es kann daher auch nicht erstaunen, dass einige der meistbeachteten intertextuellen Studien zu Mann ihre Erkenntnisse zu konkreten Text-Text-Relationen ganz ohne Rückgriff auf seine Lesespuren gewannen; mitunter, weil sich die entsprechenden Materialien nicht erhalten haben. Anzuführen ist dafür etwa Michael Maars *Zauberberg*-Studie.²⁷ Es scheint damit, als wäre

Positionierung übrigens in die Tradition der Thomas-Mann-Forschung ein, die »[f]ast durchgehend [...] mit einem engeren, auf die Kategorie des Autors und dessen Intention bezogenen Intertextualitätsbegriff« arbeitet, wie es Bernd Hamacher formuliert (siehe Bernd Hamacher: *Intertextualität/Intermedialität*, in: Blödorn, Marx, Thomas Mann Handbuch, S. 349–352, hier S. 350). Damit grenzt sie sich gegen ein Intertextualitätsverständnis ab, für das etwa Moritz Baßler steht, wenn er von einem »Netzwerk von unmittelbar zeitgleichen Texten« schreibt, »zu denen ein intertextueller Bezug im konservativen Sinne einer vom Autor bewusst angelegten Verbindung oder eines Einflusses gar nicht bestehen kann«. So lägen die Verbindungen »hier in der gemeinsamen Teilhabe an einer literarischen Kultur mit bestimmten dominanten Diskursen«, siehe Moritz Baßler: *Literarische und kulturelle Intertextualität in Thomas Manns Der Kleiderschrank*, in: *Deconstructing Thomas Mann*, hg. von Alexander Honold und Niels Werber, 2012, S. 15–27, hier S. 20.

26 Stürmer, »Leverkühn der Mensch und seine tragische Lebensgeschichte«, S. 95.

27 Michael Maar: *Geister und Kunst. Neuigkeiten aus dem Zauberberg*, 1997. Hans Rudolf Vaget hält die Publikation von Maar für »einen bedeutenden Fortschritt« in der Intertextualitätsforschung zu Mann, siehe Hans Rudolf Vaget: *Vom »höheren Abschreiben«*. *Thomas Mann, der Erzähler*, in: *Liebe und Tod – in Venedig und anderswo. Die Davoser Literaturtage 2004*, hg. von Thomas Sprecher, 2005, S. 15–31, hier S. 20f. Baßler hingegen

der Einbezug von Lesespuren höchstens eine methodische Ergänzung innerhalb gleichbleibender theoretischer Paradigmen.²⁸ Im Kern soll es unverändert darum gehen, mithilfe der Lesespuren bestimmte Textrelationen (zum Beispiel zwischen ›Quelle‹ und ›Werk‹, zwischen ›Zeuge‹ und ›Werk‹ oder zwischen ›Hypotext‹ und ›Hypertext‹) festzustellen, zu überprüfen oder zu beschreiben – nicht jedoch darum, die Lesespuren innerhalb dieser Relation als eigene Instanz zu denken oder die Relation aufgrund dessen gar grundlegend anders zu verstehen.

Doch ist das wirklich alles, wozu Lesespuren intertextualitätstheoretisch taugen? Möchte man über die skizzierten, etablierten Argumentationsweisen hinausgehen, wird es jedenfalls rasch komplizierter. Voraussetzung dafür ist naheliegenderweise eine genauere Beschäftigung mit dem Verhältnis von Lesen und Schreiben. Und hierfür eignet sich der Komplex Thomas Mann besonders gut als exemplarischer Untersuchungsgegenstand, denn zu ihm und seiner Literatur wurden nicht nur bereits äußerst umfassende Quellenforschung betrieben und so manche textgenetische und intertextuelle Studie angestrengt, sodass der »grundsätzlich intertextuelle Charakter des Werks [...] bei kaum einem anderen Autor ähnlich umfassend nachvollziehbar« ist.²⁹ Mann selbst hat für seine Arbeitsweise mit dem sogenannten ›höheren Abschreiben‹ auch eine eigentliche intertextualitätstheoretische und gleichzeitig genuin poetologische Formel entworfen, die von der Forschung wiederholt aufgenommen wurde.

hält Maar vor, »eine narrative Motivationskette mit klarem Kausalnexus« zu erzeugen, bei der »[s]tatt Sinnöffnung [...] massive Sinnbegrenzung (*clôture*) betrieben« und »die intertextuelle Fundsache [...] zum integralen Bestandteil einer vereindeutigenden hermeneutischen Paraphrase« werde, siehe Baßler, Literarische und kulturelle Intertextualität in Thomas Manns *Der Kleiderschrank*, S. 18. Hervorhebung im Original. Vgl. zu dieser methodischen Konkurrenz auch Anm. 25 auf Seite 218.

28 Vgl. dazu auch Campioni, Venturelli, Vorwort. Dort wird auf S. 11 zum einen die Erwartung formuliert, dank Nietzsches Bibliothek könne es der Forschung gelingen, nicht nur »besser in Nietzsche einzudringen, sondern mehr noch, aus ihm herauszukommen, um allgemeine Zusammenhänge in der Geschichte der Philosophie, der Politik, der Literatur und der Gesellschaft in den Blick zu bekommen«. Zum anderen heisst es auf S. 24: »Anhand der im Nachlaß überlieferten Zeugnisse und der Lesespuren in seiner nachgelassenen Bibliothek können wir jedoch Hypothesen über bestimmte Arten seiner Lektüre und die anschließende Verwertung der daraus gewonnenen Gedanken und Anregungen aufstellen.« Inwiefern es sich dabei tatsächlich um *neue*, vornehmlich anhand der Lesespuren gewonnene Hypothesen handelt, müsste derweil noch *en détail* gezeigt werden.

29 Hamacher, *Intertextualität/Intermedialität*, S. 349.

Die Höhe des Abschreibens

Es ist ein Brief an Theodor W. Adorno, der die selbstinszenatorische Formel prägte: Im Dezember 1945 erläutert Mann dem Musikphilosophen in einem Schreiben, warum er für den *Doktor Faustus* gemäss dem »Prinzip der Montage« auch »gewisse Partien« aus Adornos eigener *Philosophie der neuen Musik* wörtlich übernehme.³⁰ Und er erklärt dabei: »Aber ich weiß nur zu wohl, daß ich mich schon früh in einer Art von höherem Abschreiben geübt habe [...].«³¹

Aus dem Zitat wurde später ein Topos der Thomas-Mann-Forschung, der auch als spezifische Reaktion auf Erkenntnisse der Quellenforschung verstanden werden kann. Nachdem Manns Nachlass 1956, im Jahr nach seinem Tod, der Forschung zugänglich gemacht wurde, geriet die noch lange in der Genie- und Originalitätsästhetik verhaftete Mann-Forschung angesichts der nun klar zutage tretenden Fülle an direkt oder indirekt verarbeitetem Material in eine veritable Krise.³² So stand rückblickend gar die Frage im Raum, ob Mann ein »arch-deceiver« und seine Werke alles »ausgestopfte Vögel« seien.³³

Wie (nicht nur) Manns Brief von 1945 zeigt, war er der Erforschung seiner eigenen Werke damit auch in dieser Hinsicht analytisch voraus und deshalb imstande, ihr mit dem Diktum des ›höheren Abschreibens‹ eine favorable Fährte noch selbst zu legen. Die Forschung sollte womöglich gar nicht erst auf die Idee kommen, das reichlich von andernorts übernommene Textmaterial entwerte seine eigene Leistung, vielmehr sollte sie wohl gewissermassen die ›Höhe‹ seines ›Abschreibens‹ erkennen und erforschen.³⁴

Es wäre in dieser Perspektive ein Leichtes, Lesespuren als Markierungen

30 Brief von Thomas Mann an Theodor W. Adorno, 30. Dezember 1945, Briefe 1937–1947, S. 469 und 471. Hervorhebung im Original.

31 Ebd., S. 469–472. Zur Entstehungsgeschichte des *Doktor Faustus* siehe GKFA 10.2, S. 9–59.

32 Vgl. Hamacher, Intertextualität/Intermedialität, S. 349.

33 Hans Wysling: *25 Jahre Arbeit im Thomas-Mann-Archiv. Rückblick und Ausblick*, in: Internationales Thomas-Mann-Kolloquium 1986 in Lübeck, hg. von Cornelia Bernini, Thomas Sprecher und Hans Wysling, 1987, S. 370–380, hier S. 373.

34 Wie Mann die Literaturwissenschaft gezielt zu beeinflussen wusste, wurde andernorts bereits ausführlicher behandelt, siehe Steffen Martus: *Die Geistesgeschichte der Gegenwartsliteratur. Wissenschaftliche Aufmerksamkeit für Thomas Mann zwischen 1900 und 1933*, in: Die Erfindung des Schriftstellers Thomas Mann, hg. von Michael Ansel, Hans-Edwin Friedrich und Gerhard Lauer, 2009, S. 47–84, und Friedhelm Marx: »Lauter Professoren und Docenten«. *Thomas Manns Verhältnis zur Literaturwissenschaft*, in: Ansel, Friedrich, Lauer, Die Erfindung des Schriftstellers Thomas Mann, S. 85–96. Zum andauernden Erfolg von Manns Bestreben vgl. Anm. 231 auf Seite 293.

von abgeschriebenen Textstellen zu verstehen und dank ihrer gleichsam dem ›Abschreiben‹ auf die Spur kommen und dessen ›Höhe‹ ermessen zu wollen. Doch *erstens* ist das Verständnis von Lesespuren als Intertextualitätsindizes allzu reduktionistisch, wie unter anderen Wieland gezeigt hat.³⁵ Und *zweitens* konnte und kann die ›Höhe des Abschreibens‹ nie eine aussagekräftige literaturwissenschaftliche Kategorie sein, auch nicht für Mann. Selbst für den literaturwissenschaftlich etablierten Begriff der ›Montage‹, den Mann ebenfalls für sich in Anspruch nimmt, ist fraglich, inwiefern seine literarischen Techniken damit adäquat beschrieben sind.³⁶

Ist man an der poetologischen Bedeutung von Quellentexten bei Mann interessiert, orientiert man sich dieser Tage besser an Konzepten wie der ›postgenialen Kreativität‹ (Bernd Hamacher) beziehungsweise an einer dezidiert kulturwissenschaftlichen Perspektive, wie sie Regine Zeller skizziert.³⁷ Solche Ansätze können dann auch eher einordnen, was es etwa zu bedeuten hat, wenn Monika Mann über ihren Vater verlauten lässt, dessen vermeintliche »Sachkenntnis in Medizin, Musik, Theologie, Archeologie ...« sei in Wahrheit ein »göttlicher Bluff« gewesen, nur ein »ganz oberflächliches Studium, ein künstliches Eingeweihtsein, die Sache betreffend, ein

35 Mit einer Formulierung von Wirth lassen sich Lesespuren, wenn schon, als ›avant-intertextuelle Indizes‹ bezeichnen. Siehe Wirth, Lesespuren als Inskriptionen.

36 Wenn Mann im Zusammenhang mit seinem Werk von ›Montage‹ schreibt, bezieht er sich dabei gern auf James Joyce, vgl. Franziska Stürmer: *Zitat und Montage*, in: Blödorn, Marx, Thomas Mann Handbuch, S. 344 f., hier S. 344. Spätestens Veget hat 2005 jedoch festgestellt, dass die von Mann im Brief an Adorno verwendeten Begriffe »mißverständlich und untauglich« sind. So weist Veget darauf hin, dass Mann die ›montierten‹ Textstellen im Unterschied zu anderen Beispielen der literarischen Moderne »nahtlos« in seine Texte einbindet, im Gegensatz zum »in der Literaturwissenschaft geläufigen Begriff der Montage, der verlangt, daß die Heterogenität der verwendeten Textteile deutlich erkennbar bleibt und die Ränder, die Fremdes vom Eigenem trennen, nicht verhüllt sind«, siehe Veget, Vom »höheren Abschreiben«, S. 16. Übrigens hat Adorno die Montage dann noch in seiner Ästhetischen Theorie als »innerästhetische Kapitulation der Kunst vor dem ihr Heterogenen« charakterisiert, siehe Theodor W. Adorno: *Ästhetische Theorie*, 1970, S. 232.

37 Der Begriff der ›postgenialen Kreativität‹ wird geprägt in Bernd Hamacher: *Zauber des Letzten – Zauber des Ersten? Epigonalität, Avantgardismus und das Problem der Kreativität – in der Moderne und bei Thomas Mann*, in: Apokrypher Avantgardismus. Thomas Mann und die Klassische Moderne, hg. von Stefan Börnchen und Claudia Liebrand, 2008, S. 29–50. Für die kulturwissenschaftliche Perspektive auf Manns Umgang mit seinen Quellen siehe Regine Zeller: *Kulturwissenschaften*, in: Blödorn, Marx, Thomas Mann Handbuch, S. 361–364.

vor dem Fiasko bewahrender Überblick – eine Art von Trick sicherte ihm und stempelte nach außen hin sein inneres, sein mysteriöses Wissen«. ³⁸

Für die Analyse von Lesespuren haben jedenfalls weder die Formel vom ›höheren Abschreiben‹ (schon gar nicht dessen Komponente des ›Höheren‹) noch der ›Trick‹ hinter dem ›göttlichen Bluff‹ analytisches Potenzial. Falls man einen gelesenen Text, eine darauf referierende Lesespur und einen nach dieser Lektüre entstandenen Text tatsächlich poetologisch produktiv aufeinander beziehen will, braucht es dafür theoretisch anspruchsvollere Modelle, wie sie etwa Martina Schönbächler unter der Formel des ›kaleidoskopischen Schreibens‹ entwickelt. ³⁹ Man kann die Formel vom ›höheren Abschreiben‹ aber immerhin zum Anlass nehmen für die sehr wichtige Einsicht, dass auch Intertextualität beziehungsweise deren Genese *prozessual* verläuft, wie es der praxisbetonte Begriff des ›Abschreibens‹ eben ausdrückt. Intertextualität kann, so gesehen, nie einfach als gegeben erachtet werden, sondern ist als Effekt von epistemischen und literarischen Praktiken und Techniken zu verstehen. Und in diesem Sinn (und nur in diesem) könnte man, frei nach Kittler, demzufolge »alle Bibliotheken Aufschreibesysteme« sind, Bibliotheken von Autor:innen auch als ›Abschreibesysteme‹ bezeichnen. ⁴⁰

Jenseits der Bibliothek: Notizbücher, Exzerpte und weitere Arbeitsmaterialien

Welche Materialien jemand in den Schreibprozess einbezieht und auf welche Art das geschieht, birgt nicht nur Implikationen für die Genese eines Texts, sondern, gerade in der Perspektive einer editionswissenschaftlich geschulten Philologie, auch für dessen resultierende Gestalt. ⁴¹ Ebenfalls hinlänglich bekannt ist derweil, dass Thomas Mann eine stark projektförmige, auf das Verfassen eines bestimmten Texts ausgerichtete Arbeitsweise pflegte (vgl. Abschnitt 3.3.2.2). Nach der Unterscheidung von Bodo Plachta ist Mann dabei dem Typus des ›Kopfarbeiters‹ zuzurechnen, da er, im Gegensatz zu

38 Brief von Monika Mann an Unbekannt, 7. August 1970, siehe B-III.14-UNBE-1.

39 Schönbächler, Kaleidoskopisch geschrieben – ›Gerda‹ als Motivkomplex in Thomas Manns *Joseph in Ägypten*. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Anke Jaspers: »Kot, Feuer, Eisen, Blei«. *Thomas Manns produktive Lektüre der ›Kriegsbriefe deutscher Studenten‹ von Philipp Witkop*, in: *Krieg in der Literatur, Literatur im Krieg. Studien*, hg. von Karsten Dahlmans, Matthias Freise und Grzegorz Kowal, 2020, S. 163–180.

40 Unter dem Begriff des ›Aufschreibesystems‹ versteht Kittler »das Netzwerk von Techniken und Institutionen [...], die einer gegebenen Kultur die Adressierung, Speicherung und Verarbeitung relevanter Daten erlauben«. Siehe Friedrich A. Kittler: *Aufschreibesysteme 1800 · 1900*, 2003, S. 501.

41 Vgl. dazu Bodo Plachta: *Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte*, 2013, S. 46.

›Papierarbeitern‹, seine Manuskripte nach der ersten Niederschrift (angeblich) nicht mehr stark überarbeiten musste.⁴²

Physischen Ausdruck fand diese Arbeitsweise in den Materialkonvoluten, die sich jeweils rund um Manns (zu) entstehende Texte bildeten und deren Organisation sich im TMA teilweise bis heute nachvollziehen lässt.⁴³ Neben den literarischen Manuskripten und Typoskripten und den Tagebüchern zählt das TMA noch das ›Collegheft‹ aus Manns Münchner Studienzeit, 14 Notizbücher, einige lose Notizblätter sowie ›Vorarbeiten und Materialien zu den Werken (Notizen, Exzerpte, Zeitungsartikel, Abbildungen etc.‹ zu seinem ›literarischen Nachlass‹.⁴⁴ Viele dieser Archivalien sind bereits eigenständig oder als Paralipomena zu einzelnen Werken (etwa im Rahmen der GKFA) publiziert.⁴⁵

Die archivarische Aufbewahrung und die Publikationen folgen damit weitgehend denselben medialen, text- und werktheoretischen Strukturierungslogiken. Material, das innerhalb dieser Logiken einer vollwertigen Kategorie angehört, wird entsprechend separiert und als eigene Entität herausgestellt, alles andere hingegen einem spezifischen Opus zugeordnet, als dessen Beigabe es dann aufbewahrt, publiziert und rezipiert wird.⁴⁶ So kommt es eben, dass Manns ›Notizbücher‹ eigenständig publiziert vorliegen, alle ›losen Notizen‹ hingegen – man beachte das implizite mediale Argument in dieser Terminologie – einer werkspezifischen Anbindung bedürfen.

Einerseits entsprechen diese Logiken Manns Arbeitsweise, da er für seine Textvorhaben, wie erwähnt, gezielt Konvolute aus Arbeitsmaterialien zusammentrug und diese also selbst bereits stark projekt- beziehungsweise werkorientiert strukturierte. Andererseits neigen spätere archivarische und editorische (Re-)Organisationsformen stets dazu, die fortlaufenden Dynamiken, aus denen solche Konvolute hervorgehen, zu verschleiern. Im Kleinen beginnt das etwa bei der Notwendigkeit, in Archiv und Edition einzelne Blätter in eine (von da an mehr oder minder statisch fixierte) Reihenfolge zu bringen, was für Mann nie erforderlich war.⁴⁷ Im Grösseren aber betrifft es vor allem auch das Problem, dass sich solche Materialkonvolute *in actu* nicht

42 Plachta erwähnt Mann sogar explizit als Beispiel für diesen Typus, siehe ebd., S. 50.

43 Vgl. GKFA 1.2, S. 421.

44 Hollender, Moos, Sprecher, Die Bestände, S. 333 f.

45 Zu den ersteren siehe Collegheft 1894–1895, Notizbücher 1–6 und Notizbücher 7–14. Für die weiteren Materialien beachte man die jeweiligen Kommentarbände der GKFA, exemplarisch etwa GKFA 1.2, S. 421–424, und GKFA 4.2, S. 329–336.

46 Vgl. zum Begriff des ›Opus‹ beziehungsweise des ›Werks‹ Abschnitt 4.2.2.3.

47 Vgl. dazu GKFA 1.2, S. 421.

an die nachmalig gezogenen medialen Grenzen halten mussten, gerade weil sie medienübergreifend einzig mit dem Fokus auf den thematischen Bezug gebildet wurden. Zu einem Materialkonvolut gehör(t)en demnach nicht nur die losen Notizen, Exzerpte, Zeitungsartikel und Abbildungen, sondern (neben vielem weiteren) selbstverständlich auch einzelne der Druckschriften, die heute dem Bestand der Nachlassbibliothek angehören.

Mann selbst brauchten solche kategorialen Probleme noch nicht zu kümmern, denn ob eine bestimmte Broschüre eher der Bibliothek oder einem werkspezifischen Materialkonvolut zuzuordnen ist, ist eine Frage, die erst im Nachhinein überhaupt gestellt werden kann. Entscheidend musste für ihn einzig sein, dass die Organisation seiner Materialien praktikabel ist. Zwar unterschied er hierfür durchaus zwischen Bibliotheksexemplaren und anderen Materialien, doch stand ihm mit der ›Handbibliothek‹ beziehungsweise der ›Arbeitsbibliothek‹ ein hybrides Konzept zur Verfügung, das erst recht die Dynamik auch dieses Bestandes veranschaulicht – was besonders deutlich in der Rede von der »Joseph-Bibliothek«⁴⁸ zum Ausdruck kommt, einem einstweilig separaten Teilbestand, der später in der übrigen Bibliothek aufgegangen ist. Gleichzeitig finden sich in den Konvoluten mit den losen *Joseph*-Materialien heute eben auch zahlreiche (annotierte!) Broschüren, die ebenso gut in der Bibliothek stehen könnten.⁴⁹ Oftmals zeigen sich solche Ordnungen darum kontingenter, als es die klaren Ex-post-Strukturierungen suggerieren.

Aus seinen materialbasierten Schreibpraktiken hat Mann nie ein besonderes Geheimnis gemacht. Mehrmals hat er in Interviews oder auf entsprechende schriftliche Anfragen Auskunft gegeben. Auf die Frage, ob er Brouillons zu machen pflege, antwortete er 1928 beispielsweise, wie folgt:

Dem Beginn eines größeren Manuskripts geht in der Regel eine Periode schriftlicher Vorarbeiten voraus. Das sind kurze Entwürfe und Studien,

48 Tagebücher 1933–1934, S. 71. Schon 1913 erwähnt Mann seine Praxis, mit spezifischen Teilbibliotheken zu arbeiten, so schreibt er in einem Brief an Ernst Bertram aus dem Landhaus in Bad Tölz von seiner »kleinen, ausgesuchten ländlichen Bibliothek«. Siehe GKFA 21, S. 526.

49 Die zahlreichen Broschüren bilden heute in der Nachlassbibliothek zusammen mit anderen Kleinformaten und Typoskripten einen eigentlichen Teilbestand, der sich insbesondere über den Signaturbereich oberhalb von ›Thomas Mann 40000‹ beziehungsweise ›Thomas Mann 50000‹ erstreckt. Die Exemplare dieses Teilbestands wurden in der Frühphase des TMA zumeist mit einem kartonierten Schutzeinband in gelber oder blauer Farbe versehen.

psychologische Pointen und Motive, Aufzeichnungen gegenständlicher Art, Auszüge aus Büchern und Briefen und so fort, die durch quer über das ganze Blatt laufende Striche voneinander getrennt sind. Sie vermehren sich im Laufe der Arbeit und liegen als systematisch geordnetes Konvolut beim Schreiben neben mir.⁵⁰

Die ›systematische Ordnung‹ bezieht sich hier wohlgerne auf bereits handschriftlich Verfasstes, nicht auf alles Stifftliche oder gar alles Gelesene. Was Mann an dieser Stelle als ›Schreiben‹ schildert, ist also bereits einer der letzten Schritte im Schreibprozess, nämlich die unmittelbare Arbeit am Manuskript.⁵¹ Über die früheren Arbeitsschritte, insbesondere über das Sammeln von Materialien und die Erstellung der Notizen und der Exzerpte, erfährt man aus diesen für die Öffentlichkeit verfassten und entsprechend eindeutig selbstinszenatorischen Verlautbarungen hingegen wenig.

Damit fallen aber just jene Praktiken, die aus der Sicht der Lesespurenforschung ganz besonders interessieren, unter den Tisch – beziehungsweise in den Tisch, denn dort, in der »Arbeitsschublade«⁵² seines Schreibtisches, bewahrte Mann seine jeweils im Arbeitsprozess befindlichen Materialien auf. Anne-Kathrin Reulecke schreibt in diesem Zusammenhang von Manns Schreibtisch als »Vehikel für Ordnungen, Grenzziehungen und Hierarchisierungen der Papiere«⁵³ und einen festen Platz in seinem Schreibzimmer hatte jeweils auch die erwähnte Arbeitsbibliothek. Erst dieses Ensemble von Materialien ermöglichte das Nach-, Neben- und Ineinander von Lesen, Annotieren, Exzerpieren und Notieren, das das Schreiben zum Ziel hat oder es bereits ist.

Wichtige Aspekte dieser vielfältigen Praktiken kamen schliesslich erst mit der Untersuchung von Manns Nachlass ins Bewusstsein der Forschung. So gehen ja auch die für diese Studie zentralen Wendungen des ›Lesens mit dem Stift‹ beziehungsweise ›Studierens mit dem Stift‹ auf Manns Tagebücher zurück, die der Öffentlichkeit erst ab den späten 1970er-Jahren zugänglich wurden. In diesen Tagebüchern dokumentierte Mann, wie be-

50 GW XI, S. 779. Vgl. dazu auch GKFA 15.1, S. 807f., und Gerster, Thomas Mann an der Arbeit.

51 Die Beschreibung lässt im Übrigen daran zweifeln, wie adäquat Plachtas Einschätzung ist, Mann sei ein ›Kopfarbeiter‹ gewesen, zumal Mann bezüglich der Reinlichkeit seiner Manuskripte im selben Text auch festhielt: »Überkorrigierte Blätter werden gleich neu geschrieben.« Siehe GW XI, S. 779.

52 Reulecke, Der Schreibtisch im Exil, S. 220.

53 Ebd.

reits mehrfach erwähnt, regelmässig (wenn auch selbstverständlich längst nicht lückenlos) seine Lektüren, sodass wir eben beispielsweise durch die Einträge aus dem Jahr 1938 erfahren, dass und wann er Schaefer gelesen hat (siehe Abschnitt 3.4.2.2).

Genau dort lohnt sich nun ein erneutes Verweilen. Am 9. August 1938 notiert sich Mann: »Abends in Schaefers Buch, das bei einigem Anzueigenden, von der rechthaberisch-verhimmelnden Sorte. Für die Produktion können schlechtere Bücher, die aber weniger unterwürfig, bessere Hilfe sein.«⁵⁴ Inhaltlich liegt in diesem Urteil wenig Überraschendes, Manns Meinung zu Schaefers Buch kam andernorts bereits zur Sprache. Bemerkenswert ist indes, wie sich in dieser Passage paradigmatisch ein *Rezeptionsmodus* offenbart, der explizit im Zeichen der *Produktion* steht: Immer wieder liest Mann ausdrücklich, um zu schreiben.

Man könnte diesen Lektüremodus mit einem Fachbegriff aus der Schreibprozessforschung als ›source reading‹ bezeichnen, also als ein Lesen, bei dem Textproduzent:innen andere Texte vorrangig als Vorlagen oder als Informationsquellen für die Realisierung ihrer Vorhaben nutzen.⁵⁵ Dieser Ansatz wurde, wie das korrespondierende Konzept des ›writing from sources‹, vornehmlich in Auseinandersetzung mit Lese- und Schreibprozessen von Wissenschaftler:innen entwickelt, während explizite Adaptionen der entsprechenden Modelle auf literarische Textproduktionsprozesse keine grössere Verbreitung fanden.⁵⁶

54 Tagebücher 1937–1939, S. 268.

55 Vgl. Eva-Maria Jakobs: *Lesen und Textproduzieren. Source reading als typisches Merkmal wissenschaftlicher Textproduktion*, in: Schreiben in den Wissenschaften, hg. von Eva-Maria Jakobs und Dagmar Knorr, 1997, S. 75–90, hier S. 80.

56 Die Literaturwissenschaft scheint hier auf ihre eigenen Termini und Methoden zu vertrauen, die im Zuge der Intertextualitätstheorie (früher noch als in der Lese- und Schreibprozessforschung) ausgearbeitet wurden. Eine wichtige Entwicklung war in diesem Zusammenhang die kulturwissenschaftliche Erweiterung der Intertextualitätstheorie, die zum einen etwa zum Einbezug der Wissenskategorie geführt hat, sodass Kathrin Max Manns Quellen unterscheidet »in solche, die im Sinne von Wissensquellen zur Gestaltung des historischen Kontexts dienen, und solche (vor allem literarische Quellen), die als Prä- und Subtexte fungieren«. Anhand der von Mann verwendeten Fachliteratur für das biologisch-physiologische Wissen hält sie dann fest, seine Arbeitsweise habe darin bestanden, »konkrete Vorlagen zu verwenden und dabei Formulierungen sowohl zu übernehmen als auch zu modifizieren und dem eigenen Stil anzupassen sowie passagenweise zu paraphrasieren«, siehe Katrin Max: *Der Zauberberg (1924)*, in: Blödorn, Marx, Thomas Mann Handbuch, S. 32–42, hier S. 33 f. Zum anderen führte »das Bewusstsein für die Konstruiertheit aller kulturellen Erzeugnisse« aber auch »zu einer Abwendung von dem Studium der nachweisbaren Quellen hin zu

Nur liefert letztlich auch der Begriff des ›source reading‹ an sich noch keine schlüssige Erklärung für die Entstehung von Lesespuren. Zwar ist offensichtlich, dass Mann sehr oft in diesem Lektüremodus gelesen und dabei auch Lesespuren hinterlassen hat. Und gewiss kann man in vielen dieser Lesespuren schlicht Markierungen sehen, die dazu dienten, bestimmte Textstellen etwa für ein späteres Abschreiben oder Exzerpieren vorzumerken.⁵⁷ Schon bei Meiners sollten die Annotationen ja in erster Linie dabei helfen, »merkwürdige Stellen« für einen zweiten Durchlauf leichter wieder auffindbar zu machen (siehe Abschnitt 3.5.2.3), was auf ein *wesentliches Merkmal* aller intentional angelegten Lesespuren verweist: Sie sind auf ein Später bezogen, auf ein Nochmals.⁵⁸ Dafür sprechen auch die oft anzutreffenden stiftlichen Annotationen in gedruckten Inhaltsverzeichnissen und Registern.

Doch damit ist *erstens* noch keine Aussage über ihren tatsächlichen intertextuellen Wert gemacht; *zweitens* sperren sich viele Lesespuren gegen solche allzu funktionalistischen Interpretationen, wie wir gerade bei Manns Schaefer-Lektüre gesehen haben, und *drittens* sind Fälle, bei denen die ausschliessliche Betrachtung von Lesespuren eher falschen Fährten folgen würde, leicht zu finden – nicht nur bei Thomas Mann. Beispielsweise erwähnt Volker Riedel, dass Heinrich Mann in einem Notizbuch französische Verse aus zwei Gedichten der *Bucoliques* von André Chénier festgehalten hat (ohne Verfasserangabe), im Inhaltsverzeichnis in Heinrichs Ausgabe von Chéniers *Œuvre poétiques* jedoch ausgerechnet das dazwischenliegende Gedicht angestrichen ist.⁵⁹

einer diskursanalytisch orientierten Intertextualitätsforschung, deren Ziel es nicht ist, die von Mann tatsächlich verwendeten Vorlagen zu rekonstruieren, sondern die Werke in einem ›Generaltext‹ der jeweiligen Zeit zu verorten«, siehe Zeller, Kulturwissenschaften, S. 362.

57 Man beachte dazu den Tagebucheintrag vom 2. Juli 1939, er habe »Anstreichungen aus ›A. K.‹ notiert«. Siehe Tagebücher 1937–1939, S. 429. Gemeint ist der Roman *Anna Karenina*, für dessen Neuauflage Mann in besagtem Jahr eine Einleitung verfasst. Vgl. ebd., S. 410.

58 Zur Wiederholungslektüre als kommunikative und letztlich ›kanontechnologische‹ Lektüertechnik vgl. Georg Stanitzek: »0/1«, »einmal/zweimal« – der Kanon in der Kommunikation, in: Technopathologien, hg. von Bernhard J. Dotzler, 1992, S. 111–134. Grundlegend zu Geschichte und Modus der Relektüre vgl. Alexandra Pontzen: *Relektüre – Wiederlesen*, in: Honold, Parr, Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen, S. 294–322.

59 Riedel, Die Bibliothek Heinrich Manns, S. 10. Ein Beispiel für eine entsprechende Stelle bei *Thomas Mann* sei mit Verweis auf Schönbächler auch noch gegeben: Dafür,

Tatsächlich zeigt gerade der Umstand, dass auch nach dem lesehistorischen Paradigmenwechsel von der Wiederholungslektüre zur zunehmend einmaligen Lektüre⁶⁰ weiterhin kräftig annotiert wird, wie dieses ›Später- und ›Nochmals‹ zu verstehen ist: primär als Potenzial. Wenn es beim Annotieren also realiter oft darum geht, Wegmarken für spätere Lektüren zu hinterlassen, dann heisst das mitnichten, dass besagter Weg auch tatsächlich erneut begangen werden muss. *Jede* Lesespur kann einem auf die Zukunft gerichteten Zweck folgen, ebenso kann aber *jede* auch blosser Selbstzweck bleiben – und darin nichts an phänomenologischer, epistemologischer und schliesslich auch poetologischer Geltung verlieren, wie in Abschnitt 4.2.1 argumentiert wird.

Franziska Stürmer kommen Manns Lesespuren in ihrer Studie denn auch vor allem deswegen gelegen, weil sie zur Untersuchung von ganz konkreten, im Vorhinein als solche erkannten Hypo- und Hypertexten dienen und damit zu sehen erlauben, was schon erahnt wird. So kommt sie zum Schluss, dass Mann »vor allem diejenigen Textteile markierte, die entweder für ihn persönlich und sein eigenes Schreiben von besonderer Relevanz waren, oder aber solche, die [er] direkt und ohne nennenswerte Änderung auf Adrian Leverkühn und den *Doktor Faustus* übertragen« konnte.⁶¹ Methodologisch gesehen, wird damit aber erneut klar, dass auch die Interpretation der (vermeintlich) simpelsten Lesespuren auf einem woanders generierten Anfangsverdacht basieren muss. Wenn sie nicht auf reiner Spekulation beruhen sollen, bedürfen Erklärungen zu Lesespuren derselben Belastbarkeit wie alle intertextualitätstheoretischen Verfahren. Möchte man Lesespuren textgenetische oder intertextuelle Erkenntnisse abgewinnen, so sind sie also

dass Lesespuren sehr wohl ein Index für die Gelesenheit direkt anliegender unmarkierter Textstellen sein können, findet sie ein kleinräumiges Beispiel in einem Buch, das Mann für die Gestaltung seines Dramas *Fiorenza* gelesen hat. In Jacob Burckhardts *Die Cultur der Renaissance in Italien* sind von ihm aus einer Aufzählung von sechs potenziellen Vornamen für eine Figur die ersten beiden unterstrichen worden (siehe *Thomas Mann* 5021, Bild 403 und 404). Dass im Dramentext aber der letzte, unmarkierte der Namen steht (»Pentesilea«), argumentiert Schönbachler als Hinweis darauf, dass ein einsinniger Quellenpositivismus intertextuelle Bezüge sogar verdecken kann; in ihrem Beispiel Heinrich von Kleists Drama *Penthesilea*, das für die Übernahme des Namens wahrscheinlicherweise ausschlaggebend war. Vgl. Schönbachler, Kaleidoskopisch geschrieben – ›Gerda‹ als Motivkomplex in Thomas Manns *Joseph in Ägypten*.

60 Schön setzt diesen Übergang für das 18. Jahrhundert an, vgl. Schön, *Geschichte des Lesens*, S. 30.

61 Stürmer, »Leverkühn der Mensch und seine tragische Lebensgeschichte«, S. 170.

notwendigerweise stets in Beziehung zu allen am Lese- und Schreibprozess beteiligten Materialien zu stellen.⁶²

Folgerichtig untersucht auch Stürmer Manns Lesespuren nicht isoliert, sondern weist etwa auf seine Exzerpte im Zusammenhang mit dem *Doktor Faustus* hin. Die Exzerpte würden »ziemlich genau auch seinen Lesespuren entsprechen«⁶³ – wobei »ziemlich« hier wohl das zentrale Wort ist. Eben weil es sich beim Annotieren und Exzerpieren um unterschiedliche Praktiken handelt,⁶⁴ muss hier genau der Übergang zwischen diesen Praktiken interessieren: Entscheidend am *medialen Transfer* zwischen dem gelesenen Text, der Lesespur, der Notiz, dem Exzerpt und den verschiedenen Fassungen eines neu entstehenden Texts ist die *textuelle Transformation*.⁶⁵ Aus der Per-

62 Als ein Beispiel dafür, wie wichtig die Berücksichtigung der Fülle an Materialien ist, sei hier unter vielen möglichen der in der Nachlassbibliothek nicht erhaltene, aber von Mann gelesene Nietzsche-Band *Der Wille zur Macht* von 1917 hervorgehoben, siehe GKFA 13.2, S. 75. Zum selben Beispielkomplex gehören die bereits erwähnten Konvolute, die teilweise sehr umfassend erhalten sind. Vgl. dazu neben Anm. 45 auch ebd., S. 78. Ein gutes Beispiel für die Ergiebigkeit der Lektüre von Manns Notiz- und Tagebüchern im Rahmen der Rekonstruktion seiner »virtuellen« Bibliothek ist auch Luca Crescenzi: *Melancholie im Zauberberg. Fundstücke aus Thomas Manns Münchener Bibliothek*, in: Thomas Mann in München V. Vorträge 2007–2009, hg. von Dirk Heiße, 2010, S. 165–192. An verschiedenen Stellen wird dort eine Lektüre, von der physische Spuren fehlen, durch andere Quellen plausibilisiert.

63 Stürmer, »Leverkühn der Mensch und seine tragische Lebensgeschichte«, S. 21. Stürmer verweist für die entsprechenden Exzerpte auf Lieselotte Voss: *Die Entstehung von Thomas Manns Roman »Doktor Faustus«*. Dargestellt anhand von unveröffentlichten Vorarbeiten, 1975.

64 Giuriato fasst den wissenschaftlichen Konsens hierzu wie folgt zusammen: »Überblickt man die gegenwärtige Forschung zum Phänomen der Lesenotiz, so scheint sich die Einsicht durchgesetzt zu haben, dass zwischen »Marginalien« und »Exzerpten« terminologisch strikt zu unterscheiden ist.« Siehe Davide Giuriato: *Lesen als Kulturtechnik (Annotieren und Exzerpieren)*, in: *Der Witz der Philologie. Rhetorik – Poetik – Edition*, hg. von Felix Christen, Thomas Forrer, Martin Stingelin und Hubert Thüring, 2014, S. 314–327, hier S. 314. Zur Unterscheidung von »marginalists« und »extractors« beachte man auch van Hulle, van Mierlo, Reading Notes, S. 5.

65 Wenn Grésillon übrigens schreibt, man könne durch den Vergleich von Exzerpten mit Entstehungshandschriften rekonstruieren, »wie Lesen und Schreiben aufs engste zusammengehören«, dann hält sie hier ihre eigenen Prämissen zum Indiziencharakter von Schreibspuren nicht strikt ein (vgl. Anm. 19). Denn genau genommen, lässt sich durch diesen Vergleich weniger das Verhältnis zwischen dem *Lesen* und dem *Schreiben* rekonstruieren als vielmehr zwischen dem *Exzerpieren* und dem *Schreiben*. Vgl. Grésillon, *Über die allmähliche Verfertigung von Texten beim Schreiben*, S. 9. Dass die textuelle Transformation bei Mann im Falle seiner Notizen beziehungsweise Exzerpte übrigens gelegentlich äusserst minim ausfällt, hat auf Forschungsseite mitunter schon

spektive der Lesespurenforschung ist diese Transformation freilich multi-relational und nicht etwa linear zu denken. Wie sich ein entstehender Text nicht vollständig aus seinen vorgängigen Fassungen erschliesst, so deuten Lesespuren auch keinen nachgelagerten Text gänzlich (vor-)aus.

Im intertextualitätstheoretischen Sinn befinden sich Lesespuren damit in einem grossen Gefüge aus unterschiedlichen (para-)textuellen Elementen, die je spezifisch zueinander ins Verhältnis gesetzt werden müssen. Gerade bei der hervorragenden Editionslage rund um Manns Werk sind hier noch weit grossflächigere und komplexere Analysen denkbar. Das legen einschlägige Materialbefunde nahe, die schon an vielerlei Stellen angeboten werden, nicht zuletzt im Rahmen der GKFA.⁶⁶ Gleiches gilt aber auch andernorts, wie Sperl für die Marginalien und Exzerpte von Marx und Engels ausführt:

Häufig ersetzten Marx und Engels, wenn sie die Bücher selbst besaßen, das aufwendigere Exzerpieren durch das Anmerken bestimmter Textstellen im Buch selbst, während sie bei der Benutzung von Exemplaren aus den öffentlichen Bibliotheken in Paris und Brüssel, London und Manchester verständlicherweise diese Methode nicht anwenden konnten und die benötigten Passagen exzerpieren mußten. Das schließt nicht aus, daß sie auch mehrfach Bücher exzerpierten, die sich in ihren Bücherschränken befanden, und diese zugleich mit Marginalien versahen. Hieran sind offensichtlich verschiedene Stufen bzw. unterschiedliche Zwecke ihres Studiums abzulesen, die vielfach noch näherer Erforschung bedürfen. Beide Materialgruppen besitzen also im wesentlichen gleichartigen Charakter, stehen in gegenseitiger Wechselbeziehung, ergänzen einander.⁶⁷

für Frustration gesorgt: »Seine Intentionen entwickelte Thomas Mann in späterer Zeit selten auf dem Papier, die hatte er im Kopf. Die Grundsubstanz des Konvoluts besteht deshalb aus eher enttäuschenden, um nicht zu sagen: langweiligen, extensiven Exzerpten aus der Goethe-Literatur, die die Vorlage – vergleichbar den antiken Epitomen – oft sklavisch kopieren und auch stilistisch wenig transformieren.« (Siehe GKFA 9.2, S. 831.

66 Vgl. dazu beispielsweise in GKFA 2.2, S. 113 f. den Kommentar zu Manns *Gladius Dei*, in dem allein im Zusammenhang mit dem Titel der Erzählung auf einen Brief Manns, eine Notiz im Notizbuch und ein Bibliotheksexemplar mitsamt Lesespuren und auf deren jeweiligen Bezug untereinander verwiesen wird.

67 Sperl, Die Marginalien in den Büchern aus den persönlichen Bibliotheken von Marx und Engels, S. 145.

Erst sehr sporadisch erforscht sind schliesslich die Implikationen, die sich durch Kreuzung all der mit Lese- und Schreibprozessen in Zusammenhang stehenden Praktiken ergeben. Das beginnt mit dem Übertragen von autografen Texten, wie es Mann beispielsweise zwecks »Informationstransfer« von einem Notizbuch zum nächsten und aus den Notizbüchern in die Notizenkonvolute⁶⁸ oder von den Tagebüchern ins literarische Werk gemacht hat. Und das endet nicht damit, dass Mann – für die Lesespurenforschung natürlich besonders interessant – zuhauf eigene gedruckte wie stiftliche Texte wiederum mit dem Stift gelesen hat, seien es seine Tagebücher, seine Exzerpte, seine Notizen oder seine literarischen Werke, die er in allen Phasen und Fassungen gleichermassen mit dem Stift las.⁶⁹ Wenn man so möchte, kann man somit anhand der Lesespuren beim Geschäft der ›postgenialen Kreativität‹ zuschauen.⁷⁰ Oder man kann sich seine Gedanken machen, was es bedeutet, wenn Mann letztlich wiederum sogar seine eigenen Lesespuren rezipiert.⁷¹

Für die textgenetische und intertextuelle Forschung waren Autor:innenbibliotheken und Lesespuren bislang einfach eine willkommene zusätzliche Sorte von Quellen mit dem Vorteil der empirischen Validität – ohne den Effekt, dass sie auf die theoretischen Paradigmen dahinter zurückwirkten. Ich halte es jedoch für sinnvoll, weitergehende Ansätze zu erkunden. Während Wieland in Lesespuren vor allem textanthropologisches Erkenntnispotential sieht, schlage ich darüber hinaus zwei poetologische Sichtweisen auf Lesespuren vor: *Erstens* sind Lesespuren eben nicht nur als funktionales Pro-

68 Efimova, Das Schriftsteller-Notizbuch als Denkmedium in der russischen und deutschen Literatur, S. 76.

69 Mann hat seine Tagebücher selbst »mit roter Feder« gelesen – worüber er wiederum in den Tagebüchern berichtet, etwa am 20. Juni 1948, siehe Tagebücher 1946–1948, S. 276. Tatsächlich zeigen die Tagebücher Spuren mehrerer Lektüredurchgänge, was mit dem Befund korrespondiert, dass sie ihm beim Verfassen seiner literarischen Werke nützlich waren, zum Beispiel bei *Doktor Faustus*, vgl. GKFA 10.2, S. 60f. Bezüglich der Exzerptlektüren heisst es am 2. Juni 1951 im Tagebuch: »Las nur Reisebilder-Notizen aus dem Material.« Siehe Tagebücher 1951–1952, S. 68. Dabei handelt es sich um Manns Exzerpte aus dem Reisetagebuch seiner Schwiegermutter Hedwig Pringsheim-Dohm, die er »mit dem Stifte in der Hand« wieder durchgelesen hat, wie Wysling es nennt (siehe Hans Wysling: *Narzissmus und illusionäre Existenzform. Zu den Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull*, 1995, S. 487). Zu Manns Lektüren der eigenen Notizen vgl. GKFA 4.2, S. 333f. Und zu den Lesespuren in autografen Texten vgl. ferner Abschnitt 4.2.1.

70 Auf die postgeniale Kreativität in der Bibliothek geht im Weiteren Schönbächler ein, siehe Martina Schönbächler: »[F]ehlerhafte[] Thatsächlichkeit?« – Thomas Manns Bibliothek als Medium seiner Poetologie, in: Jaspers, Kilcher, Randkulturen.

71 Vgl. dazu auch das Zitat auf Seite 265.

dukt eines ›source reading‹ zu beschreiben, sondern auch als Ausdruck eines noch spezifischeren, zutiefst symbolisch behafteten Lektüremodus, wie ich im folgenden Abschnitt ausführe. Und *zweitens* ist, darauf aufbauend, das Annotieren selbst als eine bestimmte Form des Schreibens zu verstehen.

4.1.2 Mit dem Stift lesen, um zu schreiben

4.1.2.1 *Ergiebige Stifte und andere Phalli*

Die poetologische Dimension des Lesens mit dem Stift geht nicht vollends in den Spuren auf, die dabei zurückbleiben. Wie schon im Mittelteil der vorliegenden Studie gezeigt, sind daher noch andere, von den materiellen Phänomenen abstrahierende Zugänge zu diesem Lektüremodus zu suchen. Nachdem ich im Teil zur Epistemologie vor allem auf die *praktischen* Aspekte der Stiftelektüre eingegangen bin, sollen nachfolgend nun die *symbolischen* Aspekte des Lesens mit dem Stift zur Sprache kommen. Erst eingedenk dieser Bedeutungsebene lässt sich ermesen, welchen Stellenwert die Stiftelektüre für Mann hatte – und welches poetologische Potenzial letztlich mit allen stiftlichen Lesespuren verbunden ist.

Bis zur Erfindung der Schreibmaschine waren Stifte in Europa während Jahrhunderten die primären Produktionsmedien von Schriftlichkeit (wohingegen die Druckpresse vor allem der Schriftreproduktion diente). Darin liegt ganz grundsätzlich auch die poetische Produktivität von Stiften begründet: Dichtkunst und Literatur wurden in diesem kulturhistorischen Umfeld in aller Regel immer zuerst mit Stiften festgehalten und entstanden in materieller Hinsicht also im vollen Wortsinn *durch* diese. Es ist daher naheliegend, dass Stifte als genuin *produktive* Instrumente wahrgenommen werden beziehungsweise, wenn sie sich dem Willen der schreibenden Person widersetzen und somit als Ausnahme die Regel bestätigen, als produktionshemmende Faktoren – es sei an das Zitat von Goethe erinnert, gemäss dem ihn einst »das Schnarren und Spritzen der Feder« aus einem »nachtwandlerischen Dichten aufschreckte [...] und ein kleines *Produkt* in der Geburt erstickte«. ⁷²

Was bei Goethe angedeutet ist, wird andernorts noch weit expliziter gemacht. Mit dem Formprinzip von Stiften und ihrer Produktivkraft geht

72 Siehe Seite 199. Keine Hervorhebung im Original. Vgl. zur Bedeutung von Stiften und Schreibwerkzeugen im »schöpferischen Produktionsprozeß« auch Martin Stingelin: *Vom Eigensinn der Schreibwerkzeuge*, in: Schreiben am Netz. Literatur im digitalen Zeitalter, hg. von Johannes Fehr und Walter Grond, 2003, S. 134–148.

ein symbolisches Potenzial einher, das so manche Schriftsteller:innen auszuformulieren nicht unterlassen wollten. Und so findet auch in Manns literarischem Werk kaum ein Stift Erwähnung, dem nicht phallische Qualitäten eigen. Man nehme nur *Fiorenza*, Manns Drama um den Bussprediger Girolamo Savonarola, das vor erotischen und sexuellen Anspielungen nur so strotzt. Als dort Leone, der »obscöne Künstler«, wie Mann ihn in seinen Notizen nennt,⁷³ in Anlehnung an Boccacios *Decamerone* von seinen Kollegen um eine »zärtliche Geschichte« gebeten wird, beginnt dieser seine Erzählung, wie folgt:

Nun also, aufgepaßt! Doch bitt' ich sehr um Nachsicht bei den Herren Gelehrten. Ich schwatze wie mir's einfällt, ohne Kunst. Ich bin kein Novellist, ich fable nicht, hab's auch nicht nötig zu fabeln wie ein Dichter. Ein Dichter, wie man weiß, genießt und liebt nur mit dem tintigen Gänsekiel; ich aber tu's mit einem anderen ergiebigen Stift ...
(Heiterkeit. Bravo-Rufe.)⁷⁴

So weit, so unmissverständlich. Leones »ergiebiger Stift« reiht sich damit direkt in die reiche literarische Tradition stiftlicher Phalli ein.⁷⁵ In vergleichender Perspektive lassen sich gleich dreierlei Potenzen ausmachen, die Stiften zugesprochen wurden (und werden): *Erstens* wird das charakteristische Formprinzip von Stiften als *erektile* Qualität dargestellt, so etwa von Johann Christian Günther (»Begierd' und Feder glühn und Blut und Adern springen«).⁷⁶ *Zweitens* wird der Gebrauch von Stiften als *penetrierende* Tätigkeit ausgedeutet, worauf ich gleich noch zurückkommen werde, und *drittens* werden insbesondere tintenführende Stifte als *ejakulierende* Medien inszeniert. Letzterem Prinzip entsprechen neben den oben genannten Beispielen von Goethe und Mann auch zwei Verse aus dem *West-östlichen Divan*: »Möge meinem Schreibe-Rohr / Liebliches entfließen!«⁷⁷

73 Siehe die Personenaufstellung in Manns Notizenkonvolut, abgedruckt in GKFA 3.2, S. 292.

74 GKFA 3.1, S. 110.

75 Eine Auswahl an Beispielen findet sich bei Günter Butzer, Gerhard Kurz: *Griffel/Feder/Bleistift*, in: Metzler Lexikon literarischer Symbole, hg. von Günter Butzer und Joachim Jacob, 2008, S. 138–140. Den dortigen Hinweisen verdanke ich auch die zwei nachfolgend erwähnten Beispiele.

76 Johann Christian Günther: *Dichtungen der Universitätsjahre 1715–1719*, 2013, S. 329.

77 Johann Wolfgang Goethe: *West-östlicher Divan. Teil 1*, 1994, S. 25. Vgl. spezifisch zum »Feder-Phallus« Martina Wernli: *Federn lesen. Eine Literaturgeschichte des Gänsekiels von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert*, 2021, S. 339 und 435 f.

Die phallische Symbolik, die allenthalben mit Stiften einhergeht, ist also ebenso offensichtlich wie bekannt. Nicht zuletzt, weil die Forschung dabei gemeinhin allein an *Schreibwerkzeuge* dachte, blieb bisher jedoch unbeachtet, dass sich der phallische Symbolgehalt von *Stiften* nicht nur auf deren Schreibfunktion beschränkt, sondern auch in *Leseszenen* zum Tragen kommt.⁷⁸ Für das poetologische Verständnis von literarischen Leseszenen aber hat das weitreichende Konsequenzen. Erst eingedenk dessen wird verständlich, warum auch Hans Castorp seine Bücher nicht nur liest, sondern *mit dem Stift* liest beziehungsweise *liebt*.

4.1.2.2 *Bücher penetrieren mit Hans Castorp*

Als Hans Castorp, der Protagonist in Manns *Zauberberg*, seinen ersten Winter im Lungensanatorium erlebt, hat sich sein Wissensdurst bereits ziemlich spezifisch akzentuiert. Spätestens seit er beim leitenden Sanatoriumsarzt dessen selbst gemaltes Porträt von Clawdia Chauchat beschauen konnte und die Männerrunde daraufhin über »die weibliche Plastik«⁷⁹ und die hierfür massgebliche »Fetthaut«⁸⁰ sinnierte, interessiert sich Castorp unbändig für den menschlichen Körper. »Was ist der Körper!«, ruft er Hofrat Dr. Behrens fragend zu, »Was ist das Fleisch! Was ist der Leib des Menschen!«, will er wissen.⁸¹ Und obschon Behrens bereitwillig Auskunft gibt, nimmt Castorp in der Folge eigene »Forschungen« auf.⁸²

Fortan lässt Castorp die sein angestammtes Metier betreffenden Bücher – er ist »ja Ingenieur, ein angehender Schiffbaumeister«⁸³ – links liegen, und zwar »zugunsten anderer, einer ganz verschiedenen Sparte und Fakultät angehöriger Lehrwerke, zu deren Materie der junge Hans Castorp Lust gefaßt«, nämlich »solche der Anatomie, Physiologie und Lebenskunde«.⁸⁴ Zeitgleich übrigens, wie im Sanatorium »ein schlecht gedrucktes Heft von Hand zu Hand« ging, das »»Die Kunst, zu verführen« betitelt war«,⁸⁵ bestellt sich Castorp die teuren Sachbücher beim lokalen Buchhändler,

78 In aller Regel handelt es sich bei phallisch symbolisierten Schreibwerkzeugen um *Stifte* im Sinn der auf Seite 59 vorgeschlagenen Definition. Bei Mann sind sie meist auch explizit als solche benannt, insbesondere in Leseszenen. Zu Stiften in Lese-Szenen im Sinn des Bindestrich-Kompositums siehe Seite 198 und 259.

79 GKFA 5.1, S. 396.

80 Ebd., S. 393.

81 Ebd., S. 403.

82 So ist auch das entsprechende Kapitel überschrieben, siehe ebd., S. 405–434.

83 Ebd., S. 58.

84 Ebd., S. 415.

85 Ebd., S. 413.

»stillschweigend«⁸⁶ freilich und also ohne Wissen seines Cousins Joachim Ziemßen. Und so erkundigt sich dieser erstaunt, welche Bewandnis es mit der neuen Anschaffung habe:

Er fragte, warum Hans Castorp sie sich nicht, wenn er dergleichen schon lesen wolle, vom Hofrat geliehen habe, der diese Literatur doch sicher in guter Auswahl besitze. Aber Hans Castorp erwiderte, er wolle sie selber besitzen, es sei ein ganz anderes Lesen, wenn das Buch einem gehöre; auch liebe er es, mit dem Bleistift dareinzufahren und anzustreichen. Stundenlang hörte Joachim in seines Veters Loge das Geräusch, mit dem das Papiermesser die Blätter broschierter Bogen trennt.⁸⁷

Die Erzählstimme bräuchte gar nicht noch eigens darauf hinzuweisen, dass Castorp bei diesen Lektüren »oftmals einschließ«⁸⁸ und also »schlummernd oder im Halbschlummer«⁸⁹ wortwörtlich *mit* seinen Büchern schläft, um klarzumachen, dass hier im sehr physischen (um nicht zu sagen physiologischen) Sinn Bücher penetriert werden. »Er forschte tief, er las, [...] las mit dringlichem Anteil vom Leben und seinem heilig-unreinen Geheimnis« – jedenfalls ist überklar, wie die Beteiligung von Castorps Bleistift an solcherlei Lektüren zu verstehen ist.⁹⁰

Dass hier das Lesen von Büchern mit einem Liebes- beziehungsweise Sexualakt parallelisiert wird, ist dabei noch nicht das Aussergewöhnliche. Solche Darstellungen bilden einen eigenen Topos, von Richard de Burys *Philobiblon* aus der Mitte des 14. Jahrhunderts über Karl Wolfskehl und Thomas Mann bis Anne Fadiman.⁹¹ So wird in der deutschsprachigen Übersetzung des *Philobiblon*, das als eines der ersten Zeugnisse bibliophiler Kultur gilt, auf »schamlose junge Leute« geschimpft, »denen man ganz besonders streng verbieten sollte, Bücher anzurühren«. Ansonsten würden diese um den Textrand »bald ein absonderliches Alphabet« hinterlassen »oder

86 Ebd., S. 415.

87 Ebd.

88 Ebd., S. 412.

89 Ebd., S. 415.

90 Von der GKFA übrigens unbemerkt: Die zuletzt zitierte Stelle klingt auffallend an ein Gedicht Platens an, das den Titel *Lass tief in dir mich lesen* trägt und das Mann in gleich zwei seiner Platen-Ausgaben angekreuzt hat, siehe *Thomas Mann 200:1*, Bild 129 (ersichtlich auf Abbildung 36), und *Thomas Mann 3378:1*, Bild 122.

91 Der Beispielreigen liesse sich beliebig erweitern, nicht zuletzt etwa um Roland Barthes, der die Lektüre als erotische Beschäftigung theoretisierte. Vgl. Roland Barthes: *Le plaisir du texte*, 1973.

sonsteine Unverschämtheit, wie sie sich in ihrer Phantasie einstellt«. ⁹² Karl Wolfskehl wiederum, der mit Begriffen wie »Bücherliebeskunst« und »Biblio-Erotiker« aufwartet, imaginiert Bücher schon mal als »Haremschöne, die erst nach tausendfachem Zurüsten, gebadet, durchgeknetet, besalbt, wohlausgeruht und mit zarten Würzen sinnenhaft erschlossen, der Arme des Gebieters würdig ist«. ⁹³ Er erfreut sich am »virginalen Zustand« gewisser Bücher, schreibt über den »Verkehr« des Bibliophilen »mit seinen Lieblichen« – und abgenutzte Bücher haben bei ihm denn auch »Gebrauchs- und Liebeszeichen«. ⁹⁴

Bei Mann sind sexuelle Anspielungen in Leseszenen zudem bereits vor dem *Zauberberg* zu finden, so weist etwa Schönbächler auf den masturbatorischen Gestus von Detlev Spinells Selbstlektüre in der Erzählung *Tristan* hin. ⁹⁵ Und noch am Ende des 20. Jahrhunderts schreibt die US-amerikanische Autorin Fadiman in ihren *Bekenntnissen einer Bibliomanin* über ein »jungfräuliches Exemplar« und den »Zustand vollkommener Unberührt-heit« von Büchern, denen noch keine »körperliche Liebe« zuteilwurde. Sie selbst würde in einer Enzyklopädie »höchstens mit einem weichen Bleistift« hantieren. ⁹⁶ In dieses Bild passt schliesslich auch Castorps oben zitierte Defloration der Bücher mit dem Papiermesser, wobei das dabei entstehende raumübergreifende »Geräusch« noch als intratextueller Bezug auf die »Geräusche« zu verstehen ist, die das russische Paar in Castorps Nebenzimmer beim Liebesspiel von sich gibt und die Castorp »irgendwie klebrig zu verunreinigen schienen«, als er sie mitanhören musste. ⁹⁷

Besonders bemerkenswert ist die zitierte Leseszene aus dem *Zauberberg* indessen, weil Bleistiften ausgerechnet in diesem Roman auch ansonsten eine zentrale sexuelle Symbolfunktion zukommt. ⁹⁸ Es beginnt mit der Erinnerung an ein Begebnis in Castorps Schulzeit, als er von seinem verehrten Mitschüler Pribislav Hippe einen Bleistift auslieh (genauer: »ein versilbertes

92 Richard de Bury: *Philobiblon. Das ist der Traktat des Richard de Bury über die Liebe zu den Büchern*, 1989, S. 93.

93 Karl Wolfskehl: *Bücher, Bücher, Bücher, Bücher. Elemente der Bücherliebeskunst*, 2012, S. 34 und 36.

94 Ebd., S. 58, 34 und 77.

95 Martina Schönbächler: »und las in seinem eigenen Roman«. *Zur Selbstlektüre als literarischer Denkfigur bei Thomas Mann und E. T. A. Hoffmann*, in: *Leseszenen. Poetologie – Geschichte – Medialität*, hg. von Irina Hron, Jadwiga Kita-Huber und Sanna Schulte, 2020, S. 201–220.

96 Anne Fadiman, Melanie Walz: *Ex Libris. Bekenntnisse einer Bibliomanin*, 2007, S. 51–56.

97 GKFA 5.1, S. 62–64.

98 Das ist inzwischen Lexikonwissen, vgl. Butzer, Kurz, Griffel/Feder/Bleistift, S. 139.

Crayon mit einem Ring, den man aufwärts schieben mußte, damit der rot gefärbte Stift aus der Metallhülse wachse«).⁹⁹ Nach Auskunft der Erzählstimme war Castorp nie »vergnügter« als in der Schulstunde, da er mit diesem Stift zeichnen durfte.¹⁰⁰ Fortan ist das Ausleihen eines Bleistifts eine Chiffre für »intimen Verkehr«,¹⁰¹ der sich in der Begegnung mit Clawdia Chauchat wiederholt, als Castorp in der »Walpurgisnacht« auch sie fragt: »Hast *du* nicht vielleicht einen Bleistift?«¹⁰² Und tatsächlich hat sie einen, den sie Castorp alsbald mit der Aufforderung »zeichne, zeichne gut, zeichne dich aus« überlässt, während der junge Mann »offensichtlich keinen Tropfen Blut im Kopfe hatte«.¹⁰³

Wie alle Phallussymbole im *Zauberberg* entziehen sich damit übrigens auch die Bleistifte einer allzu einfachen, allein heteronormativen Erwartungen folgenden Deutung. So ist es, nachdem sich Castorps Begehren von Hippe auf Chauchat verlagert hat, nun wohlgermt eine Frau, die ihm einen Bleistift ausleiht – wenn es sich dabei auch nur um »ein Galanteriesächelchen« handelt, das »zu ernsthafter Tätigkeit kaum zu gebrauchen« sei und im Vergleich zu dem der Bleistift von Pribislav Hippe »handlich-rechtschaffener gewesen« war.¹⁰⁴ Ähnlich ambig verhält es sich schon mit Castorps Zigarren, die der Hofrat »die bräunliche Schöne« und Castorp (dem Markennamen gemäss) »Maria Mancini« nennen, wohingegen die Erzählstimme deren »aufliegende[s] Geäder, das zu pulsen schien« betont.¹⁰⁵

In Castorps stiftlicher Sachbuchlektüre konvergieren jedenfalls gleich mehrere symbolische Linien. Beschrieben wird dort eine sexualisierte Leseszene, an welcher ein seinerseits auf komplexe Weise geschlechtlich und sexuell konnotierter Bleistift beteiligt ist, dem überdies gerade in seiner

99 GKFA 5.1, S. 188.

100 Ebd.

101 Ebd.

102 Mit »Walpurgisnacht« ist das Kapitel überschrieben, in dem die Liebesbegegnung mit Chauchat stattfindet. Castorps Frage findet sich in ebd., S. 504. Hervorhebung im Original.

103 Ebd., S. 506.

104 Ebd., S. 505.

105 Ebd., S. 384. Ein weitergehendes, heteronormativitätskritisches Close-Reading aller stiftlichen und anderen phallischen Textstellen im *Zauberberg* und darüber hinaus ist ein fortwährendes Desiderat. Vgl. dazu die Beiträge von Ursula Reidel-Schrewe und Katrin Max, die immerhin darauf hinweisen, dass die wesentliche Arbeit mit der blossen Identifikation von Phallus-Symbolen nicht getan ist: Ursula Reidel-Schrewe: *Die Raumstruktur des narrativen Textes. Thomas Mann, »Der Zauberberg«*, 1992, S. 148 f.; Max, *Der Zauberberg* (1924), S. 37.

phallischen Version eine poetologische Komponente zukommt. Für die Perspektive der Lesespurenforschung ist diese Konvergenz insbesondere aufgrund des letzten Punkts zentral, denn gezeigt wird hier eben nicht nur eine sexualisierte Lektüre, sondern die symbolische Aufladung der *stiftlichen* Lektüre als Praxis, die immer mehr ist als ein blosses Lesen.

Nicht umsonst hat Ferrer für die Lust am Annotieren den Begriff ›libido marginalium‹ in die Lesespurenforschung eingeführt. Doch bei Ferrer ist diese Lust freilich nicht mehr nur als literarischer Topos gedacht, sondern annotierenden Schriftsteller:innen selbst zugeschrieben. Und mit einem solch praktischen (sprich: auf die eigene, handfeste Praxis bezogenen) Anteil ist auch die Schilderung von Castorps Leseszene zu deuten. Fast so, wie das Ausleihen des Bleistifts von Pribislav Hippe eine biografische Begebenheit reminisziert,¹⁰⁶ so hat auch Manns Schilderung von Castorps Lektüre einen konkreten lebensweltlichen Bezug. Die Leseszene ist letztlich auch als *mise en abyme* von Manns eigenen Lektüren zu lesen und zwar im sehr spezifischen Sinn, denn Mann lässt seine Figur dieselben Bücher lesen und annotieren, die er für den Kontext dieser Stelle selbst lesen und annotieren musste. Zur Schilderung des biologischen und physiologischen Wissens, das sich Castor im *Zauberberg* aneignet, las Mann selbst zuallererst die betreffenden Sachbücher, und auch wenn sich diese heute nicht mehr in Manns Bibliothek befinden, so lassen zumindest seine damaligen Tagebucheinträge keinen Zweifel, dass er dabei wie üblich mit einem Bleistift in sie gefahren ist und in ihnen reichlich Textstellen angestrichen hat. Ausgerechnet am selben Tag, da er sich im Tagebuch nach einem »Rencontre mit K.« angesichts der »Unzuverlässigkeit« seines »›Geschlechtslebens‹« vergewissert, dass von »eigentlicher Impotenz [...] kaum die Rede sein könne[]«, hält er ebendort auch fest: »Die ›Allgem. Biologie‹ von Hertwig kam.«¹⁰⁷ Und einen guten Monat später dann: »Heute Morgen die Biologie fertig excerpiert. Nehme die Notizen zum Studieren mit nach Garmisch, wohin morgen früh abreisen will.«¹⁰⁸

106 In ihren Memoiren hat Katia Mann ausgeführt, dass die »Geschichte mit Pribislav und dem Bleistift [...] sicher passiert« sei, übrigens nicht ohne anzufügen, dass er der Frau, die das reale Vorbild für Chauchat war, »nie einen Bleistift zurückgegeben« habe. Siehe Katia Mann: *Meine ungeschriebenen Memoiren*, 2000, S. 88. Vgl. dazu auch GKFA 5.2, S. 76–83, und den Tagebucheintrag vom 3. Juni 1953: *Tagebücher 1953–1955*, S. 69.

107 *Tagebücher 1918–1921*, S. 453.

108 Mann dokumentierte seine Lektüren der biologischen und physiologischen Quellen vom 14. Juli bis 15. August 1920, siehe ebd., S. 453–460. Vgl. dazu auch GKFA 5.2, S. 220–235.

Man kommt darum nicht umhin, in Manns Praxis des Lesens und Studierens mit dem Stift und erst recht in ihrer Inszenierung einen symbolischen Anteil immer schon mitzudenken. Inszeniert wird im *Zauberberg* wie in den Tagebüchern ein mann-männliches Individuum, das seine Bücher nicht nur rezipiert, sondern sie sich (auch körperlich) aneignet, ihnen mithin *interaktiv* begegnet. Mit dem Stift wird der Akt der Lektüre von einem passiv-rezeptiven in einen aktiv-produktiven gewendet – inklusive des Hintersinns dieser Formulierungen. Der während des Lesens zum Einsatz kommende Stift erweist sich hier als Phallus schlechthin, als Symbol, das die Potenz gleichzeitig darstellen und ausüben soll.

4.2 Annotieren als schreiben

4.2.1 Texttheoretisch

4.2.1.1 *Korrigieren*

Korrekturphänomene in Autor:innenbibliotheken werden aus Lesespurkatalogen, wie unter Abschnitt 2.1.3.5 ausgeführt, meist ausgeklammert. Dementsprechend werden sie auch in der Forschung selten mitgemeint, wenn es darum geht, Lesespuren zu untersuchen. Aus epistemologischer und poetologischer Perspektive ist das insofern bedauernswert, als das Korrigieren eine Tätigkeit ist, die sich geradezu idealtypisch zwischen dem Lesen und dem Schreiben verorten lässt, und entsprechend auch einiges Erkenntnispotenzial über diese Praktiken verspricht. Rein quantitativ gehören Korrekturen zudem zu den verbreitetsten Formen stiftlicher Annotationen.

Gerade mit dem Quantifizieren beziehungsweise dem dafür notwendigen Kategorisieren von Lesespuren entlang funktionaler Grenzen ist es aber so eine Sache. Von welchen anderen Annotationsformen heben sich Korrekturen eigentlich ab? Was sind ihre komplementären und konträren Kategorien? Und anhand welcher Kriterien bestimmt man die Funktion von Annotationen? Ist (nur) die zu ermittelnde Intention der annotierenden Person massgebend?

Richtet man sich an den Begriffsbildungen der bisherigen Forschung aus, sind stiftliche Lesespuren jeweils das Ergebnis von distinkten Funktionen. Da werden Korrekturen beispielsweise von Kommentaren, Markierungen, Notizen, Ergänzungen, Anmerkungen und Änderungen unterschieden. Nur entsprechende Definitionen, anhand derer man nachvollziehen kann, warum Phänomene diesen funktionalistischen Kategorien zugeordnet werden, findet man kaum.

Abhilfe verschafft hier die *critique génétique*, die immerhin für den Begriff der Korrektur eine definitiorische Klärung bietet. Eine Korrektur ist demnach eine »Um-Schreibung, die sprachliche Fehler (Grammatik, Syntax, Orthographie) und Schreibfehler (Lapsus) beseitigt oder das Ergebnis einer freien Variante an die anderen syntaktischen Elemente weitergibt«. ¹⁰⁹ Eine »freie Variante« wiederum ist eine »Umformulierung, die nicht von grammatikalischen (morphologischen, syntaktischen oder orthographischen) Regeln abhängt«. ¹¹⁰ Ihr Gegenstück ist die »gebundene Variante«, womit eine Umformulierung bezeichnet wird, »die an grammatikalische Gesetzmäßigkeiten der Sprache gebunden ist (Korrektur) oder das Ergebnis einer freien Variante auf den Rest des Satzes überträgt«. ¹¹¹ Des Weiteren unterscheidet die *critique génétique* noch die »Sofortkorrektur« als »Eingriff, durch den z. B. ein Wort sofort gestrichen und rechts daneben durch das entsprechende neue Wort ersetzt wird«, von der »Spätkorrektur«, also einem »Eingriff, durch den z. B. ein Wort anlässlich eines kritischen Überlesens gestrichen und ersetzt wird«. ¹¹²

Das Wissen der *critique génétique* ist auch für die Analyse von Lesespuren wichtig, denn es informiert über die Relevanz von verschiedenen Schreibphasen, Textfassungen und den damit zusammenhängenden materiellen Aspekten. So hat es beispielsweise gute Gründe, dass die *critique génétique* Typoskripte (dort auch »Daktylogramme« genannt) begrifflich und konzeptionell von Manuskripten und gedruckten Büchern unterscheidet, denn deren spezifischer Materialität liegen eigene Medientechniken und somit auch andere epistemische und poetologische Prinzipien zugrunde. Und genau das ist wiederum für ihre Rezeption und insofern auch für die Entstehung von Lesespuren relevant. Typoskripte sind weder mit Handschrift(en) gleichzusetzen, noch sind sie dasselbe wie seriell gedruckte Texte.

Die Familie Mann hat sich entschieden, der Nachlassbibliothek von Thomas zahlreiche Typoskripte zuzuschlagen. ¹¹³ Dabei handelt es sich in den meisten Fällen um Texte dritter Autor:innen über Thomas Mann und dessen Werke. Doch gemessen am idealtypischen Bibliotheksbuch sind Typoskripte in hybrider Weise materiell *und* textuell deviant. Ihnen fehlt die Offizialität gedruckter Texte, deren Schein von Letztgültigkeit; sie haben gewisser-

109 Grésillon, *Literarische Handschriften*, S. 296.

110 Ebd., S. 295.

111 Ebd.

112 Ebd., S. 298.

113 Zur Bestandsgeschichte siehe den Absatz *Die Erfindung der Nachlassbibliothek Thomas Manns* in Abschnitt 4.2.2.1.

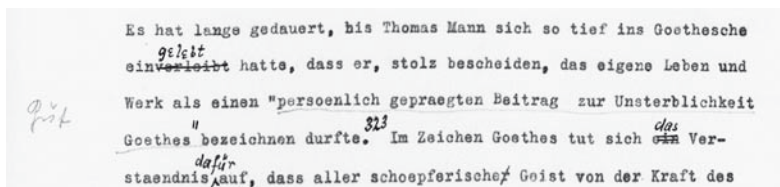


Abbildung 40: Mann liest ein von fremder Hand korrigiertes, allografes Typoskript. Quelle: *Thomas Mann 50413 q:1*, Bild 358. Die abgebildeten bleistiftlichen Spuren stammen von Mann, die Annotationen mit blauer Tinte aller Wahrscheinlichkeit nach vom Verfasser Fritz Kaufmann.

massen den »Übergang von der Intimität des Schreibakts zur Publizität des literarischen Werks« nicht vollständig vollzogen, den »Übergang vom ›Schreibstrom‹ zum ›Druckwerk‹«, wie es Gerhard Neumann beziehungsweise Carlos Spoerhase an anderer Stelle formulieren.¹¹⁴ Und entsprechend kann es auch nicht erstaunen, dass die Typoskripte in Manns Nachlassbibliothek überdurchschnittlich viele stiftliche Korrekturen aufweisen. Mehrere der meistannotierten Exemplare im ganzen Bibliotheksbestand sind Typoskripte. Die bisweilen äusserst zahlreichen Korrekturen stammen dabei in der Regel von der Person, die das Typoskript verfasst und Thomas Mann zugeschickt hat. Immer wieder finden sich aber auch in solchen Exemplaren Korrekturen und andere Lesespuren von Manns Hand (siehe zum Beispiel Abbildung 40).¹¹⁵ Sie allein aufgrund ihres Status als Typoskripte aus der Bibliothek oder dem untersuchten Korpus auszuschliessen, wäre schon deswegen eine allzu kurzsichtige Entscheidung.

Die Begriffe der *critique génétique* erlauben derweil, dem Fokus ihrer Forschungsperspektive folgend, vornehmlich Differenzierungen im Hinblick auf Phänomene, die den »schriftlichen Entstehungsprozess literarischer Werke« betreffen.¹¹⁶ In vielen Fällen geht es der *critique génétique* bei den obigen Definitionen deshalb um Korrekturen an Texten, die sich noch in ebendiesem Schreibprozess befinden. Oft impliziert das, dass die Korrekturen von derselben Person stammen, die den Text verfasst hat.¹¹⁷ Die Differen-

114 Vgl. Gerhard Neumann: *Kafka-Lektüren*, 2013, S. 103 f. und Spoerhase, Was ist ein Werk?, S. 328.

115 Ein weiteres, besonders gut verstecktes Beispiel findet sich in *Thomas Mann 50040 q* auf Bild 12 (Phänomen 3).

116 Almuth Grésillon: »*Critique génétique*«. *Gedanken zu ihrer Entstehung, Methode und Theorie*, in: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs (7), 1996, S. 14–24, hier S. 14.

117 Ausnahmen hiervon wären etwa lektorats- respektive verlagsseitige Korrekturen.

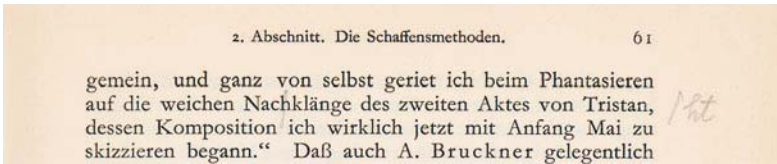


Abbildung 41: Mann korrigiert ein Wagner-Zitat bei Julius Bahle.

Quelle: *Thomas Mann 4974 H*, Bild 82.

zierung, ob es sich bei einer Lektüre um einen fremden oder eigenen Text handelt, ist denn auch eine der wichtigsten Unterscheidungen auf diesem Feld. Mit einer Terminologie, die im Zusammenhang mit Lesespuren zuletzt Moulin vorgebracht hat, kann man hierbei von ›autografen‹ und ›allografen‹ Korrekturen sprechen.¹¹⁸

Besonders für autografe Korrekturen, die einem noch laufenden Schreibprozess entspringen, hat die *critique génétique* ein hilfreiches terminologisches Instrumentarium erarbeitet. Doch wie sind allografe Korrekturen zu fassen – zumal solche, die sich auf bereits gedruckte Texte beziehen? Phänomenologisch können diese allografen Korrekturen ihren autografen Verwandten zwar sehr ähnlich sein. Aber eine rein textgenetische Perspektive bringt einem diese Phänomene oft nicht entscheidend näher. Schliesslich spielt es für den epistemologischen und poetologischen Status der Korrektur eine grosse Rolle, ob sie von der Person hinterlassen wurde, die auch als Autor:in des korrigierten Texts fungiert, oder von einer Person, die den Text als (fertiges) Produkt einer fremden Person wahrgenommen hat. Mit Textgenese im engeren Sinn haben allografe stiftliche Korrekturen in gedruckten Texten meist nicht mehr viel zu tun.

Es lassen sich hierzu fast beliebig viele illustrative Beispiele finden, auch in Manns Nachlassbibliothek. Nimmt man sich etwa Julius Bahles *Eingebung und Tat im musikalischen Schaffen* vor, ein Buch, das Mann im Sommer 1943 von Adorno erhält und das er im Hinblick auf die Arbeit an *Doktor Faustus* liest,¹¹⁹ trifft man dort neben äusserst zahlreichen An- und Unterstreichun-

118 Vgl. in der vorliegenden Studie das Ende von Abschnitt 1.2. Moulin unterscheidet konzeptionell »zwischen ›autographen‹ Marginalien, bei denen der Autor in der Selbstlektüre sein eigenes Werk annotiert (etwa Manuskripte, Druckfahnen, durchschossene Exemplare des eigenen Werkes), und ›allographen‹ Marginalien, mit denen der Autor fremde Texte versieht«. Gemäss Moulin stellen letztere in Autor:innenbibliotheken »den prototypischen Fall dar«. Siehe Moulin, *Endozentrik und Exozentrik*, S. 234 f.

119 Vgl. dazu den Tagebucheintrag vom 6. Juli 1943 in *Tagebücher 1940–1943*, S. 597, und GKFA 10.2, S. 26.

gen auch eine allografe stiftliche Korrektur an (siehe Abbildung 41). Mann korrigiert da Bahles Wiedergabe eines Wagner-Zitats, indem er an einer Stelle ein gedrucktes »h« vertikal durchstreicht, den Korrekturstrich rechts neben der entsprechenden Zeile wiederholt, daneben stiftlich die Buchstabenfolge »ht« ergänzt und so das gedruckte Wort »Nachklänge« zu »Nachklänge« korrigiert.

Eine solche Korrektur hat ganz offensichtlich nicht denselben Status wie die Korrekturen, die Mann in seinen eigenen Manuskripten oder Korrekturfahnen anbringt und die primär darauf abzielen, prospektiv eine spätere Fassung des vorliegenden Texts zu gestalten. Mann liest Bahles Buch ja in einer bereits vier Jahre zuvor gedruckten Fassung und er wird die Korrektur auch nicht vorgenommen haben, um eine Neuauflage zu beeinflussen. Seine Stiftspur korrigiert den fremden Text einzig und allein in seinem persönlichen Exemplar.

Das gezeigte Beispiel kann dazu dienen, die Unterscheidung zwischen autografen und allografen Korrekturen weiter zu differenzieren. Denn so, wie Mann hier den Text einer anderen Person (Bahle) korrigiert, indem er stiftlich in ein Zitat einer dritten Person (Wagner) interveniert, korrigiert er in anderen fremden Texten auch fehlerhaft wiedergegebene Mann-Zitate. Solche Korrekturen (siehe Abbildung 42) beziehen sich dann auf autografe Zitate in allografen Texten.¹²⁰

Während bei autografen stiftlichen Korrekturen die ihnen zugrunde liegende Intention und damit auch ihre Funktion oft sehr deutlich nachvollziehbar scheint – die Lesespuren sind schlicht noch Teil des Schreibprozesses –, stellt sich darum angesichts vieler allografer Lesespuren die Frage: Wie sind stiftliche Korrekturen, die nicht (unbedingt) auf eine neue, spätere Fassung abzielen, zu verstehen? Worin liegt ihre Bedeutung, worin ihre Wirkung?

Es lohnt sich in diesem Zusammenhang, noch genauer auf das Wesen von stiftlichen Korrekturen einzugehen. Anders als in digitalen Textverarbeitungsprogrammen, in denen man jederzeit instantan und (zumindest vordergründig) spurlos korrigieren kann – weswegen sich dort »Sofortkorrekturen« und »Spätkorrekturen« auch nicht mehr unterschiedlich materialisieren –, produziert das stiftliche Korrigieren in gedruckten Texten

120 Eine andere Konfiguration liegt wiederum vor, wenn Arno Schmidt in seiner Ausgabe von Joyces *Finnegans Wake* Marginalien hinterlässt, die gemäss Giuriato »auf der Kippe zu einem Selbstkommentar« stehen: Giuriato, Prolegomena zur Marginalie, S. 188.

satz verständlich erscheinen läßt, so lassen Sie mich jetzt die Worte anführen, mit denen ein Denker, in dem wir einen der tiefsten Psychologen unserer Tage ehren, unsere Stellung zum Wunderkinde beschrieben hat:

„... da sitzt man nun als ergrauter Kerl und läßt sich von diesem Dreikäsehoch Wunderdinge vormachen. Aber man muß bedenken, daß es von oben kommt. Gott verteilt seine Gaben, da ist nichts zu tun, und es ist keine Schande, ein gewöhnlicher Mensch zu sein. Es ist etwa wie mit dem Jesu-Kind.

numéro de *Comprendre, Lob der Vergänglichkeit*, qu'on peut considérer comme une sorte de testament spirituel, définit en des termes d'une très haute noblesse la pérennité de la mission de l'homme sur la terre: «Ihm ist es gegeben, die Zeit zu heiligen, einen Acker, zu ~~unlichster~~ Bestellung auffordernd, in ihr zu sehen, sie als Raum der Tätigkeit, des rastlosen Strebens, der Selbstvervollkommnung, des Fortschreitens zu seinen höchsten Möglichkeiten zu begreifen und mit ihrer Hilfe dem Vergänglichen das Unvergängliche

Abbildung 42: Mann korrigiert Mann-Zitate.

Quellen: *Thomas Mann 4562*, Bild 16 (oben); *Thomas Mann 50370*, Bild 50 (unten).

stets Phänomene mit einer doppelten Deixis: Zum einen zielen stiftliche Korrekturen auf Berichtigung, zum anderen aber machen sie gerade dadurch nachhaltig auf den zugrunde liegenden Fehler aufmerksam. So, wie sich eine stiftliche Streichung dadurch definiert, dass sie die entsprechende Textstelle nicht einfach löscht, sondern *als* gestrichen auszeichnet, so gehört es zu jeder stiftlichen Korrektur, dass sie nie einen Fehler restlos behebt, sondern stets gleichzeitig den Fehler und dessen Berichtigung anzeigt.

Diese doppelte Deixis, die letztlich auch das Grundprinzip aller standardisierten Korrekturzeichen bildet, ist bei stiftlichen Korrekturen in nicht-stiftlichen Texten durch die materielle beziehungsweise medientechnische Differenz besonders stark ausgeprägt. Das Charakteristische an stiftlichen Korrekturen in nichtstiftlichen Texten ist demnach, dass sie *in* ihrer Stiftlichkeit den Akt des Korrigierens materialisieren. An der stiftlichen Korrektur wird damit paradigmatisch der Gestus erkennbar, der hinter jeder stiftlichen Lesespur steckt: Hier hielt jemand eine stiftliche Intervention für angebracht.

Hat man diesen Gestus erst einmal erkannt, erhält nun schon die bloße Existenz der stiftlichen Korrektur eine Bedeutung: Die simple Indexikalität jeder Stiftspur – sie zeigt an, dass da ein Stift war – bekommt nun das Gewicht des Performativen. Wenn bei allografen Korrekturen ausserhalb eines Schreibprozesses unklar ist, zu welchem Zweck sie überhaupt auf Fehler und deren Berichtigung hinweisen, dann liegt das daran, dass ihre Bedeutung nicht in dem aufgeht, was man gemeinhin eine Korrektur nennt. Die Bedeutung von stiftlichen Korrekturen liegt, über ihre doppelte Deixis hinaus, letztlich stets wieder in einer performativen Selbstreferenzialität: Wie jede stiftliche Lesespur zeigt auch die stiftliche Korrektur vor allem,

dass in einen Text interveniert wurde – und dass diese Intervention als solche sichtbar sein soll.

Insbesondere die Beschäftigung mit allografen Korrekturen ausserhalb von Schreibprozessen wirft einen darum auf das Gemeinsame aller stiftlichen Lesespuren zurück. Solche Phänomene in einem herkömmlichen Sinn als Korrekturen zu identifizieren, hilft für ihre Interpretation meist nicht weiter – im Gegenteil: Allzu funktionalistische oder intentionalistische Schablonen verengen das eigentliche Bedeutungspotenzial so mancher Lesespur. Denn oftmals ergibt sich dieses genau aus der Unschärfe zwischen verschiedenen funktionalen Kategorien, zum Beispiel zwischen dem Korrigieren und dem Kommentieren.

4.2.1.2 *Kommentieren*

Möchte man nach dem Vorbild vieler Verzeichnisse und Untersuchungen stiftliche Korrekturen von anderen Lesespurkategorien abgrenzen, begibt man sich notwendigerweise auf dem Weg der Praxis in theoretische Schwierigkeiten. Im Angesicht konkreter Lesespuren wird man bald zur Frage kommen, wie sich eigentlich im Einzelfall dieses oder jenes Phänomen einer bestimmten Kategorie zuordnen lässt. Denn gerade das Bestreben, sie in fixe Kategorien einzuteilen, zeigt Lesespuren als genuin polyvalente Phänomene, die sich nie einformig auf *eine* Intention, *eine* Funktion und *eine* Semantik festlegen lassen.

Ich möchte im Folgenden anhand der prekären Unterscheidung zwischen den Tätigkeiten des Korrigierens und des Kommentierens näher darauf eingehen. Als eigener Begriff wird der ›Kommentar‹ in der Lesespurenforschung zwar eher selten verwendet,¹²¹ implizit lassen sich jedoch viele Gebenbegriffe zur Korrektur kategorial mit ihm in Verbindung bringen, etwa die ›Randbemerkung‹, die ›Anmerkung‹ oder auch die ›(Rand-)Notiz‹ und die ›Marginalie‹. Alle diesen Kategorien zugeordneten Phänomene zeichnen

121 Genannt wird er unter anderem im Verzeichnis der Bibliothek Max Beckmanns, dort jedoch gänzlich unsystematisch (siehe Anm. 61 auf Seite 45). Zur *Textgattung* des Kommentars, die sich ebenfalls durch Sekundarität und bisweilen auch durch (physische) Randständigkeit gegenüber dem Primärtext auszeichnet, vgl. beispielsweise Andreas B. Kilcher, Liliane Weissberg (Hg.): *Nachträglich, grundlegend. Der Kommentar als Denkform der jüdischen Moderne von Hermann Cohen bis Jacques Derrida*, 2018. Eine Abgrenzung des Kommentars von der ›Marginalnote‹ hält Johannes Klaus Kipf für möglich, »wenn das behelfsmäßige Kriterium, daß die Marginalnote nur einzelne Wörter oder Textsegmente kommentiert, der Kommentar aber einen ganzen Text, akzeptiert wird«, siehe Kipf, »Pluto ist als vil als Lucifer«, S. 34.

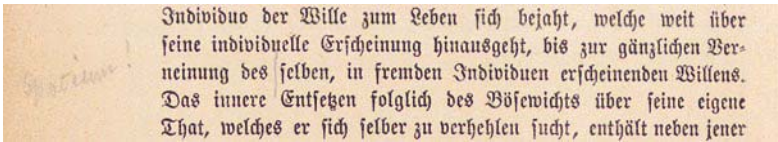


Abbildung 43: »Spatium!« – ein Kommentar als Korrektur.

Quelle: *Thomas Mann* 604:2, Bild 475.

sich eben, so die jeweilige Logik, nicht zuletzt dadurch aus, dass sie etwas Anderes sind als »Korrekturen«.

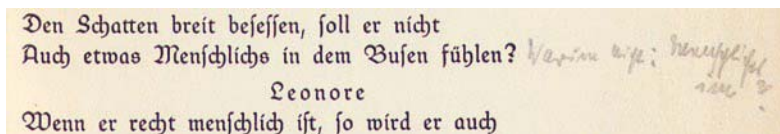
Man nehme sich dahingegen jedoch eine Lesespur von Mann im Band *Märchen und Geschichten der alten Ägypter* vor. Mann kommentiert dort den einleitenden Satz des Herausgebers Ulrich Steindorff, wonach das folgende Märchen aus der Zeit um 1220 vor Christus stamme, mit den stiftlichen Worten »Kann älter sein«. ¹²² Ganz offensichtlich sind diese Worte nun aber nicht *nur* ein Kommentar. Manns Lesespur ist auch als Gegenrede zu verstehen, als Hinweis auf einen Fehler beziehungsweise eine Ungenauigkeit. Sie ist gleichsam die Spur der Intervention eines überlegenen L-Wissens, das sich ausdrücken will, das eine bestimmte Aussage in einem Text nicht einfach so stehen lassen will, das *korrigierend* eingreifen will. Kurz: Manns Lesespur ist eine Korrektur in der Form eines Kommentars.

Das Korrigieren und das Kommentieren sind hier keine gegensätzlichen Operationen, sie sind untrennbar miteinander verbunden. Und nicht nur hier: Unzählige stiftliche Lesespuren changieren zwischen diesen und anderen hergebrachten Kategorien, wenn man sie denn lässt. ¹²³ Wo Mann in einem gedruckten Text die Wendung »des selben« getrennt geschrieben erblickt, wird der Fehler nicht etwa mit einem stiftlichen Deleatur korrigiert (siehe Abbildung 43). »Spatium!« kommentiert Mann korrigierend. Oder soll man es kommentierendes Korrigieren nennen?

Neben Goethes Verszeile »Auch etwas Menschlich in dem Busen fühlen?« in *Torquato Tasso* wiederum fragt Mann mit dem Bleistift »Warum nicht: Menschliches im?« (siehe Abbildung 44). Ja, warum eigentlich? Und wen muss man diese Frage beantworten lassen, um zu entscheiden, ob sie

¹²² *Thomas Mann* 2418, Bild 103.

¹²³ Vgl. dazu auch Theresia Birkenhauers Bemerkung, dass sich schon Hölderlins autografe Lesespuren bisweilen »als Kommentare, aber auch als Hinweise für beabsichtigte Korrekturen lesen« lassen. Siehe Theresia Birkenhauer: *Empedokles*, in: Hölderlin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. von Johann Kreuzer, 2011, S. 198–223, hier S. 207.

Abbildung 44: Eine Alternative von Mann für *Torquato Tasso*.Quelle: *Thomas Mann* 532:5, Bild 298.

(auch) als ein Korrekturvorschlag an Goethe höchstpersönlich zu verstehen ist?

Oder man blicke auf Thomas Manns Lektüren der Texte seines Bruders Heinrich. Zum einen ist da etwa der 1903 erschienene Roman *Die Jagd nach Liebe*, der bekanntermassen für das erste grosse Zerwürfnis der beiden Brüder sorgt. Nicht nur der Brief, zum dem sich Thomas aufgrund der Romanlektüre veranlasst sah, ist voll mit vernichtender Kritik.¹²⁴ Auch das von Thomas gelesene Druckexemplar selbst, das sich in der Nachlassbibliothek erhalten hat, ist gespickt mit unmissverständlichen Lesespuren. »Unsinn!«, heisst es da gleich an zwei Stellen, »Das Motivische paßt garnicht in den Styl!« und nochmals »Styl!« an zwei anderen, »Hätte nicht hier wenigstens der ›Schenkel‹ vermieden werden können?!«, fragt er an einer für ihn allzu frivolen Stelle, andernorts findet er etwas »unglaublich falsch!« oder aber streicht schlicht einen ganzen Satz und befindet: »Überflüssig« (siehe das untere Beispielbild auf Abbildung 1, Seite 11).

Zum anderen Beispiel kann man sich Thomas' Ausgabe der *Weissen Blätter* vom November 1915 vornehmen, in der er den Essay *Zola* von Heinrich sehr intensiv mit dem Bleistift studiert hat.¹²⁵ So manche Lesespur liest sich dort als kritischer Kommentar bis hin zu einzelnen stiftlichen »?« und »?!«. Und dann ist da gegen Ende des Essays dieser Satzauftakt, der durch eine eigenwillige Verbstellung auffällt und den Mann zur stiftlichen Frage veranlasst: »Druckfehler? Oder Französisch?« (siehe Abbildung 45). Man muss gar nicht davon ausgehen, dass Thomas seinen Bruder das nach der Lektüre auch noch direkt fragte, und man muss auch nicht bemerken, dass die Satzstellung in späteren Ausgaben angepasst wurde,¹²⁶ um zu erkennen, dass diese Frage wie überhaupt alle der genannten Einlassungen auch einen korrektiven Impetus haben.

124 Thomas an Heinrich, 5. Dezember 1903, GKFA 21, S. 239–250. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Ariane Totzke: *Liebe und Erotik*, in: Blödorn, Marx, Thomas Mann Handbuch, S. 320–322.

125 *Thomas Mann* 5054.

126 Vgl. beispielsweise Heinrich Mann: *Zola. Essay*, 1962.

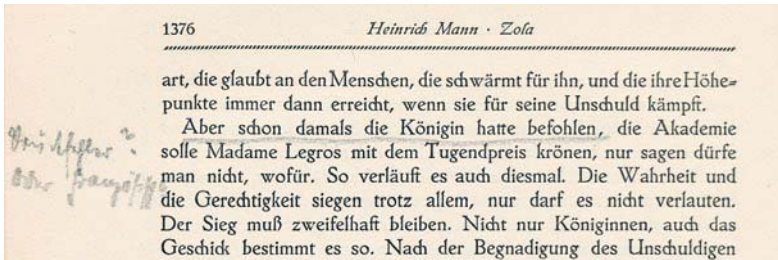


Abbildung 45: Thomas in Heinrichs *Zola*: »Druckfehler? Oder Französisch?«

Quelle: *Thomas Mann 5054*, Bild 81.

Wie das Kommentierende lässt sich dieses Korrektive freilich nicht mit einer klar erkennbaren Funktion oder Intention erklären. Viel eher handelt es sich hierbei um einen kommunikativen Effekt des beschriebenen Gestus, dass hier jemand eine stiftliche Intervention für angebracht hielt.¹²⁷ Wiederholt stellt sich das Annotieren in solchen Lesespuren damit *wesenhaft* als *Intervenieren* heraus, worin schliesslich ein zentrales Gemeinsames aller stiftlichen Lesespuren augenfällig wird: Sie sind die Spuren eines Stifts, der zwischen die Buchdeckel, zwischen die Zeilen, oft noch zwischen die Buchstaben fährt und sich dort bemerkbar macht.

Auch von dieser Seite her ist die Penetrationsmetapher also naheliegend. Doch anders als bei Castorp bezieht sie sich nun nicht mehr nur auf das Buch als libidinöses Objekt, sondern wird – unbedingt immer noch (auch) materiell gedacht – texttheoretisch. »Le commentaire ne se contente plus de cerner le texte, de camper sur ses marches, il pénètre dans son sein, il se répand en lui«, schreibt Ferrer.¹²⁸ Und für Christian Benne zeigen Lesespuren ebenfalls »exemplarisch die enge Verbindung der Tätigkeit der Hand und des tiefen *Eindringens* in einen *Text* an, sein buchstäbliches Be- und Ergreifen.«¹²⁹ Wenn der Stift derart in das Buch interveniert, tut er das also, so könnte man im vollen Wortsinn des Kompositums konstatieren, ganz konkret auch auf der Ebene des ›Text-Materials‹.

127 Dementsprechend ist auch hier die Anwendbarkeit von Moulins Unterscheidung in ›endozentrische‹ und ›exozentrische‹ Annotationen fraglich: Aufgrund welcher Kriterien sich diese Differenz im gezeigten Beispiel (oder bei einer anderen Annotation) feststellen liesse, bleibt notwendigerweise eine prekäre, da hermeneutische Entscheidung. Vgl. dazu Anm. 194 auf Seite 209.

128 Ferrer, Introduction, S. 14.

129 Benne, Die Erfindung des Manuskripts, S. 36. Keine Hervorhebungen im Original.

4.2.1.3 Modifizieren

Die geschilderte Interventionsweise in das Text-Material betrifft im Übrigen nicht mehr nur allografe Lektüren. Mit dem Stift lässt sich vorzüglich auch in eigene Texte intervenieren und genau von dort her kommt ja der Korrekturbegriff der *critique génétique*, da sich die textgenetische Forschung, wie gesagt, vornehmlich für solche Korrekturen interessiert, die den schriftlichen Entstehungsprozess literarischer Werke betreffen.

Das beginnt mit der Revision der eigenen Manuskripte. Mit einer von Marquis de Sade kommenden Drastik beschreiben Michael Pfister und Stefan Zweifel bereits diesen Akt als Vergewaltigung, denn die »Gewalt des Griffels entjungfert beim Überarbeiten die Unschuld des ersten Entwurfs [...], er dringt in die Öffnungen und Löcher des Satzbaus ein«, so die sadistische Deutung.¹³⁰ Doch mit der Lektüre von ersten Entwürfen hören die Interventionen in eigene Texte noch lange nicht auf. Wenn Grésillon festhält, dass sich Korrekturen »in ausnahmslos allen Entstehungsphasen«¹³¹ eines Texts finden, dann möchte man hinzufügen: und darüber hinaus.

Erneut kann hier Manns Nachlass als Exempel dienen. Mann hat nämlich nicht nur allografe Texte stiftlich annotiert. Auch eigene Texte wollte er oft nicht unkorrigiert und unkommentiert stehen lassen, und zwar selbst in Druckfassungen weit jenseits von Korrekturfahnen. In der Nachlassbibliothek befinden sich mehrere solcher Ausgaben. Als Beispiel sei hier der Essay-Band *Adel des Geistes* genannt, der 1945 im Rahmen der *Stockholmer Gesamtausgabe der Werke von Thomas Mann* erstmals aufgelegt wurde. Der Band vereint verschiedene bereits anderswo publizierte Essays aus rund zwei Jahrzehnten, von *Der alte Fontane* (1922) bis *Anna Karenina* (1940). Und er enthält in der Version in Manns Bibliothek eben auch zahlreiche stiftliche Lesespuren von nicht weniger als fünf unterschiedlichen Stiftarten: Buchstaben, Interpunktionszeichen, Korrekturzeichen, Pfeile, Kreuze, Anstreichungen, Unterstreichungen und Streichungen in Bleistift und blauem Farbstift sowie in schwarzer, blauer und türkisfarbener Tinte.¹³²

Bei den meisten dieser Lesespuren ist anhand des Duktus die Urheber-

130 Michael Pfister, Stefan Zweifel: *Das skripturale Sperma des Marquis de Sade*, in: *Bilder der Handschrift. Die graphische Dimension der Literatur*, hg. von Davide Giuriato und Stephan Kammer, 2006, S. 25–58, hier S. 26.

131 Grésillon, Über die allmähliche Verfertigung von Texten beim Schreiben, S. 24.

132 Auf welcherart tintenführende Stiftarten die entsprechenden Spuren zurückgehen, ist heute nur mehr schwer zu eruieren. Im Buch befinden sich ferner noch zwei Einlagen in Form von Papierstreifen. Auf diesen wurde vom TMA mit Bleistift die Seitenzahl ihres Fundorts vermerkt.

schaft Manns klar festzustellen – wodurch unweigerlich die Frage nach ihrer Bedeutung an Brisanz gewinnt. Nun lässt sich zwar ein guter Teil der Lesespuren mit dem Bestreben erklären, Druckfehler zu beheben: Es handelt sich um einfach als solche erkennbare stiftliche Korrekturen, die zudem leicht mit einem Brief Manns an Justinian Frisch vom Bermann-Fischer-Verlag zusammenzubringen sind. In diesem Brief vom 27. Januar 1948 zeigt sich Mann hocheifrig, dass die Stockholmer Gesamtausgabe in Winterthur neu aufgelegt werden soll:

Oft genug habe ich unter den Mängeln der Stockholmer Drucke geseufzt. Sie pflanzen sich fort. Eben erhielt ich die Wiener Ausgabe von ›Lotte in Weimar‹, die alle Entstellungen sorgfältig konserviert. Es ist ein Jammer. Und wie oft habe ich nun schon Druckfehlerlisten sämtlicher Bücher an Dr. Bermann geschickt, der versprach, sie weiter zu geben!¹³³

Aber allein damit sind die stiftlichen Lesespuren in Manns Büchern mitnichten hinreichend ausgedeutet. Weder sind die *Bücher* an sich schlichtweg mit den genannten Druckfehlerlisten zu verwechseln, noch sind die stiftlichen Lesespuren allesamt Korrekturen im engeren Sinne. Im Gegenteil: Weniger als ein Drittel der im entsprechenden Band identifizierten Phänomene sind einigermaßen klar als Korrekturen bestimmbar. Fast doppelt so häufig vortreten sind hingegen An- und Unterstreichungen.¹³⁴

Ausserdem fällt auf, dass selbst von den eindeutigen Korrekturen im Bibliotheksband von 1945 längst nicht alle für die Neuausgabe von 1948 berücksichtigt wurden. So ist dort auf Seite 115 weiterhin von einer »epischen Bildungsreihe« statt einer »Bildungsreise« die Rede, auf Seite 139 findet

133 Siehe *B-I-FRISJ-2*. Man kann Manns Leiden angesichts der fehlerhaften Werkausgaben auch in Zusammenhang bringen mit Gerhard Neumanns Feststellung, Mann habe nach einem »Text ohne Varianten« gestrebt. Vgl. Gerhard Neumann: *Schreiben und Edieren*, in: *Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel*, hg. von Heinrich Bosse und Ursula Renner, 1999, S. 401–426, hier S. 422. Es sei diesbezüglich zudem noch einmal an Manns Äußerungen zur »Sauberkeit« seiner Werke erinnert, siehe Anm. 176 auf Seite 204. Im texttheoretischen Verständnis der vorliegenden Studie unterliefen Thomas Mann und Erich Neumann mit den stiftlichen Korrekturen ihr Bestreben freilich immerzu, da sie so zwar korrigierten, aber hierin eben auch *neue* Texte generierten.

134 Im Projekt *Produktive Lektüre* wurden im Band *Thomas Mann 101* insgesamt 186 Phänomene identifiziert. Davon kommen 180 als stiftliche Lesespuren in Betracht. 54 Phänomene wurden als Korrekturen erfasst, 93 als Anstreichungen und neun als Unterstreichungen.

rinnen ihre Nähe nicht verweigert, und wirkt also im Philistersinn zersetzend, auch da noch, wo er nach seinem Bewußtsein bewahren will, wie Goethe in den „Wahlverwandschaften“ die Ehe bewahren wollte. Man kennt Byrons ~~Libertiner~~-Spott über den „alten Fuchs“, der „nicht aus seinem Bau herausgeht und von da recht anständig predigt“. Die „Wahlverwandschaften“ und „Werthers Leiden“ nennt dieser Spott eine Persiflage der Ehe, wie sie Mephisto selbst nicht

Sympathie für das Menschliche, er ist der Liebesmacht verwandt, die großen Sünderinnen ihre Nähe nicht verweigert, und wirkt also im Philistersinn zersetzend, auch da noch, wo er nach seinem Bewußtsein bewahren will, wie Goethe in den «Wahlverwandschaften» die Ehe bewahren wollte. Man kennt Byrons Libertiner-Spott über den «alten Fuchs», der «nicht aus seinem Bau herausgeht und von da recht anständig predigt». Die «Wahlverwandschaften» und «Werthers Leiden» nennt dieser Spott eine Persiflage der Ehe, wie sie Mephisto selbst nicht besser hätte schreiben können. Der Schluß

Abbildung 46: Korrektur in der Ausgabe 1945 – nicht umgesetzt in der Ausgabe 1948. Quelle: *Thomas Mann 101*, Bild 164 (links); *Thomas Mann 635:11*, Seite 158 (rechts; nicht digitalisiert; eigene Aufnahme).

ein in der Ausgabe von 1945 blau hinzugefügtes Komma keinen Eingang, auf Seite 144 geht die Welt immer noch »zugrund« statt »zugrunde«, auf Seite 158 wird eine bleistiftliche Streichung nicht berücksichtigt und »Byrons Libertiner-Spott« damit nicht zu »Byrons Spott« verkürzt und so weiter.¹³⁵

Es hat also höchstens eine Minderheit der stiftlichen Lesespuren in Manns *Adel des Geistes* von 1945 direkt der Verbesserung einer späteren Ausgabe gedient. Eine grosse Mehrheit der Stiftspuren, allen voran die Anstreichungen, Unterstreichungen, Kreuze und Pfeile, lässt sich hingegen nicht in dieses funktionale Schema integrieren. Selbstredend wurde keines von diesen (Para-)Zeichen in die Ausgabe von 1948 übernommen.

Nur schon die unterschiedlichen verwendeten Stiftarten machen es jedenfalls sehr wahrscheinlich, dass Mann dem Buch mehrere Lesedurchgänge widmete, die jeweils nicht ausschliesslich dem Korrekturlesen dienten. Und tatsächlich notiert er bereits am 22. September 1947 im Tagebuch:

135 Die genannten Seitenzahlen beziehen sich auf die Ausgabe von 1948, die stiftlichen Korrekturen finden sich in *Thomas Mann 101* auf den Bildern 120, 144, 149 und 164.

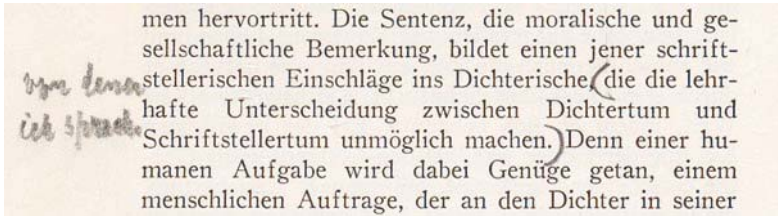


Abbildung 47: Mann ändert *Goethes Laufbahn als Schriftsteller* mit Bleistift.
Quelle: *Thomas Mann 101*, Bild 161.

»Las abends zur Erinnerung in meinen Goethe-Aufsätzen.«¹³⁶ In *Adel des Geistes* sind vier solche Aufsätze enthalten und alle weisen sie (unter anderem) bleistiftliche Anstreichungen von Manns Hand auf.¹³⁷

Neben eindeutigen Korrekturen haben Manns autografe Lektüren also auch allerhand stiftliche Lesespuren mit fraglicher Funktion gezeitigt. Wie sind etwa die durchgängig verstreuten Klammern zu verstehen, die gezielt einzelne Textstellen zu umfassen scheinen? Die GKFA interpretiert diese Lesespuren als »Markierungen für Kürzungen, die nicht ausgeführt wurden«.¹³⁸ Damit wird ihnen potenziell textgenetische Relevanz zugeschrieben, jedoch nur, um ihnen diese im konkreten Fall implizit gleich wieder abzusprechen, denn gerade insofern die Klammern nicht zu einem anderen Drucktext führten, scheinen sie ihr Potenzial nicht eingelöst zu haben.

Einiges spricht dafür, dass die Klammern mögliche Kürzungen für einen mündlichen Vortrag kennzeichnen (und, mit Wirth gesprochen, also »Vorlesespuren«¹³⁹ sind). So scheint Mann an einer Stelle mit einer Marginalie einen gedruckten Nebensatz durch die einfachere Variante »von denen ich sprach« zu ersetzen (siehe Abbildung 47). Doch das vermag nicht zu erklären, warum er dazu die Ausgabe von 1945 verwendet, wenn er den betreffenden Text *Goethes Laufbahn als Schriftsteller* seit 1932 bereits mehrfach vor Publikum vorgetragen hat und ihm der Essay überdies auch noch in der Werkausgabe von 1936 vorliegt – wo er ihn ebenfalls mit bleistiftlichen Anstreichungen versehen hat.¹⁴⁰

136 Tagebücher 1946–1948, S. 160.

137 Gemeint sind die Essays *Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters*, *Goethes Laufbahn als Schriftsteller*, *Goethe und Tolstoi* sowie *Über Goethes »Faust«*.

138 GKFA 19.2, S. 62 f.

139 Wirth, Lesespuren als Inskriptionen.

140 Siehe *Thomas Mann 97*.

Aufmerken lässt in der Ausgabe von 1945 zudem eine Kombination aus Klammern und Marginalien, mit der Mann die gedruckte Version von *Goethes Laufbahn als Schriftsteller* mit dem Stift nicht nur kürzt, sondern eine Aussage inhaltlich überholt. Während Mann im Drucktext noch schrieb, Goethes »Langsamkeit, das tief Zögernde seiner Natur« sei »merkwürdigerweise erst in unseren Tagen erkannt und verstanden« worden, klammert er den zweiten Teil der Aussage nun mit dem Farbstift ein und notiert alternativ schlicht, sie sei »oft bemerkt« worden (siehe Abbildung 48).¹⁴¹

Auch diese Textversion wurde 1948 nicht übernommen. Wie alle stiftlichen Lesespuren sind denn auch solche Phänomene nicht *ausschliesslich* in korrektiver Funktion zu verstehen. Aus einer mit Vorliebe auf spätere, werkförmige (Druck-)Texte ausgerichteten Perspektive müssen stiftliche Kommentare zu (allografen *und* autografen) Drucktexten fast notwendigerweise rätselhaft bleiben und Anstreichungen und dergleichen erst recht. Doch man braucht gar nicht nur stets an allfällige spätere Texte zu denken. Textgenetisch wertvoll ist bereits die exakte Beschreibung dessen, was im Moment der Stiftlektüre passiert: Stiftliche Lesespuren sind immer gleichzeitig Zeugen einer Arbeit *mit* dem Text und *am* Text.

Es ist Wirth darum unbedingt zuzustimmen, wenn er festhält: »Genau genommen bewirken Lesespuren sogar das Gegenteil von Paratexten im Sinn Genettes, denn durch sie wird ein Buch wieder zu einem Text.«¹⁴² Das lässt sich bei Mann beobachten, desgleichen bei Bertolt Brecht und noch weit über diese hinaus ist es normal, dass vermeintlich »abgeschlossene Werke [...] später erneut »aufgeschmolzen und transformiert«¹⁴³ werden.

141 Man beachte, dass die Klammern-Marginalien-Kombination auf Abbildung 47 mit Bleistift gefertigt wurde, diejenige auf Abbildung 48 jedoch mit blauem Farbstift. Beide Lesespuren stammen dem Duktus nach eindeutig von Thomas Mann.

142 Wirth, Lesespuren als Insriptionen. Schon dem Folgesatz bei Wirth, wonach »[d]urch handschriftliche Interventionen [...] das gedruckte Buch zum *Prätex*t und als Feld von materiellen Lesespuren zum *Avant-Text*« wird, möchte ich in seiner singulären Ausrichtung auf (anderweitig stattfindende) Schreibprozesse jedoch nicht mehr folgen.

143 Efimova, Das Schriftsteller-Notizbuch als Denkmedium in der russischen und deutschen Literatur, S. 81. Die zitierte Metapher geht zurück auf Peter Villwock, Erdmut Wizisla: *Brechts Notizbücher*. Überlegungen zu ihrer Edition, in: Text. Kritische Beiträge 10, 2005, S. 115–144, hier S. 118. In dieser materiell orientierten texttheoretischen Perspektive ist vorderhand auch unerheblich, dass Mann und Brecht offensichtlich zwei unterschiedliche Werkpolitiken verfolgten, da sich Ersterer stärker an einem statischen Textideal orientierte. Vgl. dazu Anm. 133 auf Seite 251.

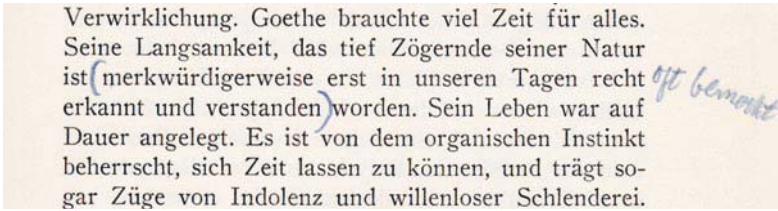


Abbildung 48: Mann ändert *Goethes Laufbahn als Schriftsteller* mit blauem Farbstift. Quelle: *Thomas Mann 101*, Bild 176.

Denn es ist genau das, wozu noch der in ein Buch gedruckte Text einlädt, wie auch Benne bemerkt:

Ein durch manuelle Lesespuren – und seien es nur Eselsohren – modifiziertes Buch ist bereits kein reines Druckerzeugnis mehr, sondern ähnelt, metaphorisch gesprochen, einem Palimpsest, in dem der gedruckte Text lediglich die unterste Schicht ausmacht. Das Buch ist schon früh ein interaktives Medium, weil es zur physischen Modifizierung und Spezifizierung durch den Lesenden einlädt, der es sich mit der Hand erschließt und es deshalb zumindest teilweise in ein eigenes Manuskript zurückführt.¹⁴⁴

Das Buch, das sich als interaktives Medium zur Modifikation anbietet – damit kommt ein absolut zentraler Aspekt zur Sprache. Denn anders als es jene textgenetischen Auffassungen implizieren, die stiftliche Korrekturen daran messen, ob sie spätere Drucktexte beeinflusst haben, muss es das Anliegen der Lesespurenforschung sein, die epistemologische und poetologische *Eigenart* ihres Untersuchungsgegenstands herauszustellen. So ist eine stiftliche Korrektur wie überhaupt jede stiftliche Lesespur nicht nur als ein Entwurf zu einer möglichen, anderswo zu realisierenden Modifikation zu verstehen – sie *ist* bereits eine sehr spezifische Modifikation.

¹⁴⁴ Benne, *Die Erfindung des Manuskripts*, S. 36. Fast gleichlautend formuliert es Michael Diers: »Unter der randschreibenden Hand des Lesers vollzieht sich am gedruckten Buch eine Metamorphose: es wandelt sich zurück in ein Manuskript.« Siehe Diers, *An den Rand geschrieben*, S. 18.

4.2.1.4 Schreiben?

Man könnte die zuletzt erwähnten Lesespuren aus Manns Nachlassbibliothek zum Anlass nehmen, um auf einer philosophischeren Ebene die Unterscheidung zwischen autografen und allografen Lektüren zu reflektieren. Denn wenn diese Unterscheidung aus der Differenz zwischen dem Eigenen und dem Fremden abgeleitet wird, muss man sich die Frage stellen, was das denn genau ist, dieses Eigene und das Fremde. Kann man mit einigem zeitlichen, biografischen oder mentalen Abstand nicht auch gegenüber einem früheren Ich und dessen Werk fremd werden? Wenn Mann »zur Erinnerung« in seinen Texten liest, kann man das dann nicht auch so verstehen, dass sie ihm bereits zu einem gewissen Mass fremd geworden sind?

Umso schwieriger ist es dann, *allen* Lesespuren eine klare *Funktion* zuzuschreiben, und zwar den allografen wie (potenziell) auch den sogenannten autografen. Selbst von den letzteren haben ja wie beschrieben bei Weitem nicht alle Eingang in die Neuauflage gefunden – was bei Anstreichungen, Kreuzen und Marginalien auch eher schwer vorstellbar wäre. Aber wenn ihre Funktion nicht in jedem Fall zwingend darin bestand, den Text einer neuen Publikation vorzugeben, was ist dann ihr *Sinn*?

Man kommt an diesem Punkt nicht umhin, die untersuchten Phänomene zuerst als Selbstzweck, ihren Sinn zunächst einzig in der *tatsächlich* vorliegenden stiftlichen Modifikation zu verstehen. Nur so wird letztlich erklärbar, warum gelegentlich auch Leser:innen ihre Texte und Bücher annotieren, die, weil sie vielleicht rein ästhetische Lektüren vorziehen, gar nie (andernorts) schreiben wollen. Jede stiftliche Unterstreichung, jede Anstreichung, jede Klammer, jede Umrahmung und jede Marginalie wird in erster Linie deshalb hinterlassen, weil sie vorher nicht da war, aber nun da sein soll. Jede stiftliche Lesespur tritt an die Stelle, wo sie vorher gefehlt hat.

Darüber hinaus ist ihre Bedeutung jedoch so schwierig zu fixieren, wie die aller textuellen Phänomene. Man sollte auch bei Lesespuren nicht von einem festen, unverrückbaren Sinn ausgehen, den man nur zu ergründen braucht. Die Bedeutung von Lesespuren, mithin auch ihre (kommunikative) Funktion, ergibt sich aus den Fragen, die man an sie stellt. Ihr Erkenntniswert hängt entscheidend von der eigenen Erwartungshaltung ab. Keine Unterstreichung ist bloss eine Markierung. Sie kann auch als Korrektur oder als Kommentar, als Effekt eines Umschreibens oder Überschreibens, als medientechnisches Artefakt gelesen werden – oder schlicht als Indiz für einen Lektüreakt.

»Zeichen am Rande des Sinnzusammenhangs«¹⁴⁵ nennt Wieland sie da-

her und versteht »diese skripturalen Topographien in den Randzonen von Büchern mit Hans Ulrich Gumbrecht als eine Art nichthermeneutische[s] Feld« und »als eine Erfahrung von ›Materialität‹, die dem Verständnisanspruch interpretativer Verfahren vorderhand entzogen bleibt«. ¹⁴⁶ Und auch Thaler resümiert, jede Lesespur erfinde sich »ihr eigenes Alphabet«, das »einem ganz eigenen Idiom der Schriftlichkeit« folge, »oftmals verstehbar nur für den, der es verwendet«. ¹⁴⁷

Die einzige Konstante bleibt, dass stiftliche Lesespuren eben auch Spuren einer Arbeit *am* Text sind. Sind Stifte an einem Lektüreprozess beteiligt, werden die gelesenen Texte in einem handfesten Sinn mit Bewegung konfrontiert. Die intellektuelle Bewegung, die bei der Lektüre immer passiert, transformiert sich dabei in physische Bewegung und formiert so den Text neu. Was sonst unsichtbar bleibt, wird dadurch sichtbar: dass Lesen nie ein eindirektional rezeptiver, ausschliesslich aufnehmender Vorgang ist. Jeder Text wird bei seiner Lektüre rekonstruiert; und mit dem Stift geschieht das durch erkennbare Bewegungen. Mit dem Stift zu lesen, ist demnach die materialisierte Variante dessen, was Lektüre immer schon ist: eine formative Handlung. Mit dem Stift zu studieren, macht sichtbar, dass Rezeption immer auch Produktion ist. ¹⁴⁸

Man sollte die Terminologie der *critique génétique* darum sehr wörtlich nehmen, wenn sie den Begriff der Korrektur aus dem Begriff der ›Um-Schreibung‹ herleitet. Ja, aus der Sicht der Lesespurenforschung lässt sich die Definition mit guten Gründen sogar umkehren und postulieren, dass *jedes* stiftliche Korrigieren ein spezifisches Um-Schreiben darstellt, mithin jedes stiftliche Annotieren ein Einschreiben, Überschreiben und Weiterschrei-

146 Wieland, *Materialität des Lesens*, S. 151.

147 Thaler, *Die Ausweitung der Manuskriptzone: Autorenbibliotheken*, S. 26.

148 Mit Jean-Marc Chatelain gesprochen, ist das Annotieren mit dem Stift »tout à la fois une opération secondaire et une opération constituante: celle par laquelle un discours devient un texte«. Siehe Jean-Marc Chatelain: *Un crayon à la main*. Éditorial, in: *Revue de la Bibliothèque nationale de France* 2, 1999, S. 18. Vgl. auch Rautenberg und Schneider, gemäss denen Marginalien »es ermöglichen, die Bedeutungskonstruktion eines individuellen Lesers zu [sic] einem Text zu erschließen«, in Rautenberg, Schneider, *Historisch-hermeneutische Ansätze der Lese- und Leserforschung*, S. 103. Im Übrigen entspricht dieser Befund auch psychologischen Erkenntnissen, wonach »das Textverstehen auch und gerade eine kognitiv-aktive (Re)Konstruktion von Information darstellt«. Siehe Ursula Christmann, Norbert Groeben: *Psychologie des Lesens*, in: Franzmann, Hasemann, Löffler, Schön, *Handbuch Lesen*, S. 145–223, hier S. 146.

ben.¹⁴⁹ Im Sinn der Unterscheidung von Schriftlichkeit und Stiflichkeit ist hier die Rede von einem ›Schreiben‹, das nicht zwingend *Schrift produziert*, sondern mitunter bestehende Schrift materiell spezifisch *markiert* und *modifiziert* – und gerade dadurch *neue Texte erzeugt*.¹⁵⁰

4.2.1.5 Von Text zu Text'

Auf Papier

Im bereits erwähnten Band zu ihrem textlinguistischen Neuansatz schreiben Hausendorf et al., die Geschichte des Buchdrucks sei »auch eine Geschichte der Reduktion situationsbasierter Lesbarkeitshinweise zugunsten hoch spezialisierter visueller Wahrnehmung«. ¹⁵¹ Zurückgeführt wird das auf die mit dem Buchdruck einhergehende »Standardisierung der Druckträger (Papier) und der Buchstaben (Lettern)« sowie die »Forcierung des leisen und einsamen Lesens«. ¹⁵² Aus Sicht der Lesespurenforschung ist das nicht nur relevant, weil damit die grundlegenden Bedingungen des stiftlichen Annotierens an sich angesprochen sind. Die Feststellung von Hausendorf et al. hat auch das Potenzial, bislang unerkannte theoretische Prämissen zum Verhältnis von gedrucktem Text und Stiftspuren zu erhellen.

149 Man beachte in diesem Zusammenhang abermals den programmatischen Aufsatz von Wirth, in dem er zuhanden der Lesespurenforschung »versucht, Schreibprozessforschung und Schrifttheorie, Schreibprozessforschung und Zeichentheorie, Editionstheorie und Actor-Network-Theorie miteinander ins Gespräch zu bringen«. Wirth hat dazu ein ›Vierphasenmodell von Lese- und Schreibproduktivität‹ erstellt. In der ersten Phase, der ›Lese-Phase‹, produziert ein ›Lecteur‹ sogenannte ›avant-textuelle Inskriptionen‹. In der folgenden ›Schreibphase‹ ist der ›Scripteur‹ dann gleichzeitig auch ein ›Ego-Lecteur‹. Darauf folgt die ›Publikationsphase‹, in der der vormalige ›Scripteur‹ zum ›Proto-Auteur‹ wird, bevor er in der ›Post-Publikationsphase‹ respektive der ›Phase des Après-Texts‹ als ›Auteur‹ oder eben wieder als ›Lecteur‹ eigentliche ›Après-Inskriptionen‹ oder ›après-epitextuelle Schreibspuren‹ hinterlässt. Siehe Wirth, Lesespuren als Inskriptionen. Wieland wiederum setzt dem Begriff der ›Inskription‹ denjenigen der ›Impression‹ entgegen. Siehe Wieland, Border Lines – Zeichen am Rande des Sinnzusammenhangs.

150 Man könnte als Reaktion auf Grésillon, die bemerkte, dass die Analyse des Lesens und des Schreibens »[t]eils aus epistemologischer Kurzsichtigkeit, teils aus heuristischen Gründen« allzu oft getrennt bleiben, der Lesespurenforschung also die Aufgabe zuweisen, immerhin die Operationen des ›Lesens mit dem Stift‹ und des ›Schreibens mit dem Stift‹ zu rekonfigurieren. Siehe Grésillon, Über die allmähliche Verfertigung von Texten beim Schreiben, S. 8.

151 Hausendorf, Kesselheim, Kato, Breitholz, Textkommunikation, S. 87. Hervorhebung im Original.

152 Ebd., S. 85 f.

Wenn man in der Moderne aus den zitierten Gründen zunehmend dazu neigte, gedruckte Texte als eine weitgehend situationsunabhängige Kommunikationsform wahrzunehmen, wenn also insbesondere in Bücher gedruckte Texte verstärkt dazu veranlassten, in der textbasierten Kommunikation von der Materialität, der Skripturalität und der Lokalität der jeweiligen Lektüresituation abzusehen, dann kann man den Einsatz des Stifts beim Lesen eines Buchs kaum anders denn als eine massive Störung dieser Ordnung verstehen. Von der lesenden Person selbst wird diese Störung zwar nur selten als solche wahrgenommen.¹⁵³ Umso mehr macht sie sich jedoch auf der theoretischen Ebene bemerkbar.

Indem die stiftliche Lesespur fast schon in Extremform auf ihre Materialität, ihre (prekäre) Skripturalität und ihre Lokalität verweist, bildet sie einen radikalen Gegensatz zum gedruckten Text – weswegen ihr allzu oft geradewegs abgesprochen wird, selbst Teil eines Texts beziehungsweise *des* Texts zu sein. Doch muss man Lesespuren texttheoretisch wirklich zwingend vom Drucktext separieren? Wer sagt, dass ein Zeichengefüge materiell einheitlich sein muss, damit es als ein *Text* und *ein* Text gelten darf?

Wie ich mit dem Konzept der Stiftlichkeit hervorhebe, unterscheiden sich Stiftspuren in der Regel phänomenologisch eindeutig von gedrucktem Text. Augenfällig ist das, wenn man ein Buch auf das Vorliegen stiftlicher Lesespuren hin durchsucht. Freilich muss man dabei ähnliche Medientechniken anwenden wie beim blossen Lesen eines Buchs: Man blättert von Seite zu Seite und mustert aufmerksam deren Oberfläche. Doch aufgrund der Differenz von Material, Zeichenform oder Position bereitet die optische Dichotomisierung von Gedrucktem und Stiftlichem im konkreten Fall sodann meist keine Mühe.

Anders verhält es sich jedoch mit der weitergehenden Analyse der stiftlichen Lesespuren. Hermeneutisch sind diese nämlich ebenso streng vom Drucktext zu unterscheiden wie auf ihn zu beziehen. Sucht man nach der Bedeutung stiftlicher Lesespuren, wird man, falls überhaupt, nur eingedenk ihrer spezifischen phänomenologischen Differenz zum gedruckten Text Erklärungen finden. Erst diese Differenz ist als epistemologische und poeto-

153 Ausnahmen bilden beispielsweise literarische *Lese-Szenen* mit Stiftbeteiligung, denn im Sinn des Bindestrich-Kompositums (vgl. Seite 198) zeigt sich in diesen ein Wissen über das Verhältnis von Text(-Lektüre) und Stiften. Auch der Penetrationstopos kann letztlich noch als Wissensform über die nicht selbstverständliche jeweilige Relation von Text und Material verstanden werden. In jenen Lese-Szenen geht es, unter anderem, ebenfalls um das epistemische und poetische Produktivpotenzial von Stiften, das immer schon über das Lesen hinausreicht.

logische Relation beschreib- und deutbar. So ist es weder bei einer Marginalie noch bei einer Unterstreichung einerlei, ob sie mit dem Text mitgedruckt oder durch einen Stift hinzugefügt wurde. Genau diese Differenz darf man wiederum aber nicht so verstehen, dass sie texttheoretisch unüberbrückbar wäre.

Dass die Bedeutung einer stiftlichen Lesespur nur aus der phänomenologischen Differenz zum Drucktext hergeleitet werden kann, bedeutet vielmehr, dass sie gleichzeitig ganz wesentlich von ebendiesem Drucktext abhängt. Oder auf eine (nur vordergründig paradoxe) Formel reduziert: Stiftliche Lesespuren in Drucktexten erhalten erst dann ein epistemologisches und poetologisches Potenzial, wenn man sie als Teil einer *textuellen Einheit* begreift, die durch eine *phänomenologische Differenz* charakterisiert ist.

Diese Einheit lässt sich von der Lesespur her begründen, insofern die Lesespur nicht als solche erkennbar wäre ohne die Textreferenz. Sie lässt sich texttheoretisch aber auch vom stiftlich modifizierten Drucktext her begründen. Nach Hausendorf et al. ist alles Text, was lesbar ist. Und diesbezüglich integrieren sich Lesespuren realiter viel stärker, als es die bisherige Lesespurenforschung gemeinhin wahrhaben möchte: Lesespuren befinden sich insofern nicht ausserhalb des gedruckten Texts, als der gedruckte Text kaum mehr unbesehen der Lesespuren lesbar ist.¹⁵⁴ Wer schon einmal ein Buch gelesen hat, das zuvor jemand anderes annotiert hat, weiss, wovon die Rede ist. Einen Drucktext unter Absehung vorhandener stiftlicher Lesespuren zu lesen, ist schlicht deswegen fast unmöglich, weil es sich um den Versuch handeln würde, einen Text zu lesen, der faktisch nicht (mehr) da ist. Denn Lesespuren bilden zusammen mit dem gedruckten Text einen *neuen* Text.

So können im Übrigen auch nicht nur menschliche Prozessoren stiftliche Lesespuren in einem Drucktext kaum mehr ignorieren. Dass die beiden materiellen Ebenen eine bisweilen untrennbare textuelle Einheit bilden, zeigt sich noch in den Problemen, die die automatisierte Texterkennung mit stiftlichen Lesespuren hat. Genau jene Textstellen, die ein Stift modifiziert hat, führen die Software nämlich nicht selten zu Umdeutungen, sodass in der automatisierten Umschrift schliesslich ebenfalls unweigerlich ein neuer, nämlich korrumpierter Text entsteht.¹⁵⁵

154 Hoffmann schreibt hierbei zwar sogar von der »Zerstörung des ursprünglichen Druckbilds«, unterscheidet in der Folge aber zwei Texte: den »Drucktext« und den zusätzlich entstandenen »Lese-Text«. Siehe Christoph Hoffmann: *Schreiben im Forschen. Verfahren, Szenen, Effekte*, 2018, S. 21.

155 Man kann diesen Vorgang an unzähligen Beispielen aus dem Projekt *Produktive Lektüre* nachvollziehen, indem man sich auf der Suchoberfläche der erstellten Daten-

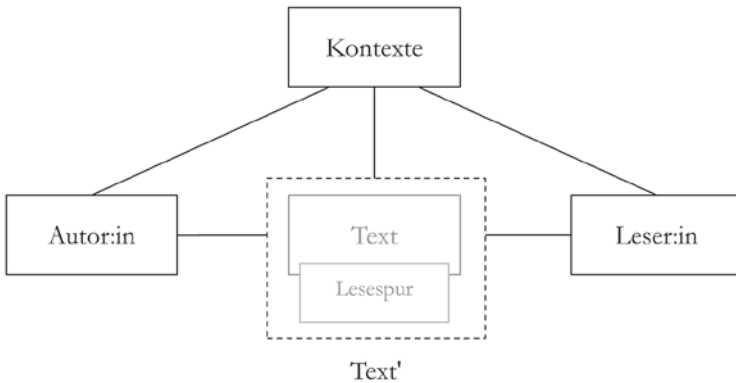


Abbildung 49: Text' im Modell der literarischen Kommunikation.

Quelle: Eigene Darstellung, basierend auf dem Modell von Tilmann Köppe (vgl. Abbildung 30).

Ich halte es indes nicht für nötig, eine solche Umschrift erst vorauszusetzen, um überhaupt von einem neuen Text sprechen zu können. Ist ein gedruckter Text, in dem stiftliche Korrekturen hinterlassen wurden, etwa nicht bereits ein auf seine Weise ›korrigierter‹ Text? Es erschliesst sich mir jedenfalls nicht, warum ein gedruckter und stiftlich modifizierter oder markierter Text erst medientechnisch homogenisiert und in eine einheitliche Materialität überführt werden müsste, bevor er (wieder) als *ein Text* gelten kann.

Lesespuren gehören also nicht etwa nur zum ›dossier génétique‹ eines anderen Texts. Sie sind, um einen anderen Begriff der *critique génétique* zu verwenden, mehr als ein ›Avant-texte‹: Sie bilden zusammen mit dem Drucktext einen eigenen Text. Von selbst versteht sich derweil, dass der Verbund aus gedrucktem Text und stiftlicher Lesespur keinen *gänzlich* neuen Text bildet. Was aus der stiftlichen Lektüre resultiert, ist, wie oben ausgeführt, wesentlich durch die Differenz zwischen Gedrucktem und Stiftlichem charakterisiert. Und so kann man das Resultat auch als eine spezifische ›Ableitung‹ des gedruckten Texts beschreiben oder kürzer: als ›Text'‹.

In Weiterentwicklung der in Abbildung 30 dargestellten Version lässt sich auch der Text' in das Modell der literarischen Kommunikation integrieren.

bank den per Texterkennungs-Software generierten Volltext vorzugsweise auf jenen Seiten anzeigen lässt, wo Drucktext stiftlich unterstrichen wurde. Bezeichnend ist übrigens, dass das einzige Bild im Artikel *Texterkennung* auf der deutschsprachigen Wikipedia (in der Version vom 17. November 2019) eine Illustration genau dieses Problems bietet, siehe *Texterkennung* (de.wikipedia.org/w/index.php?title=Texterkennung&oldid=197372009).

Dabei ist der Text' ebenfalls in Relation zu allen Instanzen der literarischen Kommunikation zu setzen (siehe Abbildung 49). Nur ist die Leser:in-Funktion hier neu zu konfigurieren: Indem sich die Rezeption des (gedruckten) Texts materiell manifestiert, ist die Leser:in-Instanz auch im materiellen Sinn an der Produktion von Text' beteiligt.

Aus texttheoretischer Sicht kann man insofern davon sprechen, dass der Verbund aus gedrucktem Text und stiftlicher Lesespur einen neuen Text bildet, als er eine andere Form von Lesbarkeitshinweisen darstellt als der blosse gedruckte Text. Zur Erinnerung: Das textlinguistische Konzept von Hausendorf et al. basiert darauf, Lesbarkeit und damit Textualität strikt situativ bedingt zu denken. Lesbarkeit und Textualität ergeben sich immer erst im Moment der Lektüre, als Kommunikationseffekt. Und ein Text ist, auch das habe ich bereits erwähnt, in ihrer Sicht nichts Anderes als ein Ensemble von Lesbarkeitshinweisen. Diese speisen sich zum einen aus den Lesbarkeitsquellen Schriftsprachlichkeit, Wahrnehmung und Vertrautheit, zum anderen beziehen sie sich auf Lesbarkeitsmerkmale.

Dass dem Text' gegenüber dem ursprünglichen Text ein eigener Status zukommen kann, zeigt sich nun darin, dass sich ersterer auf andere Art und Weise aus Lesbarkeitsquellen speist und sich auf andere Art auf Lesbarkeitsmerkmale bezieht als letzterer. So setzt ein Text mit stiftlichen Lesespuren eine andere Form der Wahrnehmung voraus als ein ausschliesslich gedruckter Text, weil er sich skriptural, materiell und lokal diverser präsentiert, und er setzt eine andere Vertrautheit voraus, denn man muss eine gewisse Vorstellung davon haben, was Lesespuren sein könnten, um sie als solche zu erkennen.

Wenn jemand mit dem Konzept des stiftlichen Annotierens komplett unvertraut ist, dann würde diese Person die stiftlichen Lesespuren auch nicht als Teil eines Text' wahrnehmen. Die Lesespuren würden in dieser Perspektive entweder als zusammenhangsloses Gekritzeln oder aber (wenn eine erkennbare Schriftsprachlichkeit vorliegt) als eigenständiger Text wahrgenommen. Nur Phänomene, die einem als Schriftzeichen oder als auf Schrift bezogene (Para-)Zeichen *vertraut* sind, kommen demnach als Lesespuren in Betracht und können so einen neuen Text (mit-)konstituieren. Und schliesslich stellen stiftliche Lesespuren eben auch bezüglich der Lesbarkeitsmerkmale, also der Begrenzbarkeit, der Verknüpfbarkeit, der thematischen Zusammengehörigkeit, der pragmatischen Nützlichkeit, der Intertextualität und der Musterhaftigkeit, potenziell wirkungsvolle Modifikationen dar.

Weniger theoretisch ausgedrückt, könnte man es so fassen, dass stiftliche Lesespuren den gelesenen Text modifizieren, indem sie seine Struktur,

seine Gestalt, seine thematische Ausrichtung, seine Relationen und seine Bezüge reorganisieren. Das gilt für ausgreifende Marginalien und Intrazerpte ebenso wie für blosse Unterstreichungen und marginale Ausrufezeichen. Denn noch die kleinste auf den gedruckten Text bezogene stiftliche Intervention modifiziert diesen dadurch, dass sie beispielsweise bestimmte Stellen hervorhebt, für unnötig erklärt oder infrage stellt. Und sie erzeugt damit einen differenten Text, selbst wenn die Differenz nur einen Mikrobereich betrifft.

Hierin liegt dann auch eine Antwort auf die Frage, inwiefern der Unterschied zwischen den in dieser Studie fokussierten Lesespuren und den sich ausserhalb der Bibliothek befindlichen Notizen signifikant ist. Die phänomenologische Differenz zwischen den beiden Phänomengruppen geht mit dem Unterschied einher, dass die Notizen aus texttheoretischer Sicht eine eigenständige Entität bilden und damit auch einen eigenständigen Text. Die Lesespuren hingegen *modifizieren* den gelesenen Text selbst. Eine Notiz verhält sich demnach zum gelesenen Text wie Text_B zu Text_A; eine Lesespur hingegen transformiert den Text_A zum Text_A.¹⁵⁶

Freilich kann der Text_B dem Text_A rein vom Zeichenbestand her genau gleich nah sein wie die stiftliche Lesespur dem Text_A. So kann ein Notizbucheintrag zu einem gelesenen Text exakt gleich lauten wie eine entsprechende Marginalie. Doch damit ist eben nur eine bestimmte textuelle Dimension unter anderen benannt. Texttheoretisch ebenso wichtig ist das konkrete Umfeld von (Para-)Zeichen. Wie ausgeführt, entscheidet sich, mit Hausendorf et al. gesprochen, immer erst in Bezug auf verschiedene Les-

156 Ich operiere hier bewusst mit einer terminologischen Anleihe an Genettes Hypertextualitätskonzept, in dem der »Text A« dem »Hypotext« und der »Text B« dem »Hypertext« entsprechen, siehe Genette, *Palimpseste*, S. 14. Die Unterscheidung von »Text_B« und »Text_A« soll verdeutlichen, dass eine blosse Gleichsetzung stiftlicher Lesespuren mit Begriff und Konzept des Hypertexts die Analyse derselben zu stark in eine bestimmte literaturtheoretische Richtung lenken würde. Zwar möchte ich ausdrücklich nicht ausschliessen, dass es ein sinnvolles Vorgehen sein kann, den Text' als Hypertext zu beschreiben. Nur kann das in meinem Verständnis besser geschehen, wenn es auf der in dieser Studie vorgeschlagenen Typologie und Terminologie aufbaut. Erst dann hat man für den Text' überhaupt einen eigenen Namen und ein Konzept, das man *sekundär* mit dem Hypertextbegriff und -konzept abgleichen kann. Und schliesslich dürfte sich in der Folge eben doch herausstellen, dass (zumindest bei Genette) dasjenige, was unter dem Begriff der Hypertextualität zu verstehen ist, mitunter vom Wesenskern von stiftlichen Lesespuren wegführt. Anschlussfähig können Konzepte von Hypertextualität für die Lesespurenforschung indes da sein, wo es darum geht, die Nichtlinearität bestimmter Textphänomene zu untersuchen.

zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Torheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen (!) ist eine Mamsell (!) Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etabliert hat, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heiratet. Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zu liebe geschähe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könnte. Es könnte mich doch verdrießen, wenn er mit einem solchen Geniestreich aufhörte (!), denn man würde nicht ermangeln, es dafür anzusehen.“

Abbildung 50: Mann streicht in ein Schiller-Zitat eingeschobene Ausrufezeichen.
Quelle: *Thomas Mann* 3219, Bild 147.

barkeitsmerkmale und in Abhängigkeit von Lesbarkeitsquellen, was *ein* Text ist. Und ein wichtiges Lesbarkeitsmerkmal ist dabei die Begrenzbarkeit.

Es ist insbesondere die Begrenzbarkeit, hinsichtlich derer sich Notizen ausserhalb der Bibliothek und Lesespuren innerhalb eines Buchs fundamental unterscheiden, insofern bei letzteren der Textträger selbst einen materialen Ganzheitshinweis darstellt. Der materiale Ganzheitshinweis bei einer Notiz dagegen ist das (Notiz-)Buch oder der Zettel, in beziehungsweise auf dem sie steht. Kurz: Es ist auch das Umfeld einer Zeichengruppe, das entscheidet, ob es sich bei dieser um einen *Text* beziehungsweise um *einen* Text handelt – oder um einen Bestandteil eines grösseren Ganzen, das *Text'* zu nennen ist.

Wenn Mann also, wie auf Abbildung 50 ersichtlich, Karl August Meissingers *Helena* mit dem Stift liest und in ein Schiller-Zitat eingeschobene Ausrufezeichen streicht, dann präsentiert sich uns hierin ein *Text'*, der von unterschiedlichen Bewertungen der Aussagen Schillers zeugt. Oder wenn Freud schreibt, er habe »besonders deutlich bei Personen, deren Libidoentwicklung eine Störung erfahren hat, wie bei Perversen und Homosexuellen, gefunden, daß sie ihr späteres Liebesobjekt nicht nach dem Vorbild der Mutter wählen« und Mann dabei das »und« unterstreicht (siehe Abbildung 51, oben), dann ist bereits dieser kleine Bleistiftstrich eine bedeutungsverändernde Textmodifikation mit dem Resultat eines *Text'*. Und wenn Mann in seinem selbstgeschriebenen und mit dem Stift wiedergelesenen Text *Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters* in der bereits mehrfach erwähnten Ausgabe *Adel des Geistes* die Jahreszahl 1794 unterstreicht (Abbildung 51, unten), dann ist diese Modifikation gleichsam als (Mit-)Konstituens eines *Text'* mit der doppelten Autorschaft Thomas Manns zu verstehen, der uns in der Nachlassbibliothek – und nur dort – überliefert ist.

Man kann letztlich davon ausgehen, dass in so manchem Annotationsakt ein implizites Wissen über die eigene texttheoretische Wirkungsweise

wir nicht vorbereitet waren. Wir haben, besonders deutlich bei Personen, deren Libidoentwicklung eine Störung erfahren hat, wie bei Perversen und Homosexuellen, gefunden, daß sie ihr späteres Liebesobjekt nicht nach dem Vorbild der Mutter wählen, sondern nach dem ihrer eigenen Person. Sie suchen offenkundigerweise sich

das kann man abwarten.“ Man weiß nicht oder ver-
 gißt gern, daß er im Jahre 1794, als der Freiherr von
 Gagern einen Aufruf erließ, worin er die deutsche
 Intelligenz und insbesondere Goethe aufforderte, ihre

Abbildung 51: Mann unterstreicht eine Stelle bei Freud – und bei Mann.

Quellen: *Thomas Mann 4500:6*, Bild 180 (oben); *Thomas Mann 101*, Bild 141 (unten).

steckt; ein Wissen, das das Annotieren erst veranlasst. Zumindest Mann jedenfalls scheint über dieses Wissen verfügt zu haben, was unter anderem in jenem kurzen Brief erkennbar wird, den er am 18. Juni 1916 an Maximilian Brantl schickt:

Lieber Herr Doctor:

Ich schicke Ihnen endlich die Weißen Blätter zurück und bitte tausend mal um Entschuldigung wegen der Bleistiftstriche. Ich habe angefangen, zu radieren, fürchtete aber, die Sache dadurch zu verschlimmern. Übrigens gehören Bleistiftstriche beinahe zu diesem Artikel; es scheint, daß die trefflichsten Doppelsinnigkeiten von den meisten Lesern nicht bemerkt werden. – Auf Wiedersehn.¹⁵⁷

Der Artikel, auf den sich Mann hier bezieht, ist der folgenschwere Essay *Zola* seines Bruders Heinrich. Es war bekanntlich dieser Essay, der das Zerwürf-
 nis zwischen den Brüdern beförderte. Und da ist es bestimmt von Belang, dass Thomas auch diesen Text mit dem Bleistift las und daraus Annotatio-
 nen zurückblieben, die er selbst ausdrücklich für notwendig erachtete.¹⁵⁸

157 GKFA 22, S. 142.

158 Ob es sich beim erwähnten Exemplar um dasselbe handelt, das heute wieder in Thomas Manns Nachlassbibliothek steht (vgl. Seite 248) oder ob er den Aufsatz in verschiedenen Ausgaben mit Bleistift gelesen hat, ist nicht restlos geklärt; wahrscheinlicher ist Letzteres. Vgl. dazu zunächst Hans Wysling: *Die Technik der Montage. Zu Thomas Manns Erwähltem*, in: *Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte* 57 (1/2), 1963, S. 156–199, hier S. 194, demgegenüber aber GKFA 13.2, S. 45. Übrigens ist Heinrichs Satz, der den Zwist hauptsächlich anstieß, in einer Untersuchung von

Oder wie kann man seine Aussage anders deuten, als dass er ›den meisten Lesern‹ eben lieber das vorgesetzt hätte, was er aus Heinrichs Text gemacht hat: einen durch ›Bleistiftstriche‹ nach seinem Willen modifizierten Text, einen anderen Text, einen Text *mit Strich*?

AufBildschirmen

Das für die vorliegende Studie gewählte Korpus bringt es mit sich, dass es hier bei stiftlichen Lesespuren in erster Linie um Annotationen auf *Papier* geht. Aus einer übergeordneten Perspektive ist es jedoch vielsagend, dass ich die medientechnische und materielle Konstellation Gedrucktes/Stiftliches gerade in der heutigen Zeit überhaupt als solche wahrnehme und prominent zu machen versuche. Es scheint sich darin eine Erkenntnis zu erneuern, die inzwischen in der Literaturwissenschaft wie in der Linguistik Verbreitung gefunden hat: Die Digitalisierung führt – zumindest in der gegenwärtigen Transformationsphase – nicht zu einem Verlust des Bewusstseins für (textuelle) Materialität, vielmehr stärkt sie genau dieses.¹⁵⁹ Im Einklang mit dieser Erkenntnis möchte ich im Folgenden über mein Korpus hinaus auch noch auf Annotationen in digitalen Umgebungen eingehen, denn über einen Vergleich mit dem Annotieren digital codierter Texte lässt sich das stiftliche Annotieren auf Papier weiter konturieren.

Die Transformation der Lese- und Schreibpraktiken im digitalen Zeitalter wird nicht nur die textgenetische Forschung »mit ganz neuen Realitäten«¹⁶⁰

Alfred Kantorowicz in Manns Ausgabe der *Neuen Deutschen Literatur* vom April 1955 nochmals mit Bleistift angekreuzt, siehe *Thomas Mann 1500*, Bild 60. Der Duktus der Kreuze weist auf Thomas Mann hin, ist aber nicht eindeutig.

- 159 Man vergleiche dazu stellvertretend die frappant ähnlichen Positionsbezüge von Wieland und Hausendorf et al. So heisst es bei letzteren: »Es ist deshalb wohl kein Zufall, wenn in einer Zeit, in der die durch den Buchdruck geprägte Lesbarkeit durch elektronisch vermittelte Lesbarkeit mehr und mehr Konkurrenz bekommen hat, auch in der Linguistik die Wahrnehmbarkeit der textuellen Erscheinungsformen wieder mehr und mehr Beachtung findet.« Siehe Hausendorf, Kesselheim, Kato, Breitholz, *Textkommunikation*, S. 87. Und bei Wieland liest man: »Obschon die Digitalisierung oft als Verflüchtigung der Wirklichkeit begriffen wird, führt sie gerade gegenläufig zur Entdeckung der Materialität von Texten, die in der analogen Druckkultur aufgrund eines auf Invisibilität und Transparenz ausgerichteten Schriftideals mehrheitlich ausgeblendet wurde. Erst der Medienwechsel schärft das Bewusstsein für die (bedeutungs-)konstitutive (Mit-)Wirkung materieller Komponenten am Text. Oder, um die Pointe auf die Spitze zu treiben: Erst die Entmaterialisierung des Buches im digitalen Raum führt letztlich zu einem Verständnis materieller Textkultur.« Siehe Wieland, *Materialität des Lesens*, S. 148.

- 160 Grésillon, *Über die allmähliche Verfertigung von Texten beim Schreiben*, S. 20.

konfrontieren, wie Grésillon festgestellt hat, sondern auch die Lesespurenforschung.¹⁶¹ Mit der neuen Medientechnik des *digitalen Annotierens* ist ein anderes Spektrum von Funktionalität verbunden, da hier etwa der Materialität eine deutlich geringere oder jedenfalls eine andere Bedeutung zukommt.¹⁶² In digitalen Umgebungen hinterlässt nicht jede textuelle Modifikation Spuren auf der materiellen Textoberfläche.¹⁶³ Vieles von dem, was

161 So ist der Prozess, in dem zuallererst mit dem Konzept der Autor:innenbibliothek die materielle Grundlage der bisherigen Lesespurenforschung grundsätzlich überholt wird, schon in vollem Gange. Ihrerseits bereits historisch gewordene Gedanken dazu finden sich in Peter Haber: *Autorenbibliotheken im digitalen Zeitalter*, in: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs (30/31), 2010, S. 39–43. Ausgelöst wird die Transformation der Lese- und Schreibpraktiken selbstredend durch den medialen Wandel der Textmaterialisierung, also durch das digitale Lesen. Vgl. dazu Martin Doll: *Lesen im Zeitalter der Digitalisierung*, in: Honold, Parr, Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen, S. 469–489. In einer weiteren Perspektive wird sich die künftige Lesespurenforschung indes noch mit zusätzlichen, sich erst langsam abzeichnenden Lektüreformen auseinandersetzen müssen, etwa dem maschinellen beziehungsweise automatisierten Lesen, wie es unter dem Schlagwort des *distant reading* verhandelt wird. Welche (verwertbaren) Spuren solche Lektüreformen zeitigen, wird sich – etwa unter der Begutachtung durch die *Critical Code Studies* – erst erweisen müssen.

162 Vgl. dazu in Ansätzen Andreas Kaminski, Jochen Huber, Christian Diel, Sandro Hardy: *Designimplikationen für eine digitale Lesewerkstatt: Die Dynamik des Textes und die Irreversibilität der Papierannotation*, in: DeLFI 2010 – 8. Tagung der Fachgruppe E-Learning der Gesellschaft für Informatik e. V., hg. von Michael Kerres, Nadine Ojstersek, Ulrik Schoeder und Ulrich Hoppe, 2010, S. 253–264. Des Weiteren gibt es aus dem Bereich der *Information Science* eine ganze Reihe an Forschungsliteratur spezifisch zu den Implikationen der digitalen Transformation für die Technik des Annotierens, siehe etwa Maristella Agosti, Giorgetta Bonfiglio-Dosio, Nicola Ferro: *A historical and contemporary study on annotations to derive key features for systems design*, in: *International Journal on Digital Libraries* 8 (1), 2007, S. 1–19, und Melanie Ramdarshan Bold, Kiri L. Wagstaff: *Marginalia in the digital age. Are digital reading devices meeting the needs of today's readers?*, in: *Library & Information Science Research* 39 (1), 2017, S. 16–22. Zu den wissenschaftshistorisch verwandten Ansätzen in den *Human-Computer Studies* siehe Abschnitt 2.1.3.2.

163 Umberto Eco hat das Verhältnis von Annotationen und der Materialität und Medialität von Büchern beziehungsweise E-Books in dem beachtenswerten Text *Innerer Monolog eines E-Books* thematisiert. Ein Buch, denkt sich das anthropomorphe E-Book dort, »wird zu dem Text, den man auf seinen Seiten gedruckt hat«. Und es sinniert folgerichtig weiter: »Natürlich können die Benutzer dieses Buches auch Randnotizen hineinschreiben, und dann – stelle ich mir vor – denkt das Buch auch diese. Ich weiß nicht, was mit einem Buch geschieht, in dem etwas unterstrichen worden ist, ob es dann die unterstrichenen Sachen intensiver denkt oder einfach nur zur Kenntnis nimmt, daß diese Zeilen seinen Benutzer besonders interessiert haben. Ich stelle mir

ich über das stiftliche Annotieren gedruckter Texte geschrieben habe, dürfte aber auch für das Annotieren digital codierter Texte gelten. So ist das zentrale Paradigma, dass das Annotieren immer von einem Text zu einem Text führt, auch in einem digitalen Umfeld gültig. Doch um das zu veranschaulichen, sind erst einige Rückwärtsschritte nötig.

Seit dem Projekt *Produktive Lektüre* sind die in Manns Nachlassbibliothek enthaltenen Gebrauchsspuren keine rein analoge Angelegenheit mehr. Nachdem alle Exemplare, die (potenziell) stiftliche Lesespuren aufwiesen, integral gescannt und die Phänomene auf den Scans mittels eines XML-Editors einzeln lokalisiert und in einer Datenbank erfasst wurden, lassen sich die stiftlichen Lesespuren nun über eine grafische Suchoberfläche digital repräsentieren.¹⁶⁴

Ein wesentlicher Teil der Erschliessungsarbeit innerhalb des Projekts bestand darin, die maschinell angefertigten Scans der Buchseiten erneut mit menschlichen Augen zu scannen, um die gesuchten Phänomene zu identifizieren und manuell zu lokalisieren. Dieser Arbeitsschritt war notwendig, weil die (damals) verfügbare Software die Scans zwar einigermassen zuverlässig auf jene Formen absuchen konnte, die die originalen Drucktexte repräsentieren, jedoch nicht für die Identifikation von digitalen Stiftspurrepräsentationen ausgelegt war. So war es möglich, den Drucktext per automatisierter Texterkennung halbwegs äquivalent digital zu recodieren, die Stiftspuren hingegen mussten in Kopf- und Handarbeit transkribiert und mit dem Drucktext in Verbindung gebracht werden.

auch vor, daß ein Buch, das vierhundert Jahre alt ist und oft den Benutzer gewechselt hat (aus meinem Text entnehme ich, daß die Benutzer der Bücher sterblich sind und in jedem Fall kürzer leben als ein Buch), daß ein so erfahrenes Buch die Hand seiner verschiedenen Leser erkennen kann und ihre verschiedenen Arten, den Text zu lesen und zu interpretieren. Vielleicht gibt es Leser, die an den Rand schreiben ›Das ist ja bestialisch!‹, und ich weiß nicht, ob sich das Buch dann beleidigt fühlt oder eine Gewissensprüfung vornimmt. Es wäre schön, wenn eines Tages jemand einen Text schreiben würde, in dem erzählt wird, wie das Innenleben eines Buches ist.« Siehe Umberto Eco: *Innerer Monolog eines E-Books*, in: Die Kunst des Bücherliebens, 2009, S. 187–193, hier S. 187f.

164 Vgl. zum Begriff der Repräsentation im Zusammenhang mit Digitalisierung Patrick Sahle: *Digitales Archiv – Digitale Edition. Anmerkungen zur Begriffserklärung*, in: Literatur und Literaturwissenschaft auf dem Weg zu den neuen Medien. Eine Standortbestimmung, hg. von Michael Stolz, 2007, s. p.: »Die Digitalisierung zielt zwar auf materielle Objekte, sie reproduziert diese aber nicht, sondern repräsentiert sie in einer digitalen Form. Ein digitales Dokument ist die *Abbildung eines Dokumentes* und damit eine Sicht auf ein Dokument.« Hervorhebungen im Original.

Bei der Digitalisierung von Drucktexten mit stiftlichen Lesespuren wiederholt sich vordergründig demnach das Wahrnehmungsschema, gemäss dem sich die phänomenologisch distinkten Zeichenformen auch hinsichtlich ihres textuellen Status unterscheiden: Scheinbar wird nur der *Drucktext* als *Text erkannt*. Doch dem ist nicht zwangsläufig so. Was eine Texterkennungs-Software als Text erkennt, hängt bloss davon ab, welcher Text- und Schriftbegriff ihrem Algorithmus zugrunde liegt.

Für eine herkömmliche Texterkennungs-Software bestehen Bücher mit Drucktexten und stiftlichen Lesespuren lediglich aus medial einformig vorliegenden Rastergrafiken. Die Aufgabe der Software ist es dann, aus dem Code hinter einer solchen Rastergrafik einen neuen Code zu generieren, der dem originalen Text möglichst genau entspricht. Worin der originale Text besteht, welchem Text der digitale Code also entsprechen soll, hängt jedoch einzig vom unterlegten Textbegriff ab. Für eine Texterkennungs-Software unterscheiden sich Gedrucktes und Stiftliches bloss hinsichtlich ihres formalen Standardisierungsgrades. Je standardisierter eine Zeichenform ist, desto einfacher ist die Automatisierung ihrer Identifikation. Neuere Methoden der automatisierten Texterkennung zielten und zielen deshalb just darauf ab, die Algorithmen für die phänomenologischen Eigenheiten von Stiftspuren zu sensibilisieren, um künftig auch diese Phänomene vollständig automatisiert *erkennen* zu können – und damit ihre *textuelle* Dimension algorithmisch *anzuerkennen*.¹⁶⁵ Eine wichtige Errungenschaft der Forschung wäre es dabei zweifellos, eine Software zu entwickeln, die gedruckte und stiftliche Zeichen gleichermaßen zu decodieren vermag.

Wechselt man nun von der digitalen Repräsentation analoger stiftlicher Lesespuren zu genuin digitalen Annotationen,¹⁶⁶ stellt sich die Frage: In-

165 Die automatisierte Erkennung von Texten im Allgemeinen und von Handschriften im Besonderen ist nicht zuletzt deshalb ein überaus lebendiges Forschungsfeld, weil damit weitreichende kommerzielle Interessen einhergehen. Auf den einschlägigen Konferenzen, etwa der *International Conference on Frontiers of Handwriting Recognition* (ICFHR), halten denn auch Vertreter:innen von Technologieunternehmen wie *Google* Keynotes. Einen Überblick über die gängigsten Texterkennungstechnologien findet man bei Nicola Barbuti, Tommaso Caldarola: *Digital Documents Recognition*, in: *Encyclopedia of Information Science and Technology*, hg. von Mehdi Khosrow-Pour, 2015, S. 3849–3859.

166 An dieser Stelle ist noch eine Bemerkung zu Stiften in der Ära des Digitalen geboten: Obschon auch für digitale Anwendungsgebiete rege neue Stifte entwickelt und eingesetzt werden, ist die Annotation per Stift in digitalen Lektüreumgebungen nur mehr eine Technik unter anderen. Daneben wird die Zeichenproduktion, -modifikation und -markierung auch (wieder) mit dem Finger vollzogen. Vor allem aber sind

wiefern bilden Annotationen in digitalen Texten mit diesen eine Einheit, die man Text' nennen könnte? Müsste man nicht eher davon ausgehen, dass bei digital codierten Texten die Trennung von Text und Annotation leichter fällt? TEI-codierte Texte jedenfalls sind ja grundlegend so strukturiert, dass zwischen dem Text und der Annotation unterschieden werden muss (siehe Abschnitt 2.1.2.2). Ist die Annotation damit nicht notwendigerweise immer ausserhalb des Texts, in gewisser Weise das Gegenstück zum Text?

Man braucht nicht Derridas »il n'y a pas de hors-texte«¹⁶⁷ zu bemühen, um festzustellen, dass diese Sichtweise zu eng wäre. Terminologisch ist die Annotation durchaus vom (ursprünglichen) Text zu unterscheiden, denn sie zeichnet sich gerade dadurch aus, dass sie erst sekundär zum Text gelangt; sie ist eben *annotiert*. Doch wenn man in digital codierten Texten strukturell strikt zwischen dem Text und der Annotation unterscheiden muss, ergibt sich das, genau besehen, erst aus der medial bedingten Schwierigkeit, diese Dichotomie überhaupt zu gewährleisten. Die Unterscheidung ist nur deshalb notwendig, weil rein materiell (das heisst: die Materialisierung des Zeichens betreffend) zwischen den beiden Instanzen kein kategorialer Unterschied besteht. Denn anders als auf Papier, wo die Dichotomie »Text versus Annotation« oft mit der Konstellation »Gedrucktes versus Stiftliches« einhergeht, ist der Unterschied zwischen Text und Annotation in digital codierten Texten nicht bereits an der Materialität oder der Zeichenform des Codes selbst erkennbar.

Deswegen besteht das, was man in digitalen Textverarbeitungsprogrammen »annotieren« nennt, auch nicht einfach in der Handlung, gleichförmig in einen bestehenden Text hineinzuschreiben. In der Regel stellt das Annotieren im digitalen Umfeld vielmehr eine eigene Funktion dar, die entsprechend in der Software bereits strukturell vorgesehen ist und/oder die man gezielt als Arbeitsmodus auswählen muss. In *Microsoft Word 2016* beispielsweise hinterlässt man stiftlichen Lesespuren ähnliche Annotationen, wenn man die »Nachverfolgung von Änderungen« aktiviert, in PDF-Dateien kann

Computermäuse und Tastaturen heute die wesentlichen Annotationsinstrumente für digital codierte Texte. Der wesentliche Unterschied zwischen analoger und digitaler Stiftlichkeit besteht ausserdem darin, dass man digital codierte Texte, anders als auf Papier, nicht direkt *auf* der Oberfläche des Textmaterials annotiert, sondern *vermittels* einer Oberfläche: einem Bildschirm. Der Bildschirm ist dabei bloss eine Schnittstelle (entweder eine responsive, wie bei Touchscreens, oder eine rein visuelle). Materialisiert hingegen ist der Text (auch) anderswo: auf dem Datenspeicher.

167 In der deutschen Übersetzung: »Ein Text-Äußeres gibt es nicht.« Siehe Jacques Derrida: *Grammatologie*, 1974, S. 274.

man in den gängigen Bearbeitungsprogrammen gezielt eine ›Notiz hinzufügen‹ und so weiter. Wie wirkmächtig dabei die Rolle der Stifte als Annotationswerkzeuge ist, kann man schliesslich am Symbol erkennen, über das man noch in digitalen Textverarbeitungsprogrammen die Funktion des farbigen Hervorhebens von Text aktiviert: Es handelt sich dabei um einen stilisierten Textmarker. Just diese Stifte, deren primäre Funktion nicht das Schreiben ist, wurden also in symbolischer Verwendung in den digitalen Raum überführt.

Entscheidend für mein Argument ist nun, dass bei einem digital codierten Text die Annotationen in der Regel ein Bestandteil der ursprünglichen Textdatei werden. So bleibt auch ein annotierter digitaler Text in diesem spezifischen Sinn *ein* Text. Während hinsichtlich des Begrenzbarkeitskriteriums bei Lesespuren innerhalb eines Buchs der Textträger selbst einen »materialen Ganzheitshinweis« darstellt, »der uns eine Lektüreeinheit aufdrängt«,¹⁶⁸ nämlich den gedruckten Text mitsamt seinen stiftlichen Lesespuren, ist der Ganzheitshinweis im digitalen Raum durch die Datei beziehungsweise spezifische Dateiverknüpfungen gegeben.¹⁶⁹ In ähnlicher Weise wie stiftliche Lesespuren auf Papier sind digitale Annotationen damit strukturell zwar noch vom ursprünglichen Text unterscheidbar, auf einer abstrakteren Ebene aber Teil derselben Entität. Und diese Entität, die sich durch die spezifische Differenz und gleichzeitige Gebundenheit ihrer Bestandteile auszeichnet, ist das, was ich Text' nenne.

Dass damit auch die Lektüre digital codierter Texte auf ihre Art zu *neuen* Texten führt, zeigt sich im Übrigen nicht nur an gezielt vorgenommenen Annotationen, sondern an potenziell allen Formen von digitalen Lesespuren. Es ist nichts als erwartbar, wenn mit der grossflächigen Verbreitung digital codierter Texte die Spuren der Lesenden nunmehr ganz gezielt genutzt werden, um daraus in iterativer Weise *wiederum* neue Texte zu generieren. Spätestens seit sich Daten, die aus der Nutzung digitaler Angebote gewonnen werden, monetarisieren lassen, sind Lesespuren nämlich Gegenstand kommerziellen Interesses. So sammeln zum einen die Vertreiber von E-Books

168 Hausendorf, Kesselheim, Kato, Breitholz, Textkommunikation, S. 143.

169 Selbst für den Fall, dass Annotationen ausserhalb der ursprünglichen Textdatei gespeichert werden, müssen spezifische Verknüpfungen sicherstellen, dass die Referenz immer klar ist, sonst verlöre die Annotation buchstäblich ihre Bedeutung. Text, Annotationen und Verknüpfungen sind dann wiederum Teil desselben Hypertexts (wobei hier nun bereits die an der digitalen Sphäre ausgerichtete Begriffsverwendung gemeint ist, die nur noch partiell mit der in Anm. 156 auf Seite 263 besprochenen Terminologie von Genette korrespondiert).

und E-Book-Readern die Daten, die bei den betreffenden Lektüren anfallen, und werten sie in der Absicht aus, künftige Produkte marktkonformer zu gestalten.¹⁷⁰ Zum anderen gibt es spezialisierte Unternehmen wie *Jellybooks*, die Verlagen, Literaturagenturen und Autor:innen anbieten, Bücher noch vor der Publikation durch ein Testpublikum lesen zu lassen und anhand von automatisch erhobenen Daten Modifikationsvorschläge zu erstellen.¹⁷¹ Zu den standardmässig erhobenen Daten gehören dabei explizit auch die Hervorhebungen, die die Lesenden in den digitalen Texten vornehmen.¹⁷²

Wie genau die Unternehmen dabei die Daten auswerten, welche Schlüsse sie aus den jeweiligen Lesespuren ziehen und mit welcher Methodik die Lesespuren zu »better books«¹⁷³ führen, bleibt naturgemäss im Unklaren beziehungsweise Geschäftsgeheimnis. Texttheoretisch jedoch ist der Fall klar: Das Versprechen dieser Datenpoetologie ist es, von einem Text zu einem idealeren Text'' zu gelangen – einer Ableitung zweiten Grades also, generiert aus dem Datenmaterial der Lesespuren, das zusammen mit dem ursprünglichen Text den Text' bildet.¹⁷⁴ Aus textgenetischer Sicht ist das durchaus

170 Mit dem zunehmenden Gebrauch von E-Book-Readern erwuchs in den 2010er-Jahren auch die Medienberichterstattung zum Spannungsfeld von datengetriebenen »Reader Analytics« und Datenschutz, siehe beispielsweise Lara Fritzsche: *Dein Buch liest dich*, in: Süddeutsche Zeitung Magazin 2013 (31), 1. 8. 2013, und David Streitfeld: *As New Services Track Habits, the E-Books Are Reading You*, in: The New York Times, 24. 12. 2013. Gleichzeitig begann auch die politische und wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Thema, so wurde in Kalifornien im Jahr 2011 ein *Reader Privacy Act* verabschiedet. Vgl. auch Clifford Lynch: *The rise of reading analytics and the emerging calculus of reader privacy in the digital world*, in: First Monday 22 (4), 2017.

171 Die Dienstleistungen von *Jellybooks* umfassen unter anderem auch A/B-Tests mit verschiedenen Versionen von Covers, Titeln, Beschreibungen und Textenden. Siehe *A/B Testing Cover, Title and Book Description* (jellybooks.com/about/authors/ab-testing?locale=en).

172 Vgl. *What is Reader Analytics?* (jellybooks.de/about/reader-analytics/what-is-reader-analytics?locale=en).

173 Gemäss eigenen Angaben ist das Ziel von *Jellybooks* »to better understand the connection between book and reader and to develop not only better books, but better connect the right books to the right readers, a problem known as the discovery problem of books«. Siehe ebd.

174 Es sei an diesem Punkt eigens betont, dass es sich beim Text' nicht um eine ontologische Kategorie handelt, sondern um einen heuristischen Begriff, der einen bestimmten Stand eines Prozesses beschreibt. Was als Ableitung(en) eines Texts gilt, hängt von der Annäherung durch die Betrachtenden ab, die dem Material beispielsweise eine temporale Stratifikation unterstellen. Mit anderen Worten: Auch bei materiellen Texten ist nicht gesichert, welchen Umfang der Status als Text' hat, also wo der Text' aufhört Text' zu sein und anfängt Text'' zu werden – und so weiter. Man nehme zur Veranschaulichung etwa die Familienbibel der Manns als Beispiel: Dass diese bereits

kein ungewöhnlicher Vorgang. Es ist dies beinahe dasselbe, wie wenn stiftliche Lesespuren im Umfeld von auf Papier gedruckten Texten für eine neue Ausgabe des Texts berücksichtigt werden. Nur mit dem Unterschied, dass der Prozess der textuellen Iteration hier, wie es scheint, auf einer noch etwas kreativeren Interpretation der betreffenden Lesespuren basiert.

Der Medienwissenschaftler Simon Peter Rowberry hat in diesem Zusammenhang denn auch festgehalten, dass bisherige Algorithmen eher die Verwendung der betreffenden Lektüresoftware als den tatsächlichen Akt des Lesens vermessen. Noch zum Ende der 2010er-Jahre konstatierte er darum: »We are still in the experimental era of in-app metrics for reading, which still only track software rather than users.«¹⁷⁵ Und in kulturhistorischer Perspektive skeptisch gegenüber den Möglichkeiten (und der Berechtigung) von Reader Analytics, insbesondere in ihrer kommerziellen oder staatlichen Ausprägung, zeigt sich auch Axel Kuhn.¹⁷⁶

Neueste, nichtkommerzielle Forschungsansätze hingegen verweisen eindringlich auf das brachliegende wissenschaftliche Potenzial datengestützter Analysen von digitalen Annotationen. So halten Federico Pianzola et al. dem oft deklamierten Ende des ›deep reading‹ quantitative Untersuchungen entgegen, die auf Daten der Onlineplattform *Wattpad* basieren, und zwar mit einem explizit literaturwissenschaftlichen Anliegen: »If literary studies want to understand the reading culture of the youngest generations in the 21st century, we need to consider the phenomenon of digital social

Annotationen aufweist, hat auf das Hemmnis, in ihr heute neue Annotationen anzubringen, keinen Einfluss. Die auratischen Annotationen der Mann-Ahnen machen auf uns nicht nur den Eindruck sekundärer Hinzufügungen zu einem Text. Vielmehr gehören die Annotationen auf ihre Weise auch zur unikalen Textualität dieses Buchexemplars und werten dieses soweit auf, dass eine erneute Annotation wie ein erstmaliger Eingriff wirken würde. Je nach Perspektive kann die in Manns Nachlassbibliothek erhaltene Familienbibel also als Text' gelten, als Ableitung des einstigen Exemplars ohne stiftliche Lesespuren. Oder sie kann, wenn man sich streng nur für die Ikonizität dieses konkreten Objekts, dessen Bedeutung von seiner Geschichte nicht mehr zu trennen ist, (wieder) als eigenständiger Text wahrgenommen werden, dessen heutige stiftliche Bearbeitung einen neuerlichen Text' schaffen würde.

175 Simon Peter Rowberry: *The limits of Big Data for analyzing reading*, in: *Participations. Journal of Audience and Reception Studies* 16 (1), 2019, S. 237–257, hier S. 251.

176 Axel Kuhn: *Reader Analytics: Vom privaten zum öffentlichen Lesen?*, in: *Digitalität und Privatheit. Kulturelle, politisch-rechtliche und soziale Perspektiven*, hg. von Christian Aldenhoff, Lukas Edeler, Martin Hennig, Jakob Kelsch, Lea Raabe und Felix Sobala, 2019, S. 263–282.

reading.«¹⁷⁷ Dabei betonen sie explizit auch die Vorteile einer gewissermaßen algorithmisch organisierten Lesespurenforschung:

In a historical perspective, glosses in ancient manuscripts and marginalia on printed books can offer a kind of insight similar to Wattpad's comments, but their amount, cultural diversity, and circulation is very limited compared to the extent of the social interactions enabled by an online medium. With about 70 million readers, Wattpad publishes in more than 50 languages and nearly 300,000 writers from 35 countries take part every year in the largest writing competition.¹⁷⁸

Erste Ergebnisse ihrer Forschung legen denn auch nahe, dass mit solchen Studien eine neue Perspektive auf die medientechnisch gewandelten Lesepraktiken junger Menschen möglich ist, etwa hinsichtlich digitaler Lesesozialisation sowie der Rezeptions- und Emotionsforschung. Inwiefern solche Studien die veränderte Realität des Lesens und Annotierens aber tatsächlich adäquat und eingehend zu erfassen vermögen, wird indes notwendigerweise erst die Zukunft zeigen – optimalerweise nicht zuletzt unter dem Einbezug der *Critical Code Studies*, die dereinst einen historisch-kritischen Blick auf gegenwärtige Praktiken werden werfen können.

4.2.2 Nachlasspoetisch

4.2.2.1 Bibliotheken als Orte und Horte von Lektüren

Die Erfindung der Nachlassbibliothek Thomas Manns

Zur Analyse von Lesespuren gehört auch, ein Verständnis für das Wesen der Makrostrukturen zu entwickeln, innerhalb derer sie überliefert sind, nur schon im Sinn einer tiefen Quellenkritik. Bei Lesespuren, die sich im Verbund einer Privatbibliothek erhalten haben, hat man es dabei mit einem schillernden Komplex zu tun. Auch hierfür kann Manns Bibliothek als Exempel dienen. Die Vielfalt von Funktionen, die mit einer Privatbibliothek verbunden sein können, mithin deren Wandelbarkeit, ist an diesem Beispiel nicht nur historisch nachzuvollziehen, sondern in der fortwährenden

177 Federico Pianzola, Simone Rebora, Gerhard Lauer: *Wattpad as a resource for literary studies. Quantitative and qualitative examples of the importance of digital social reading and readers' comments in the margins*, in: *PloS one* 15 (1), 2020, hier S. 2.

178 Ebd.

Aufbewahrung des inzwischen ›Nachlassbibliothek‹ genannten Bestands weiterhin wirkmächtig. Ausgehend von diesem Begriff soll im Folgenden deshalb exemplarisch aufgezeigt werden, welchen Prozessen die Konstruktion von Privatbibliotheken unterliegen kann – und von welchen Prozessen in eins damit auch die Überlieferung der Lesespuren abhängt.

Der Begriff der ›Nachlassbibliothek‹ ist im Grunde leicht verständlich. Ein Nachlass ist – um eine Definition von Ulrich von Bülow zu zitieren – »eine Ansammlung von Dingen, die ein Mensch nach seinem Tod zurücklässt«. ¹⁷⁹ Die Nachlassbibliothek Thomas Manns ist demnach die Bibliothek, die Mann nach seinem Tod zurückgelassen hat. Das Konzept hinter dem Begriff ist hingegen klärungsbedürftiger. Was ist im privaten Bereich etwa der Unterschied zwischen einer Büchersammlung und einer Bibliothek? Während es, von aussen betrachtet, für diese Unterscheidung kaum objektive Kriterien geben kann, scheint für Manns Innensicht schriftlich überliefert zu sein, wann die Büchersammlung zur Bibliothek wird – oder eher: werden soll.

Im Dezember 1903 korrespondiert Mann mit seinem Verleger Samuel Fischer und fragt diesen nach dem Preis der Henrik-Ibsen-Gesamtausgabe. Als Fischer ihm diese Ausgabe sogleich zu Weihnachten schenkt, bedankt sich Mann mit einem neuerlichen Brief: »Herzlichen Dank für Ihr prachtvolles Weihnachtsgeschenk! Ich habe eine kindische Freude über den Ibsen, besonders da ich gerade anfangen, mir eine etwas solidere Bibliothek zusammenzustellen; bislang war es eigentlich nur Plunder.« ¹⁸⁰ Vom ›Plunder‹ zu einer ›solideren Bibliothek‹ – was Mann hier als 28-Jähriger beschreibt, ist nicht primär ein Wendepunkt in seiner Lektürebiografie. Sein erster Roman *Buddenbrooks* ist soeben in der erfolgsbringenden zweiten Auflage erschienen und selbstverständlich besitzt der Autor zu diesem Zeitpunkt bereits eine Büchersammlung, die mehr als nur ›Plunder‹ enthält. Seine Absicht deutet vielmehr auf eine sich in dieser Lebensphase formierende Sammlungsstrategie hin. So ist es kein Zufall, dass das Bestreben ausgerechnet mit dem Wunsch nach einer *Gesamtausgabe* zusammenfällt. Wenn Mann im Zusammenhang mit seiner Büchersammlung von ›Plunder‹ spricht, ist damit keine inhaltliche, sondern eine sammlungstechnische, mithin auch auf die Repräsentativität der Sammlung abzielende Qualifizierung gemeint.

Als das Ehepaar Thomas und Katia Mann im Februar 1905 in München die

179 Ulrich von Bülow: *Nachlässe*, in: Handbuch Archiv. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven, hg. von Marcel Lepper und Ulrich Raulff, 2016, S. 143–152, hier S. 143.

180 Thomas Mann an Samuel Fischer, 22. Dezember 1903, Briefe TM/Fischer, S. 404.

erste gemeinsame Wohnung bezieht, scheint die Büchersammlung dann bereits zu einer ansehnlichen Grösse angewachsen zu sein. Jedenfalls fertigt Thomas damals die Skizze einer Bücherwand an – eines der wenigen überlieferten Dokumente, die uns einen Einblick in seine Ordnungsprinzipien geben.¹⁸¹ Die skizzierte Ordnung richtet sich nach einem eigenwilligen Kategoriengebäude, so herrscht eine gemischte Unterteilung nach Sprachen, Autoren (ausschliesslich Männer), Gattungen, Sachthemen und so weiter vor. Auffällig ist dabei zunächst der Umfang, den die fremdsprachigen Literaturen, namentlich »Russisch«, »Englisch«, »Skandinavisch«, »Französisch« und »Italienisch«, und auch zahlreiche einzelne Autoren einnehmen. Vielsagend ist schliesslich auch die Aufstellung des eigenen und des Werks des Bruders Heinrich unter der Kategorie »Deutsche Romane«, die deutlich abseits der Kategorie »Deutsch, modern (Fontane, Hauptmann)« steht – welche wiederum getrennt ist von »Heine, Börne, Storm etc.« und weiteren einschlägigen Namen des deutschsprachigen Literaturkanons. Und eine kleine Ecke neben »Klassisch« und »Italienisch« ist schliesslich auch für »Schund« reserviert.

Ist das bereits die solide Bibliothek, die sich Mann zwei Jahre zuvor gewünscht hat? In den überlieferten Quellen äussert er sich fortan längere Zeit nicht mehr zu seiner Bibliothek. Anhand der Skizze lässt sich immerhin erkennen, wie weit der Bücherbestand 1905 noch vom heutigen entfernt ist. So zeigt sich der heutige Bestand auf der einen Seite naheliegenderweise nicht nur um einiges reicher an Sammelgebieten, es haben sich andererseits aus vielen der auf der Skizze aufgeführten Kategorien wenige bis keine Exemplare erhalten.

Ganze zwei Jahrzehnte und einen Umzug später dann hat sich die Büchersammlung stark erweitert – Manns Blick auf die eigene Bibliothek hingegen ist noch immer von einer ähnlichen Wahrnehmung geprägt. Im Juli 1925 schreibt er an den Verleger Korfiz Holm:

Lieber Herr Holm, ich wünsche mir sehr die Gesammelten Werke von Hamsun, den ich jetzt nur in Form von Kraut und Rüben besitze. Würden Sie da nach dem Rechten sehen? Ich lasse gerade meine Bibliothek ordnen, die allerdings überhaupt etwas Kraut-und-Rüben-Charakter hat, und da fällt es mir besonders auf.¹⁸²

181 Die Skizze ist abgebildet in Hans Wysling, Yvonne Schmidlin: *Thomas Mann. Ein Leben in Bildern*, 1994, S. 176 f.

182 GKFA 23.1, S. 176.

Erneut stört sich Mann am angeblich unordentlichen Charakter seiner Bibliothek und erneut möchte er mit dem Erwerb einer Gesamtausgabe Gegensteuer geben. Dabei scheint sich die Problemlage im Lauf der Zeit und des Zuwachses tatsächlich verschärft zu haben, wie im zitierten Brief nebenher zur Sprache kommt: Mann *lässt* sich seine Bibliothek nun ordnen. Und so ist der Sommer 1925 Einsatzpunkt einer Akteurin, die den Bücherbestand entscheidend prägen wird. Mit Ida Herz findet zu dieser Zeit eine junge Buchhändlerin Eingang in das Haus der Manns – ein Erlebnis, an das sich Herz rund 60 Jahre später wie folgt erinnerte:

In seinem Arbeitszimmer türmten sich Bücherberge, überall lagen sie, auf der Couch, auf dem kleinen Ecksofa, auf den Armstühlen und auf dem Fußboden. Als wir nach Tisch zum Kaffee in der gemütlichen Ecke mit den schönen Empire-Sesseln, die dem Lübecker Elternhaus entstammten, uns niederlassen wollten, mußten die Bücherberge erst abgeladen werden. Thomas Mann war sichtlich unglücklich darüber. »Es wird von Tag zu Tag schlimmer«, klagte er, »ich kann kaum mehr ein Buch finden, wenn ich es zu meiner Arbeit brauche.« Spontan schlug ich vor, ihm seine Bibliothek methodisch zu ordnen und zu katalogisieren, worauf er, zu meiner Überraschung, sofort begeistert einging. Und so begann ich am 15. Juli 1925 die Arbeit, die mich bis zum 5. September mit Thomas Mann und seiner Familie in täglichen Kontakt brachte.¹⁸³

Mann ist also zum Opfer der steten Sammlungsdynamik geworden. Der Bestand hat sich anscheinend so stark erweitert, dass die an die Bücherwand gebundene Systematik obsolet geworden ist. Was er gegenüber Holm lapidar als »ordnen lassen« beschrieben hat, ist nichts weniger als die erste methodisch erfolgte Inventur seiner Büchersammlung – ein Ereignis, dessen Bedeutung bislang unerkannt blieb, denn glaubt man Ida Herz (und mir ist zumindest keine Primärquelle bekannt, die dagegenspricht), dann war es ja nicht nur ihre Leistung, sondern initial auch ihre Idee, Manns Bibliothek so zu ordnen, dass diese wieder produktiv nutzbar war. Womöglich hat folglich nicht primär Mann die Buchhändlerin Herz angefragt, seine Bibliothek zu ordnen, eher hat wohl Herz dem Schriftsteller *angeboten*,¹⁸⁴ sein Bücher-

183 Ida Herz: *Freundschaft und Korrespondenz mit Thomas Mann*, in: Publications of the English Goethe Society 55, 1986, S. 1–21, hier S. 5.

184 In dieser Wortwahl paraphrasiert es auch Heinz J. Armbrust: »Liebe Freundin, ...«. *Frauen um Thomas Mann*, 2014, S. 106.

chaos methodisch zu ordnen und zu katalogisieren – mithin also in eine veritable Bibliothek zu verwandeln.

Der Einfluss von Herz auf den Bücherbestand beschränkt sich freilich nicht auf diese Ordnungstätigkeit. Just in der für die Bibliothek folgenschweren Zeit verschiedener Exilstationen spielt Herz erneut eine zentrale Rolle. Als das Ehepaar Mann 1933 nach einer Vortragsreise gezwungen ist, auf eine Rückkehr nach München zu verzichten, ist Herz für zwei Rettungsaktionen verantwortlich, dank derer zunächst die Arbeitsbibliothek zum *Joseph* und später auch ein grosser Teil der restlichen Bibliothek in die Schweiz übersendet werden können. Diese Informationen sind freilich nicht neu, die Umstände dieser und kommender Exilierungen der Bibliothek sind in den wenigen Texten, die zur Geschichte der Bibliothek bereits existieren, umrissen.¹⁸⁵ So wird auf die Leistungen von Herz vereinzelt hingewiesen.¹⁸⁶ Eigens gewürdigt wurde ihr aktiver Einfluss auf den Bestand und seine Organisation von der Forschung bisher jedoch selten.¹⁸⁷ Zentraler Bezugspunkt bei der Rekonstruktion solcher Bibliotheksgeschichten ist – noch weit über Mann hinaus – allzu oft die Biografie des fachterminologisch sogenannten ›Bestandsbildners‹. Andere, im Wortsinn ebenfalls ›bestandsbildende‹ Instanzen und Akteur:innen hingegen, werden in der Forschung allenfalls am Rande sichtbar.¹⁸⁸

Im Fall einer zweiten Akteurin rund um Manns Bibliothek ist die Wendung ›am Rande‹ dabei durchaus wörtlich zu verstehen. Im Brief, in dem Mann im Juni 1933 Ida Herz um die bereits angesprochene, zweite Rettungs-

185 Vgl. Hollender, Moos, Sprecher, *Die Bestände*, S. 352–355, und Jaspers, Stempel, Schilder, Signaturen.

186 Hollender, Moos, Sprecher, *Die Bestände*, S. 352–354.

187 Am ehesten noch findet man entsprechende Hinweise bei Herbert Lehnert: *Thomas Manns Vorstudien zur Josephstetralogie*, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 7, 1963, S. 458–520, hier S. 459, und bei Hans-Otto Mayer: *Ida Herz – eine Weggenossin Thomas Manns*, in: *Aus dem Antiquariat* (11), 1979, S. A 402–A 405. Bei Mayer steht auch ein vielsagendes Zitat von Herz zur Selektion der zu rettenden Bücher: »Ob die Bücher nach einem gewissen System ausgesucht wurden? Es war ›mein‹ System. Ich wußte doch genau, an welchen Büchern ihm vor allem gelegen war und er wußte auch, daß ich es wußte. Schliesslich hatte ich ja auch seine Bibliothek bearbeitet und war doch immer in naher Fühlung seiner Pläne und Arbeiten, seiner literarischen Lieben und Vorlieben. Ich glaube sagen zu dürfen, daß es mehr war als $\frac{2}{3}$ der Bibliothek, die ich verpackt habe.« Siehe ebd., S. A 404. Im Rahmen von Herz' Biografie ist die Episode schliesslich beschrieben bei Friedhelm Kröll: *Die Archivarin des Zauberers. Ida Herz und Thomas Mann*, 2001.

188 Eine Ausnahme bildet abermals Jaspers, (Frau) Thomas Manns Bibliothek? Überlegungen zu Konzeptionen einer Nachlassbibliothek.

aktion bittet, schreibt er: »Ich denke viel an meine Bibliothek« und »manches beunruhigt mich, was noch da ist und woran ich hänge«. ¹⁸⁹ Es folgen eine Aufzählung bestimmter Bücher und der Schlusssatz: »Diese Dinge wüßte ich gern anderswo, etwa bei Gockele, zu meiner etwaigen Verfügung und wäre sehr dankbar, wenn Sie es bewerkstelligen könnten.« ¹⁹⁰ Am unteren Rand dieses Briefes, nach dem Schlusssatz und der Grussformel Thomas Manns findet sich aber eben noch eine Ergänzung von anderer Hand. Katia Mann hat den Brief um ihre eigenen Worte ergänzt:

Ebendort wüßte ich auch gern *meine* gesamte Bibliothek, vor allem die schönen französischen Ausgaben und die deutschen Romantiker. Auch die Material-Bücherschränke der oberen Diele möchte ich den Mietern nicht gern überlassen. In einem derselben ist die gesamte Übersetzungsliteratur, die ebenfalls zu bergen wäre. ¹⁹¹

Diese Marginalie der etwas anderen Art erinnert erneut daran, dass die Bibliothek von Thomas kein *Ein-Mann*-Projekt war. Die Bibliothek war Teil eines Literaturbetriebs, den umtriebiger auch seine Frau gestaltete. Ferner war die Bibliothek immer auch Teil eines Haushalts, eines familiären Kontexts – davon zeugen nicht zuletzt jene Bücher in der Bibliothek, in die sich seine Tochter Erika als Kind kritzelnd eingeschrieben oder in die sich sein Hund Niko physisch verbissen hat. ¹⁹² Katia Manns Bibliothek hingegen ist das Schicksal der Verdrängung widerfahren. Der erst nach ihrem Tod ins TMA gelangte Bestand lag bis zum Projekt *Produktive Lektüre* fernab des Forschungsinteresses. Er umfasst 431 Bände – und, wenig überraschend, auch solche mit stiftlichen Lesespuren von Thomas' Hand. ¹⁹³

189 Thomas Mann an Ida Herz, 1. Juli 1933, Dichter Dichtungen, S. 134.

190 Ebd., S. 135. Mit »Gockele« ist Gertrud von Böck gemeint, die Erzieherin der beiden jüngsten Kinder der Manns, vgl. Tagebücher 1933–1934, S. 651.

191 Die Ergänzung von Katias Hand wurde notabene nicht in die Edition des Briefes (siehe Anm. 189) aufgenommen. Man findet sie bloss im Original *B-I-HERZ-136* und (in abweichender Transkription) in Hollender, Moos, Sprecher, Die Bestände, S. 353. Keine Kursivierung im Original, dort aber Unterstreichung des zweiten »gesamte«.

192 Siehe den Besitzvermerk von Erika Mann in *Thomas Mann 3373*, Bild 6 (Phänomen 3). Zum von Niko verbiessenen Exemplar siehe Seite 58 f.

193 Die Bestandsangabe bezieht sich auf alle per Ende April 2020 im TMA katalogisierten Bände. Zur Geschichte dieser Bibliothek und den darin enthaltenen Lesespuren vgl. Jaspers, (Frau) Thomas Manns Bibliothek? Überlegungen zu Konzeptionen einer Nachlassbibliothek, und Manuel Bamert: *Gelesenes Gedrucktes. Textzentrierte Erklärungsansätze zur Entstehung von Lesespuren*, in: Jaspers, Kilcher, Randkulturen.

Ich komme damit zurück zum Begriff der Nachlassbibliothek. Ebenso unklar, wann Manns Büchersammlung zu seiner ›Bibliothek‹ wurde, ist nämlich die Frage, wann seine Bibliothek zur ›Nachlassbibliothek‹ wurde. Während die begriffliche Definition den Wendepunkt beim Tod des Bestandsbildners ansetzt, ist die Lage vermutlich generell, sicher aber bei Mann einiges komplizierter. Spoerhase etwa hat verschiedentlich darauf hingewiesen, dass sich im 19. und 20. Jahrhundert im Zuge des zunehmenden philologischen Interesses an Nachlässen bei den Schriftstellern selbst ein eigentliches Nachlassbewusstsein entwickelte. Ausdrücklich weist Spoerhase dabei auf den in dieser Studie im Zentrum stehenden Bestandsbildner hin:

Ein eindrückliches Beispiel hierfür liefert Thomas Mann, der schon seit den dreißiger Jahren ein vielbeachteter Untersuchungsgegenstand der Neuphilologie gewesen ist – und diese Wahrnehmung durch die Germanistik selbst wiederum beobachtete und in seinem Sinne zu beeinflussen versuchte.¹⁹⁴

Als sich die Universität Yale im Dezember 1950 um den Erwerb von Manns Manuskripten bewirbt, beginnt die Familie Mann – man beachte auch hier die Arbeitsteilung – mit der Sortierung des Materials, wie Thomas in seinem Tagebuch schreibt: »Ausräumung der Manuskript Massen und beginnende Lese und Katalogisierung durch K. und Erika im mit Papier überschwemmten Wohnzimmer. Mein ›Nachlaß‹. Kurios.«¹⁹⁵ Mann gewährt mit diesem Tagebucheintrag übrigens nicht bloss einen Einblick in sein Familien- und Innenleben, während er sich der eigenen Vergänglichkeit bewusst wird. In der spezifischen Formulierung dieses Tagebucheintrags wird das Tagebuch vielmehr *selbst* zum Inszenierungsort ebendieses Nachlassbewusstseins, denn das Wort ›Kurios‹ ist ein Selbstzitat aus *Buddenbrooks*, wo der alte Konsul mit dieser Wendung die Betrachtung seines Lebenswerks zu beschliessen pflegt.¹⁹⁶ Jedenfalls – und damit komme ich auf Spoerhase zurück – ist evident,

194 Carlos Spoerhase: *Postume Papiere. Nachlass und Vorlass in der Moderne*, in: Merkur: Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 68 (6), 2014, S. 502–511, hier S. 509.

195 Tagebücher 1949–1950, S. 307.

196 Vgl. GKFA 1.1, S. 77. Mann verwendete das Wort in seinen Tagebüchern wiederholt, etwa am 9. Oktober 1954, rund zehn Monate vor seinem Tod: »Wunderlich, wie ich gestern im Theater und Hotel (die Angestellten!) selbst ganz wie eine Königliche Hoheit behandelt wurde und so reagierte. Wunderlicher Lebenstraum, der bald ausgeträumt sein wird. Kurios, kurios. Das habe ich früh gesagt und werde es zuletzt sagen.« Siehe Tagebücher 1953–1955, S. 282 f. Und am 30. Juni 1955, seinem letzten

dass ›Nachlass‹ für Mann bereits ein gebräuchlicher, wenn auch mit distanzierenden Anführungszeichen gebrauchter Begriff ist – wobei die Anführungszeichen hier vermutlich auch deshalb Verwendung finden, weil über den Nachlass schon zu Lebzeiten des Dichters verhandelt wird. Der Nachlass ist bereits hier zu einem Vorlass geworden.¹⁹⁷

Inwiefern sich dieses Nach- beziehungsweise Vorlassbewusstsein bei Mann auch in seiner Bibliothek materialisiert hat, ist eine Frage, um die es schliesslich in Abschnitt 4.2.2.2 gehen soll.

Bei Hollender et al. wird die Beschreibung der Bestandsentwicklung mit Manns Tod beschlossen. Damit bleibt indes die Phase der definitiven Konstituierung der sogenannten ›Nachlassbibliothek‹ fast gänzlich ausgeklammert. Zum Weg der Bücher in das Archiv heisst es zusammenfassend: »Die meisten kamen in den Jahren 1956 bis 1980, Katia Manns Todesjahr, von Kilchberg ins Archiv, einige wenige noch nach Golo Manns Tod von 1994. Ein paar Bücher mit Widmungen an Thomas Mann konnten antiquarisch erworben werden.«¹⁹⁸ Was in dem einen Jahr zwischen seinem Tod 1955 und der Überführung der ersten Bücher in das Archiv genau erfolgte, bleibt damit ebenso unbeschrieben wie die mehrere Jahrzehnte andauernde Phase weiterer Lieferungen. Gerade bei dieser Zeit muss es sich indes um eine entscheidende Phase der erneuten Findung und Erfindung der Bibliothek Thomas Manns gehandelt haben.¹⁹⁹ Und so harren im TMA zahlreiche noch zu identifizierende archivhistorische Quellen wie Eingangsjournale und Korrespondenzen ihrer detaillierten Auswertung. Erst wenn auch diese Phase ausreichend aufgearbeitet ist, wird ein vertieftes Verständnis für die Konstruktion der Bibliothek möglich.

Mit dem Tod Manns, spätestens aber mit der Überführung der Bibliothek in das Archiv, verändert sich ihre Funktion grundlegend. Zeichnete sich die Privatbibliothek zu Lebzeiten Manns unter anderem noch durch

Geburtstag: »Alle Vormittage waren ausgefüllt mit dankgeschäftlicher u. verwandter unproduktiver Arbeit im Gefolge des Geburtstages, von dem das Wort umgeht, daß selten oder nie ein Mensch so gefeiert worden sei. Kurios, kurios. Eine Merkwürdigkeit, dieses Leben.« (Siehe ebd., S. 351.)

197 Spoerhase, *Postume Papiere*, S. 510.

198 Hollender, Moos, Sprecher, *Die Bestände*, S. 349.

199 Zu den Tätigkeiten der »Rekonstruktion«, »Konstruktion« und »Produktion von Vergangenheit« in Literaturarchiven im Allgemeinen und im TMA im Besonderen vgl. Thomas Sprecher: *Literarische Archive*, in: Sprecher, *Im Geiste der Genauigkeit*, S. 19–41, hier S. 35.

ihren Dienstleistungs- sowie ihren Repräsentationscharakter zugunsten des Eigners aus, wandelt sich ihr informationeller Wert nun entscheidend. Für die Nachwelt, insbesondere für die Forschung, ist die Bibliothek, ja jedes einzelne Objekt unikales Material, Träger einmaliger Informationen. Marcel Lepper und Ulrich Raulff zufolge ist es aber genau dieses Unikalitätsmerkmal, das Archivmaterial strukturell von Bibliotheksmaterial unterscheidet.²⁰⁰ Und so wurden im Lauf der Zeit aus den Bibliotheksexemplaren gleichsam *Archivalien*, an denen potenziell alles bedeutungsvoll und also bewahrenswert ist.²⁰¹

Die physische Archivierung ging im Fall von Manns Bibliothek zudem mit einer weiteren funktionalen Transformation einher. Der Aufbewahrungsort der Nachlassbibliothek ist heute als sogenanntes ›Arbeitszimmer Thomas Manns‹ gestaltet und hat, vom TMA auch so bezeichneten, *musealen* Charakter.²⁰² Damit hat der inszenatorische Wert dieser Privatbibliothek noch eine bedeutende Weiterentwicklung erfahren. Die museale Inszenierung der Bibliothek historisiert die mit ihr verbundene Repräsentanz nun ebenso, wie sie sie fortdauernd reifiziert.

Stiftliche Relationen: Bezüge zur Bibliothek Hermann Hesses als Beispiel

Privatbibliotheken sind in einer diachronen Perspektive, wie gerade vorgeführt, höchst dynamische Gebilde. Zu beleuchten ist indes noch, dass sie auch in synchroner Perspektive keine hermetisch geschlossenen Systeme bilden – selbstverständlich ganz im Gegenteil. Die Bibliothek ist vielmehr die geradezu ultimative dingliche Entsprechung intertextualitätstheoretischer Ansätze.

Über diese bekannte Sichtweise auf Bibliotheken hinaus möchte ich im Folgenden aufzeigen, dass die Büchersammlungen nicht nur auf der Ebene

200 Marcel Lepper, Ulrich Raulff: *Vorwort*, in: Lepper, Raulff, *Handbuch Archiv*, S. VII–X, hier S. VII.

201 Ob Nachlassbibliotheken in Archiven folglich eher zum archivarischen oder zum bibliothekarischen Bereich gehören sollen, ist eine archivpolitische Entscheidung, die auf ihre Erforschung ganz konkrete Auswirkungen hat. So befinden sich die Exemplare aus Autor:innenbibliotheken im DLA in der Regel in der Bibliotheksabteilung, wodurch die Zugangsbeschränkungen bei ihnen viel weniger restriktiv sind als bei Dokumenten aus der Handschriftenabteilung. Vgl. zu dieser Frage Thaler, *Die Ausweitung der Manuskriptzone: Autorenbibliotheken*, S. 24.

202 Der Museumsraum, der Manns Arbeitszimmer nachempfunden ist und neben dem Grossteil der Nachlassbibliothek auch seinen Schreibtisch sowie weitere Möbel und Gegenstände aus dem ehemaligen Besitz der Familie bereithält, ist einer der Hauptanziehungspunkte für Besucher:innen des Archivs.

der gedruckten Texte Geflechtem mit allseitig losen Enden ähneln. Auch – und in gewisser Weise erst recht – unter Einbezug stiftlicher Lesespuren zeigen sich Privatbibliotheken als zutiefst dynamische und relationale Komplexe. Als Fallbeispiel dient mir dabei das Nebeneinander der Privatbibliotheken von Thomas Mann und Hermann Hesse, weil sich zwischen diesen zwei Beständen besonders viele Bezüge aufzeigen lassen.

Anders als bei Mann gibt es bei Hesse nicht *einen* zentralen Bestand, der unbestritten als *die* Bibliothek des Schriftstellers gilt. Der Nachlass und infolgedessen auch der Bücherbesitz von Hesse wurden 1964 zwischen dem DLA und der Schweizerischen Landesbibliothek in Bern aufgeteilt. Über die Umstände dieser Teilung ist kaum mehr bekannt, als Bernhard Zeller, der Gründungsdirektor des DLA, in seinen *Marbacher Memorabilien* dokumentiert.²⁰³ Immerhin erfährt man bei Zeller aber, dass auch im Fall von Hesse die Hinterbliebenen die Gestalt der Nachlassbibliothek entscheidend beeinflussen:

Ninon Hesse gewann die Überzeugung, daß es im Hinblick auf die künftige Hesse-Forschung und eine lebendige Auswertung des Nachlasses am besten wäre, er würde in Marbach verwaltet und nicht in einer großen Schweizer Bibliothek. Sie trat für diese Lösung mit Entschiedenheit ein, während Heiner Hesse, die Söhne vertretend, die Schweizer Interessen berücksichtigt sehen wollte. Schließlich fand sich ein Kompromiß in dem Vorschlag, den Nachlaß in der Rechtsform eines Depositums und nicht als Geschenk Marbach zu übergeben, zudem größere Teile der Bibliothek nach Bern zu überführen mit der Auflage, innerhalb der Schweizer Landesbibliothek einen besonderen Hesse-Raum einzurichten.²⁰⁴

Während Zeller noch von 1500 Bänden berichtet, die so nach Marbach gelangten, verzeichnet der Marbacher Katalog für Hesses Bibliothek in- zwischen 6725 Einheiten (davon 783 Zeitschriften).²⁰⁵ In Bern wiederum befinden sich ebenfalls über 6000 Einheiten. Da es sich davon aber bei einer unbekanntem Anzahl um Ersatzbeschaffungen für die nach Marbach abge-

203 Bernhard Zeller: *Marbacher Memorabilien. Vom Schiller-Nationalmuseum zum Deutschen Literaturarchiv 1953–1973*, 1995, S. 195–231.

204 Ebd., S. 218.

205 *Bibliothek von Hermann Hesse im Online-Katalog des Deutschen Literaturarchivs Marbach* (dla-marbach.de/index.php?id=450&ADISDB=BF&WEB=JA&ADISOI=19581).

gangenen Exemplare handelt, ist der Umfang der tatsächlich erhaltenen Bücher aus dem Besitz von Hesse derzeit höchstens grob abzuschätzen.²⁰⁶

Die gleichen Unsicherheiten ergeben sich bezüglich der Binnenorganisation von Hesses Bibliothek. Wie übrigens auch bei Mann, geht die heutige Aufstellungssystematik höchstens noch in Ansätzen auf den namensgebenden Bestandsbildner zurück. Zu grösseren Teilen ist sie ein Produkt (früher) archivarischer Ordnungsbestrebungen.²⁰⁷ Wo sich auf der einen Seite hierzu nicht viel mehr als die erwähnte Skizze einer Bücherwand erhalten hat, ist auf der anderen Seite ein weitaus detaillierteres Dokument zum Versuch erhalten, den Überblick über eine immer grösser werdende Privatbibliothek zu wahren. In typischer Manier eines Buchhändlers hat Hesse von seinen Büchern nämlich ein schriftliches Verzeichnis angelegt und damit gleich selbst den ersten Katalog seiner Privatbibliothek erstellt.

Das handschriftliche Verzeichnis besteht aus zwei schwarz eingebundenen Büchlein. Im ersten findet sich vorne der Titel »Katalog der Bibliothek H. Hesse«. Darauf folgt ein sechsseitiges Verzeichnis der »Vorräte meiner eigenen Schriften«, bevor der eigentliche Bibliothekskatalog beginnt, in dem Hesse seine Besitztümer alphabetisch nach den Namen der Verfasser:innen geordnet eingetragen hat. Allein zu diesem Dokument liesse sich zweifellos viel schreiben – oder eigentlich zunächst eher noch: viel forschen, denn es ist bislang nicht nur unediert geblieben, sondern, wie Hesses ganze Bibliothek, von der Wissenschaft auch fast gänzlich unbeachtet.²⁰⁸

206 Gegen Ende der 1960er-Jahre zirkulierte anscheinend die Idee, die beiden Teilbestände wenigstens virtuell in einem Katalog zusammenzuführen. Das Projekt wurde jedoch nie realisiert. Vgl. dazu das Archivdokument *SLA Hesse_1*.

207 Über die Aufstellung der Bücher im Hause Mann und die Signaturvergabe im TMA gibt das Archivdokument *TMA-II.2-1* Auskunft. Die Aufstellungssystematik von Hesses Bibliothek in Marbach wurde höchstwahrscheinlich vereinfacht, wobei nach mündlicher Auskunft von Nicolai Riedel (vom 8. Mai 2017), bis vor Kurzem zuständiger Referatsleiter Bestand und Benutzung in der Bibliotheksabteilung des DLA, in der Frühphase des DLA vermutlich auch Mischungen vorgenommen wurden. Näher am originalen Zustand zum Todeszeitpunkt von Hesse ist wahrscheinlich die Ordnung des Bestandes in Bern.

208 Es sind mir bis dato keinerlei eigenständige Untersuchungen zu Hesses Bibliothek bekannt. Im DLA wurden in den vergangenen drei Jahrzehnten Riedel zufolge zudem keine entsprechenden Bestrebungen seitens der Forschung registriert (mündliche Auskunft vom 8. Mai 2017). Für das 1991 unter dem Dach der Schweizerischen Landesbibliothek (der heutigen Schweizerischen Nationalbibliothek) gegründete SLA gilt gemäss Auskunft von Lukas Dettwiler, dem zuständigen Archivar, zumindest für die jüngere Zeit dasselbe (schriftliche Auskunft vom 19. April 2017). Dementsprechend hat auch noch nie eine systematische Erhebung der Gebrauchsspuren stattgefunden.

In welchem Zeitraum dieses Verzeichnisses genau entstanden ist, ist nicht bekannt. Schaut man sich die zwei Büchlein aber genauer an, wird immerhin sichtbar, dass Hesse damit über einen längeren Zeitraum gearbeitet hat, mutmasslich zwischen 1920 und 1961. Die Leerräume zwischen den Einträgen weisen bereits darauf hin, dass dieser Katalog auf fortlaufende Erweiterung angelegt war, und an seiner Binnenordnung lässt sich erkennen, dass eine solche dynamische Erweiterung auch wirklich erfolgt ist. Nimmt man sich beispielsweise den Abschnitt des Verzeichnisses vor, der den Werken Thomas Manns gewidmet ist, sieht man an immer kleiner werdenden Trennstrichen, die die Einträge in zwei Spalten teilen, wie Hesse den Bestand an Mann-Ausgaben nach und nach eingetragen hat. Begrenzt war der Platz für Thomas Manns Werke dabei übrigens aufgrund des nachfolgenden Eintrags zu Klaus Mann, der damit aus der alphabetischen Ordnung fällt – ebenfalls ein Hinweis auf die dynamische Erweiterung dieses Verzeichnisses.

Es ist erhellend, diese Liste mit der tatsächlich überlieferten Bibliothek Hesses zu vergleichen. Gleichet man die beiden Bestände in Marbach und Bern ab und konfrontiert sie mit Hesses Verzeichnis, wird schnell klar: Verzeichnis und heutiger Bestand sind keineswegs deckungsgleich. Die zwölfbändige Thomas-Mann-Gesamtausgabe von 1960 zum Beispiel lässt sich weder in Marbach noch in Bern finden, obwohl sie im Verzeichnis aufgeführt ist. Dafür finden sich in den Archiven sehr viele Ausgaben, die wiederum im Verzeichnis fehlen. In Marbach lagern rund zwanzig Mann-Bände, in Bern gar über fünfzig – viel mehr, als Hesse dokumentiert hat. Die Gründe dafür liegen im Dunkeln. Möglich ist, dass Hesse entweder einsehen musste, dass der Platz im Verzeichnis nicht reichte, oder er kam mit Nachträgen irgendwann schlicht nicht mehr nach. Oder hat er gar zwei Verzeichnisse parallel geführt? Immerhin findet sich neben diesem Verzeichnis aus Bern in Marbach noch ein weiteres Bibliotheksverzeichnis aus Hesses Gaienhofener Zeit.²⁰⁹ Weitere Nachforschung wäre hier vonnöten.

Wechselt man die Seiten und also die Bibliothek, ist die quantitative Ausbeute etwas dürftiger. Im heutigen Bestand von Manns Nachlassbibliothek finden sich 19 Hesse-Bände. Dass diese Zahl nur bedingt aussagekräftig ist, zeigt sich jedoch bei einem zweiten Blick auf diese Exemplare. In der Bibliothek fehlen – um nur einige zu nennen – die Einzelausgaben von *Peter*

209 Vgl. dazu Uli Rothfuss: *Hermann Hesse privat. In Texten, Bildern und Dokumenten*, 1997, S. 80. Das Verzeichnis befindet sich heute in der Handschriftenabteilung des DLA unter der Mediennummer H5007260772.

Camenzind, *Unterm Rad*, *Demian*, *Siddharta* und *Steppenwolf*. Stattdessen sind all diese und noch mehr Texte von Hesse in Manns Bibliothek nur in der sechsbändigen Werkausgabe *Gesammelte Dichtungen* von 1952 vertreten – einer Ausgabe also, die erst Jahrzehnte nach Manns erstmaliger Lektüre dieser Texte erschienen ist.²¹⁰

Inwiefern diese Lücken als Indizien für je unterschiedliche Umgangsweisen mit den eigenen Büchern taugen, wäre anderswo zu analysieren (zum Beispiel hinsichtlich der Frage, ob Mann, im Gegensatz zu Hesse, gezielt Einzelausgaben zugunsten von Werkausgaben ausgesondert hat). Die Vermutung, dass der bibliophile Hesse zu seinen Büchern ein anderes Verhältnis pflegte als Mann, lässt sich aber auch auf andere Weise erhärten: anhand der Gebrauchsspuren in den erhaltenen Büchern.²¹¹

Stichproben in Hesses Teilbibliotheken in Marbach und Bern förderten nur wenige Lesespuren, ja überhaupt vergleichsweise wenige Gebrauchsspuren zutage.²¹² Stiftliche Lesespuren beschränkten sich dabei – in Anbetracht der Erkenntnisse in Kapitel 3.3 wenig überraschend – weitgehend

- 210 Die Ausgabe beginnt mit dem Band *Thomas Mann 149:1*, danach aufsteigende Signaturfolge. In Manns Nachlassbibliothek haben sich von dieser Gesamtausgabe nur fünf Bände erhalten. Dass Mann die oben genannten Texte (zumindest mehrheitlich) bereits früher gelesen hat, kann als gesichert gelten. Vgl. etwa den Tagebucheintrag vom 28. Mai 1919 zum *Demian* in *Tagebücher 1918–1921*, S. 252, oder den Brief von Mann an Hesse vom 3. Januar 1928 zum *Steppenwolf* in GKFA 23.1, S. 333.
- 211 Zur Bibliophilie Hesses beachte man nur seine mit einiger Regelmässigkeit verfassten Essays, die als eigentliche kleine Ethiken des Büchersammelns zu lesen sind. *Magie des Buches* von 1930 ist vielleicht der bekannteste Text, siehe SW 14, S. 443–452. Aber es hat schon früher begonnen, siehe etwa die folgenden Texte aus der Zeit zwischen 1903 und 1920: *Der Umgang mit Büchern* (ebd., S. 290–308); *Bücherlesen und Bücherbesitzen* (SW 13, S. 174–176); *Über das Lesen* (ebd., S. 200–203) und *Vom Bücherlesen* (SW 14, S. 367–372).
- 212 In Marbach habe ich rund siebzig Bücher detailliert untersucht, neben zufällig ausgewählten Sachtexten unter anderem auch alle dort lagernden Ausgaben von Thomas, Heinrich und Klaus Mann sowie von Stefan Zweig und Max Frisch. In Bern waren weitere Einblicke in einige Ausgaben der Werke Thomas Manns sowie in zufällig ausgewählte Exemplare möglich. Sporadisch fanden sich dabei Einlagen, so etwa in der Gottfried-Keller-Werkausgabe, in einer Ausgabe von Manns *Tristan* oder im Band mit den *Gesammelten Werken* Georg Büchners (alle in Marbach befindlich: Signaturen *HH.B:1/552*, *HH.B:2/Man [1]* und *HH.B:1/92*). Bemerkenswert ist, dass es sich jeweils um Einlagen handelt, die sich selbst ganz offensichtlich auf den Band beziehen, in dem sie eingelegt sind (beispielsweise aus anderen Publikationen ausgeschnittene Porträts des betreffenden Autors). Diese Einlagen wurden möglicherweise als Lesezeichen verwendet, finden sich heute aber oft im Vor- oder Nachsatz. Des Weiteren sind in einigen Bänden direkt in das Buch gezeichnete und von Hand kolorierte Ex-

auf Reden und Sachbücher; besonders in literarischen Werken hingegen blieben solche Funde selten.²¹³ Selbst in jenen (wenigen) Sachbüchern, in denen sich stiftliche Lesespuren finden, wurden diese jedoch sehr sparsam hinterlassen.²¹⁴ Darüber hinaus sind die Bücher auffallend reinlich erhalten und zeigen beispielsweise kaum Verschmierungen oder Fingerabdrücke.²¹⁵

Kommt man nun zu den noch direkteren Verbindungspunkten zwischen den zwei Beständen, sind als Erstes die offensichtlichsten zu nennen: die Widmungen. Von den 19 Hesse-Bänden in Manns Bibliothek sind nicht weniger als zehn direkt von Hesse an Mann gewidmete Exemplare. Umgekehrt habe ich sieben Exemplare in Hesses Bibliothek durch entsprechende Widmungen als Gaben von Mann ausmachen können.²¹⁶ Die Widmungen sind freilich nicht die einzigen stiftlichen Relationen zwischen den nebeneinander gelegten Beständen. Die Bibliotheken von Hesse und Mann enthalten auch manifeste Spuren gegenseitiger Lektüren.

Denn obgleich Hesse eher selten mit dem Stift gelesen hat (so die Exploration), finden sich unter allen in Marbach stehenden Mann-Ausgaben immerhin zwei Exemplare mit stiftlichen Lesespuren im und neben dem gedruckten Text.²¹⁷ Das eine ist Manns Rede *Von deutscher Republik*, die mit zwei Anstreichungen versehen ist.²¹⁸ Das andere Exemplar ist die Rede *Deutsche Ansprache* von 1930.²¹⁹ In der Druckform dieser Rede hat Hesse zahlreiche Lesespuren hinterlassen. Es beginnt auf Seite 11, wo sich Mann wie folgt zitieren lässt:

libris zu entdecken; in der Gottfried-Keller-Werkausgabe etwa finden sich in allen zehn Bänden solche individuellen Besitzvermerke.

213 Ein Sonderfall mit sehr vielen Stiftspuren sind die *Gesta Romanorum* mit der Signatur HH.B:1/213a.

214 In zwei Büchern enthält der Vorsatz so etwas wie einen Mini-Index in Form stiftlich notierter Seitenzahlen, siehe HH.C:3/Zie und HH.C:2/Smo.

215 Hesse scheint sich also an das eigene Diktum, wonach beim Gebrauch von Büchern »Reinlichkeit und Sorgfalt selbstverständlich« sein sollten, gehalten zu haben. Siehe SW 14, S. 307.

216 Der Zeitraum der Widmungen von Mann an Hesse umfasst die Jahre 1936 bis 1953, die Widmung in der Ausgabe von *Bilse und ich* von 1910 ist undatiert. Siehe HH.B:2/Man [2].

217 Stiftliche Lesespuren sind übrigens auch in Hesses Bibliothek offenbar grossmehrheitlich *bleistiftlicher* Art.

218 HH.B:2/Man [3], die Anstreichungen befinden sich auf Seite 6 (Zeilen 13–17 und 34–37).

219 HH.B:2/Man [4].

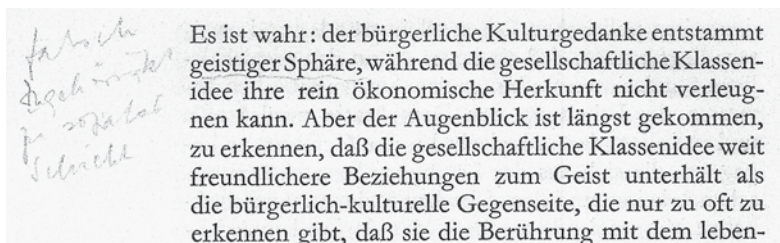


Abbildung 52: Hesse liest Manns *Deutsche Ansprache* mit dem Stift.

Quelle: HH.B:2/Man [4], Seite 24.

Wie wenig hätte ich mich der Exzentrizität meines Schrittes zu schämen, wenn diese Begegnung im geringsten, mit irgendeinem Wort beitragen könnte zu jener Besinnung, die mir noch immer als etwas Deutscheres erscheint als die schrille Parole, die heute zur Rettung und Wiedererhebung des Vaterlandes ausgegeben wird: als die Parole des Fanatismus.

Hesse unterstreicht sich dabei »Besinnung« und »als etwas Deutscheres« und versieht es mit einem Fragezeichen. Auch Manns Aussage, das »deutsche Volk« sei »seiner natürlichen Anlage nach nicht radikalistisch«, ist im Marbacher Text' mit einem stiftlichen Fragezeichen versehen. Und wo es in Manns Drucktext noch lediglich heisst, »auf den materiellen und geistigen Riesenkomplex von Ursachen einzugehen, aus denen die Kriegskatastrophe erwuchs, ist dies nicht der Augenblick«, folgt bei Hesse am Rand die Frage: »Warum nicht?« In diesem Stil geht es weiter, fortan hat Hesse auf fast jeder Seite stiftlich interveniert. Auf Seite 21 beschreibt Mann die Deutschen als ein »altes, reifes, vielerfahrenes und hochbedürftiges Kulturvolk«, was gemäss dem Text' eine »Idealisierung« ist. Und auf Seite 24 liegt Mann angeblich »falsch« (so Hesse), denn »der bürgerliche Kulturgedanke entstammt« nicht etwa »geistiger Sphäre« (wie bei Mann), sondern der »Zugehörigkeit zu sozialer Schicht« (wiederum Hesse).

Doch der stiftlichen Relationen ist mit diesem einen Beispiel nicht genug. Auch Mann macht bei der Lektüre von Hesses Drucktexten nämlich bisweilen eine Ausnahme, und zwar von seiner gewohnten Praxis, Erzählliteratur eher ohne Stift zu lesen. So weist ausgerechnet das *Glasperlenspiel*, das in der zweibändigen Erstausgabe von 1943 in Manns Nachlassbibliothek steht, 14 stiftliche An- und Unterstreichungen sowie ein Kreuz auf.²²⁰ Und dieses

²²⁰ Die stiftlichen Lesespuren befinden sich alle im ersten Band. Der Umstand, dass zugleich nur dieser erste Band eine TMA-Eingangsnummer aufweist und der Buchrücken

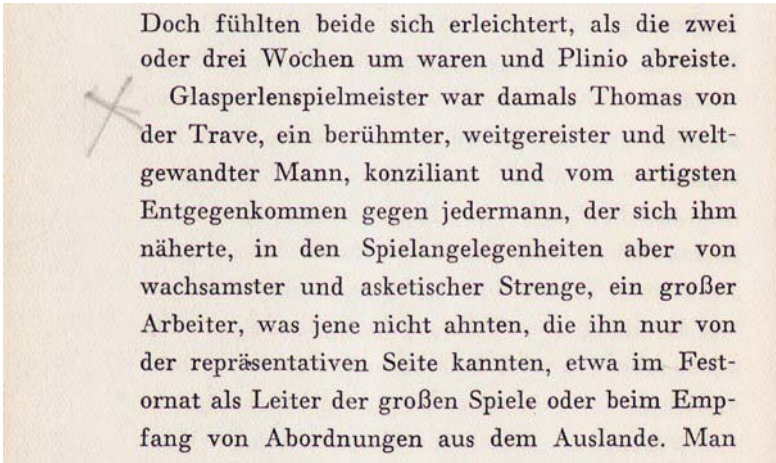


Abbildung 53: Mann markiert sein Auftreten in Hesses *Glasperlenspiel*.
Quelle: *Thomas Mann* 3658:1, Bild 217.

eine Kreuz ist im wahrsten Sinn des Worts *bezeichnend*. Das Kreuz ist die *stiftliche* Markierung jener Stelle im *Glasperlenspiel*, an der die Verbindung zwischen Hesse und Mann *drucktextuell* offensichtlich wird: Thomas Mann markiert mit dem Kreuz sein eigenes Auftreten im Roman; er markiert die erstmalige Nennung des Magisters »Thomas von der Trave«, mit dem ihm Hesse ein literarisches Denkmal gesetzt hat (siehe Abbildung 53).

Man kann an diesem Kreuz demnach geradezu ein Grundprinzip des stiftlichen Lesens erkennen. Wenn Mann in seiner Hesse-Lektüre so wieder sich selbst liest und markiert, dann ist dies letztlich nur ein besonders manifester Verweis darauf, dass Texte nie im leeren Raum, sondern immer unter Einfluss und in Bezug auf andere Texte, auf anderes Wissen, auf andere Personen entstehen. Sie entstehen in und auch aus Bibliotheken und zwar in einem endlosen Prozess. Als Mann im *Glasperlenspiel* sich selbst liest – man kann den Zeitpunkt dieses Lektüremoments genau bestimmen, er berichtet am 10. März 1944 in seinem Tagebuch davon – ist er selbst gerade mit der Niederschrift des *Doktor Faustus* beschäftigt.²²¹ Weitere rund vier Jahre

von Band 2 deutlich abgegriffener ist, wirft die Frage nach dessen Provenienzgeschichte auf. Gemäss TMA ist es unwahrscheinlich, dass es sich um eine Ersatzbeschaffung handelt; nach derzeitigem Wissensstand kann das aber auch nicht ausgeschlossen werden.

221 Tagebücher 1944–1946, S. 31. Zur Entstehungsgeschichte des *Doktor Faustus* siehe GKFA 10.1, S. 9–59, und mit spezifisch textgenetischem Blick Dirk van Hulle: *Textual Awareness. A Genetic Study of Late Manuscripts by Joyce, Proust, and Mann*, 2004, S. 115–143.

später schliesslich schickt er Hesse ein Exemplar des fertiggestellten *Doktor Faustus* zu, mit der bekannten Widmung, die heute in Hesses Marbacher Bibliothek zu finden ist: »Hermann Hesse / dies Glasperlenspiel mit / schwarzen Perlen / von seinem Freunde / Pacif. Palisades / 15. Jan. 1948 / Thomas Mann«. ²²² Das Spiel geht also weiter. Das Spiel der stiftlichen Relationen hört nie auf.

Die verschiedenen Dimensionen von Privatbibliotheken

Wo ich bisher den Begriff der ›Bibliothek‹ verwendet habe, war damit implizit meist ein bestimmter Bestand an Büchern gemeint. Doch mit dem Begriff der Bibliothek, mithin mit jenem der ›Privatbibliothek‹, können selbstverständlich verschiedene Bedeutungen verbunden sein. Zum einen kann man sich eben auf die Büchersammlung im Besitz der Person beziehen, zum anderen bezeichnet man damit nicht selten auch den mit diesem Bestand ausgestatteten Raum. Der Begriff der Privatbibliothek umfasst also gleichermassen den Ort, an dem viele Lektüren passieren, und den Hort, an dem der multiple Gegenstand dieser Lektüren aufbewahrt und deren materielle Spuren akkumuliert werden.

In jeder Bibliothek (und erst recht in einer archivierten und/oder musealisierten) konvergieren damit auf paradigmatische Weise Ding, Raum, Zeit, Wissen und Praxis. Zunächst sind Privatbibliotheken von Schriftsteller:innen oft kookurrent mit ihrem Arbeitsraum und damit im spatialen wie intellektuellen Sinn Lese-, Denk- und Schreibraum – ein Topos im Doppelsinn, auf den sich die Schriftsteller:innen denn auch gerne explizit beziehen, wie etwa bereits der knapp 22-jährige Heinrich Mann nach dem Umzug nach München:

Wir haben angenehme Wohnung hier, und seit gestern kann ich mich auch in meinem Zimmer etwas heimisch fühlen, wo ich mir eine große Bibliothek habe erbauen lassen. Dadurch fühle ich mich veranlaßt, wieder etwas seßhafter zu werden, und kann auch an Korrespondenz, vor allem aber wieder an meine Arbeit denken. ²²³

Auch für Thomas hatte die Bibliothek als Textproduktionsfaktor eine eminente Bedeutung, zumal sie im Exil auf jeder Station Kontinuität (im Fall

²²² HH.B.:2/Man [5].

²²³ Brief von Heinrich Mann an Ludwig Ewers, 14. Juli 1893, Briefe HM/Ewers, S. 339 f.

mitgereister Bücher) wie Diskontinuität (in Ermangelung zurückgelassener Exemplare) bescheren konnte. Diese enorme Relevanz der Bibliothek als epistemischer und poetologischer Reflexionsraum ist indes der selbstverständlichere Aspekt, wenn hier von den verschiedenen Dimensionen von Privatbibliotheken die Rede sein soll.²²⁴ Wichtiger noch scheint mir an dieser Stelle, auf eine nun bereits verschiedentlich thematisierte, aber noch nicht eigens benannte Dimension von Privatbibliotheken einzugehen: die soziale.

Als *Erstes* ist hier an das gerade aus der Kombination der epistemischen und poetologischen Dimension resultierende erhebliche inszenatorische Repräsentationspotenzial zu denken – nicht umsonst lassen sich Personen, deren Geschäft das Lesen, Denken und Schreiben ist, so oft vor oder in ihren Bibliotheken fotografieren (und nicht selten übrigens mit einem Stift in der Hand). *Zweitens* zeigt gerade eine materialnahe Analyse der Bestände, dass Privatbibliotheken im vollen Wortsinn *soziale Konstrukte* sind: Sie entstehen erst im Zusammenspiel sozialer Beziehungen, sie sind durch Kategorien wie Geschlecht und Macht beeinflusst und sie werden durch gesellschaftlich tradierte (beispielsweise bibliothekarische, archivarisches und museale) Sammlungs- und Erinnerungskonventionen geformt und umgeformt.²²⁵ So manche Privatbibliotheken, notabene solche, die auf männliche Bestandsbildner lauten, zeigen sich bei genauerem Hinsehen etwa als zutiefst vergeschlechtlichte Gebilde, an deren Konstruktion fast immer Frauen und

224 Vgl. mit allgemeinerem Fokus Susanne Komfort-Heim: *Buch im Exil: Gefährdete Bibliothek und portatives Heimatland*, in: Scholz, Vedder, Handbuch Literatur & Materielle Kultur, S. 305–312.

225 Bei einer Quellenkritik der Nachlassbibliothek geht es wie auch andernorts darum, »[i]nterne und externe Faktoren zu unterscheiden«, also herauszuarbeiten, inwiefern ein Nachlass »nicht nur mit dem Willen des früheren Eigentümers zu tun« hat, sondern etwa »auch mit den finanziellen und materiellen Umständen seines Lebens«. Vgl. Ulrich von Bülow: *Der Nachlass als materialisiertes Gedächtnis und archivarisches Überlieferungsform*, in: Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie 1750–2000, hg. von Kai Sina und Carlos Spoerhase, 2017, S. 75–91, hier S. 90. Willnat weist angesichts von Exemplaren mit Besitzvermerken von Dritten beispielsweise auch für Heinrich Manns Bibliothek auf den Konstruktionscharakter jenes Bestands hin; sie schreibt deswegen bewusst im Plural von »Bibliotheken, die in den verschiedenen Phasen seines Lebens angelegt wurden«, siehe Willnat, »Unwiederkäuflich« – die Bibliotheken Heinrich Manns und seiner Familie, S. 278 f.

bisweilen ganze Familien,²²⁶ jedenfalls aber bestimmte Geschlechterrollen mal mehr und mal weniger sichtbar beteiligt waren.²²⁷

Jede Erschließung und Erforschung einer Privatbibliothek ist daher auch eine Chance, dekonstruktive Effekte zu zeitigen, indem soziale Relationen und Relativitäten offengelegt werden. Das würde letztlich wiederum das Verständnis dafür stärken, dass archivierte Privatbibliotheken einst Arbeitskonvolute mit höchst dynamischen Grenzen waren und die heutige Zusammensetzung der Bestände darum nicht absolut zu verstehen ist. Jede *Nachlassbibliothek* zeigt sich in dieser Perspektive notwendigerweise als Ex-post-Konstrukt, in das nachträglich in nicht zuletzt archivologisch reorganisierender Absicht Grenzen quer durch Arbeitspraktiken gezogen wurden. Und so sind auch Erkenntnisse über Lesespuren in *Nachlassbibliotheken* immer eingedenk solcher Prozesse zu gewinnen.

4.2.2.2 *Nachlassbewusstsein am Rande*

Das Wissen um die Relevanz von Lesespuren ...

Es ist in den vorangehenden Abschnitten bereits zur Sprache gekommen, dass gerade Thomas Mann ein starkes *Nachlassbewusstsein* zu attestieren ist.²²⁸ Angesichts des Umstands, dass man es bei Mann mit einem »über-

226 So nicht nur bei Thomas Mann, sondern, wie beschrieben, ja auch bei der Bibliothek Hermann Hesses: Analog zur Rolle von Katia Mann wäre dort Ninon Hesses Einfluss auf den heutigen Bestand eigens zu würdigen. Und bei Heinrich Manns Bibliothek wiederum weist Willnat explizit auf die familialen Relationen hin: »Viele Titel sind mehrfach vorhanden – in mehreren Exemplaren, in verschiedenen Auflagen und Ausgaben. Manche tragen den Besitzvermerk ›Mimi‹, ›Leonie‹ oder ›Golo‹ ein Hinweis darauf, daß einige Werke, die anderen Familienmitgliedern gehörten, in die Bibliothek Heinrich Manns integriert waren und als Schenkung nach Berlin kamen. Auf diesen Sachverhalt weisen auch Widmungen hin, wie z. B. die Widmung in einer Ausgabe des Neuen Testaments für Viktor von seiner Mutter.« Siehe ebd., S. 279.

227 Frauen sind zwar oft entscheidend an der Überlieferung von Beständen beteiligt, Bibliotheken von Autorinnen sind selbst jedoch nur sehr spärlich überliefert. Neben Hannah Arendts Bibliothek (siehe Seite 9) sind noch diejenige von Hilde Domin sowie die *family library* (!) von Emily Dickinson hervorzuheben: *Bibliothek von Hilde Domin im Online-Katalog des Deutschen Literaturarchivs Marbach* (dla-marbach.de/index.php?id=450&ADISDB=BF&WEB=JA&ADISOI=23521); *Dickinson family library* (id.lib.harvard.edu/ead/hou00321/catalog). Zum Fehlen der Spuren annotierender Frauen aus der Frühen Neuzeit siehe Sherman, *Used books*, S. 53–67. Allgemeiner zu Bibliotheken von Frauen siehe Dagmar Jank: *Bibliotheken von Frauen. Ein Lexikon*, 2019.

228 Vgl. ferner zum Zusammenhang von *Nachlassgestaltung* und *Poetologie* in Manns *Lotte in Weimar* Kai Sina, Carlos Spoerhase: *Nachlassbewusstsein. Zur literaturwissen-*

aus rezeptionsbewussten Autor«²²⁹ zu tun hat, kann das nicht erstaunen. Mann versuchte die Wahrnehmung und Wirkung seines Werkes auf vielfältige Art und Weise zu lenken, mithin durch Schriften, die heute selbst als werkförmig genug gelten, um Bestandteil der GKFA zu sein (man denke nur an Essays wie *Bilse und ich* oder *Die Entstehung des Doktor Faustus*, an autobiografische Texte wie *Im Spiegel* oder *On myself* oder an die diesbezüglich unvermeidlichen Tagebücher und Briefe).²³⁰ Und er war mit seinen Versuchen ausserordentlich erfolgreich.²³¹

Doch denkt man sich den geschilderten Konstruktionscharakter jeder Nachlassbibliothek mit Manns Rezeptionsbewusstsein und, spezifischer noch, mit seinem ausdrücklichen Nach- beziehungsweise Vorlassbewusstsein zusammen, steht letztlich die Frage im Raum, ob sich in Manns Bibliothek so etwas wie eine eigene »Nachlasspoetik«²³² findet – gewissermassen ein Nachlassbewusstsein am Rande. Oder allgemeiner formuliert: Welche Implikationen ergeben sich für die Erforschung von Privatbibliotheken und Lesespuren, wenn diese in der »Epoche des Nachlassbewusstseins«²³³ entstanden sind? Und was hat es für die Interpretation von Lesespuren zu bedeuten, wenn man damit rechnen muss, dass bereits die verursachende Person um deren (philologische) Relevanz wusste?

schaftlichen Erforschung seiner Entstehung und Entwicklung, in: Zeitschrift für Germanistik 23 (3), 2013, S. 607–623, hier S. 621.

229 GKFA 21, S. 16.

230 erinnert sei in diesem Zusammenhang zudem noch einmal an den Begriff des ›höheren Abschreibens‹, siehe Abschnitt 4.1.1.2. Inwiefern auch die Entstehung und Überlieferung der Tagebücher unter der Prämisse eines – sich stetig entwickelnden – Nachlassbewusstseins erfolgten, wäre eigens zu thematisieren. Es sei hier bloss darauf hingewiesen, dass Mann schon 1896 in einem Brief an Otto Grautoff von der Verbrennung von Tagebüchern, seinen »geheimen – sehr geheimen – Schriften«, berichtete, siehe ebd., S. 73, Hervorhebung im Original. Vgl. dazu ausserdem die These, Mann hätte möglicherweise auch die Tagebücher von 1918 bis 1921 noch verbrennen wollen, dies aber vergessen, in Hans Mayer: *Die Irrfahrt zum Zauberberg. Thomas Mann: »Tagebücher 1918–1921«*, in: Die Zeit (50), 7. 12. 1979, S. 3 f.

231 Dass die Thomas-Mann-Forschung allzu oft folgsam den Pfaden nachgeht, die Mann selbst angelegt hat, ist ein bekanntes Problem. Vgl. dazu zuletzt Julian Reidy: »Es ist eben schon zuviel Gutes gemacht worden«: *Zum Problem der Einflussangst in Doktor Faustus*, in: The German Quarterly 87 (3), 2014, S. 333–350, hier S. 336.

232 Vgl. zu diesem Begriff Sandro Zanetti: *Sich selbst historisch werden: Goethe – Faust*, in: Giuriato, Stingelin, Zanetti, »Schreiben heisst: sich selber lesen«, S. 85–113, hier S. 95.

233 Kai Sina, Carlos Spoerhase: »Gemachtwordenheit: Über diesen Band, in: Sina, Spoerhase, Nachlassbewusstsein, S. 7–17, hier S. 15.

Um diese Fragen zu beantworten, gilt es zunächst zu klären, worauf sich das *Nachlassbewusstsein* im Zusammenhang mit Lesespuren genau bezieht, sprich: Welches *Wissen* ihm jeweils zugrunde liegt. Und das Medium der Wahl, um einen solchen kulturhistorischen Wissensstand über die Bedeutung von Lesespuren in Büchern zu rekonstruieren, ist naheliegenderweise abermals das Buch.

Man kann hierzu erneut mit Voltaire beginnen. So sind Voltaires Bibliothek und seine Lesespuren nicht erst seit den Anfängen der Lesespurenforschung im heutigen Sinn in der Mitte des 20. Jahrhundert Gegenstand von spezialisiertem Interesse (siehe Abschnitt 2.1.3.1). Vielmehr erschienen erste Veröffentlichungen mit Marginalien von Voltaires Hand bereits zu dessen Lebzeiten – eine entsprechende Publikation findet sich sogar wiederum in seiner eigenen Bibliothek.²³⁴ Und seither ist die editorische und wissenschaftliche Beschäftigung mit Voltaires Lesespuren nicht mehr abgebrochen.

Zusammen mit dem weiter zunehmenden Interesse an Manuskripten²³⁵ gerieten die Lesespuren dann spätestens im 19. Jahrhundert systematischer in den archivarischen, editorischen und philologischen Fokus. Um nur drei Beispiele zu nennen: In Cambridge wurde 1864 eine Bibliografie publiziert, die neben ›Adversaria‹ (also Notizensammlungen von Gelehrten) auch ›Printed Books Containing MS. Notes‹ verzeichnete,²³⁶ im Jahr 1888 edierte Eduard Grisebach ›Randschriften‹ von Schopenhauer, wobei er wohlgermerkt bestrebt war, auch die An- und Unterstreichungen ›durch Linien wiedergeben‹ zu lassen,²³⁷ und 1898 veröffentlichte Ludwig Hevesi die denkwürdige, bereits 1881 verfasste Humoreske *Die Litteratur der Randbemerkungen*, in der er explizit die Begriffe ›Lesespuren‹ und ›Schreibleser‹ verwendet und fragt:

Ein Buch, das von Vielen gelesen worden, birgt mancherlei kritische Hieroglyphen, und wenn die pompejanischen Wandkritzeleien ihre Littera-

234 Siehe Albina, Voronova, Manévitch, Einleitung, S. 46. Dort sind auch weitere frühe Publikationen von Voltaires Marginalien verzeichnet.

235 Vgl. Benne, Spoerhase, Manuskript und Dichterhandschrift, S. 139.

236 Henry Richards Luard: *A Catalogue of Adversaria and Printed Books Containing MS. Notes, Preserved in the Library of the University of Cambridge*, 1864. Siehe dazu auch Jackson, Marginalia, S. 10.

237 Eduard Grisebach: *Edita und Inedita Schopenhaueriana. Eine Schopenhauer-Bibliographie sowie Randschriften und Briefe Arthur Schopenhauer's mit Porträt, Wappen und Facsimile der Handschrift des Meisters*, 1888, S. 54. Hervorhebung im Original. Zitiert nach Atze, Libri annotati, S. 17.

turgeschichte haben, warum sollte man nicht einen Blick werfen dürfen auf die Randbemerkungen des lesenden Publikums?²³⁸

Während Hevesi dabei das Publikum einer *Leihbibliothek* im Sinn hat und somit gewissermassen eine demokratisch fundierte Textanthropologie *avant la lettre* skizziert, dominiert ansonsten auch im 20. Jahrhundert noch die Fixierung auf die Lesespuren grosser Namen. Ein weiterer Meilenstein war dabei das 1930 herausgegebene Verzeichnis von Franz Grillparzers Bibliothek, das die Lesespuren in jenem Bestand bemerkenswert genau dokumentiert.²³⁹

... zur Zeit Thomas Manns

Interessiert man sich nun spezifisch für den Fall von Thomas Mann, seien mit den genannten Publikationen einige Anhaltspunkte für das Wissen gegeben, das sich als spezifisches K-Wissen möglicherweise auch in seinen Lesespuren manifestierte. Für die Ausbildung eines entsprechenden Nachlassbewusstseins ist es dabei nicht zwingend notwendig, dass Mann diese Publikationen kannte und sie ihm damit ausdrücklich auch zum A-Wissen gereichten. Sie mögen seinen Stift als um ihn herum zirkulierendes Wissen, als K-Wissen eben, auch anderweitig beeinflusst haben.

Neben allgemeinen material- und medienästhetischen Überlegungen sind hierbei für Manns Lebzeiten zwei Diskursstränge noch eigens hervorzuheben, die heute an Kraft verloren haben.²⁴⁰ Zum einen gehörte im 19. und 20. Jahrhundert die *Grafologie* mit ihrem Fokus auf das Wesen der Handschriftlichkeit selbstredend zum epistemischen Kontext von Annotationen, und zwar potenziell von deren Produktion wie Rezeption.²⁴¹ Zumindest aus

238 Hevesi, *Die Litteratur der Randbemerkungen*, S. 68. Vgl. Anm. 107 auf Seite 66.

239 Franz Grillparzer: *Tagebücher und literarische Skizzenhefte VI von Ende 1856 bis 1870. Nr. 4149–4398 mit den Nachträgen Nr. 4399–4422 und dem Verzeichnis der Bibliothek Grillparzers*, 1930. Siehe dazu auch Atze, *Libri annotati*, S. 18 f.

240 Genauer zu untersuchen wäre Manns Rezeption zeitgenössischer Material- und Medienästhetiken. So vermutet etwa Klaus Müller-Wille, dass Mann diesbezüglich von Hans Christian Andersen beeinflusst war. Siehe Klaus Müller-Wille: *Sezierte Bücher. Hans Christian Andersens Materialästhetik*, 2017, S. 333.

241 Damit ist freilich eine Verbindung angesprochen, die meines Wissens noch nicht eigens untersucht wurde. Vgl. allgemein zur Bedeutung der Grafologie für Mann: Elsaghe, *Kalamographie und gemalte Schrift*. In seinem Aufsatz geht Elsaghe detailliert dem Begriff der ›gemalten Schrift‹ in Manns literarischem Frühwerk nach. Beizuziehen wäre in diesem Zusammenhang noch eine späte Äusserung von Mann über seine eigene Handschrift. Auf Nachfrage der *Weltwoche* bestätigt Mann 1954, dass er über zwei Handschriften verfüge: »Da ist die Manuskriptschrift, die ich

der damaligen Zeit müssten allfällige psychologistische Deutungsmuster von Lesespuren darum auch vor dem Hintergrund der charakterologischen Tradition untersucht werden. Zum anderen war die *Bibliophilie* oder, weiter gefasst, die Faszination für Autografen, Manuskripte und bestimmte Ausgaben lange Zeit massgeblich mitbestimmend, wenn es darum ging, den Wert von Lesespuren zu ermessen. Die »sinnliche[] Prägnanz von der einstigen Präsenz des Dichters«²⁴² konnte (und kann noch immer) ein entscheidender Faktor bei der Überlieferung von Lesespuren, mithin von ganzen Bibliotheken sein. Damit lässt sich auch leicht erklären, warum mit Gustav Adolf Erich Bogeng ausgerechnet ein Büchersammler schon 1931 auf den Zusammenhang zwischen Lesespuren, Nachlass und Werk aufmerksam gemacht hat:

Die Beziehungen zwischen Druckwerk und Handschrift finden eine Fortführung in den handschriftlichen Eintragungen, die in gedruckte Bücher gemacht wurden. Das Autorexemplar mit den eigenhändigen Ergänzungen und Verbesserungen des Verfassers, die er insbesondere für einen Neudruck seines Werkes eintrug, hat noch den Rang eines literarischen Manuskripts, eines literarischen Testamentes, da es den Abschluß der von ihm bestimmten Überlieferung seines Werkes bildet, wie zum Beispiel die Handexemplare Montaignes und Schopenhauers.²⁴³

Nicht zufällig also ist es hier ein Bibliophiler, der anhand von »eigenhändigen« (beziehungsweise autografen) »Ergänzungen und Verbesserungen« umsichtig auf die textgenetische Relevanz von Lesespuren hinweist.

Über diese allgemein gehaltenen Beispiele für das zu Manns Zeiten zirkulierende K-Wissen zu Lesespuren hinaus lassen sich freilich auch noch direktere Hinweise auf (potenzielles) A-Wissen von Mann ausmachen. So ist bei seiner eingehenden Beschäftigung mit Voltaire durchaus davon

von jeher geschrieben habe, meine angestammte Hand, im Prinzip ist es deutsche Schrift, untermischt mit einzelnen lateinischen Buchstaben. Ein kürzlich faksimiliertes Novellenmanuskript »Die Betrogene« zeigt diese meine Handschrift. Daneben habe ich mir in Amerika angewöhnt, Briefe, Dinge, auf deren Leserlichkeit ich Wert lege, in lateinischer Schrift abzufassen. *Doch ist das nicht geschrieben – das ist gemalt.* Wenn ich bei den Empfängern auf Verständnis rechnen darf, bediene ich mich auch bei epistolärer Gelegenheit lieber und geläufiger meiner persönlichen Mischschrift. Sie liegt mir näher am Herzen.« Siehe Gerster, Thomas Mann an der Arbeit, S. 388. Keine Hervorhebung im Original.

242 Sina, Spoerhase, »Gemachtwordenheit«: Über diesen Band, S. 8.

243 G. A. E. Bogeng: *Einführung in die Bibliophilie*, 1931, S. 110.

auszugehen, dass er auch über die Geschichte von dessen Bibliothek und die Bedeutung der in ihr konservierten Lesespuren Bescheid wusste. In Manns eigener Bibliothek finden sich zwar keine entsprechenden Verzeichnisse oder Ausgaben, aber immerhin hat sich Mann bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts, vor allem im Zuge des seit Ende 1905 verfolgten (und nicht realisierten) Romanvorhabens über Friedrich II. von Preussen und der *Betrachtungen eines Unpolitischen*, intensiv mit Voltaire auseinandergesetzt und, wie seine Nachlassbibliothek verrät, mindestens zwei Bände über Voltaire mit dem Stift gelesen.²⁴⁴

Vom Bewusstsein für die Relevanz von Privatbibliotheken und Lesespuren zeugen auch verschiedene Äusserungen, die er schriftlich beziehungsweise literarisiert hinterlassen hat. In der 1923 erstmals erschienenen Miniatur *Die Bibliothek* schreibt Mann:

Ich bin kein Bücherwurm, aber der Anblick einer Bibliothek kann mich zuweilen erschüttern. Diese still gereihten Schätze des Geistes, welche Summen von Empfindung, Bekenntnis, Gedankenkühnheit, erlittenem, mit Leben bezahltem Wissen, dem Chaos abgerungener Form enthalten sie, – Welch eine Welt von Menschlichkeit! Ja, eine Büchersammlung kann mir Gefühle erwecken, denjenigen verwandt, mit denen man den gestirnten Himmel betrachtet.²⁴⁵

Und im *Gesang vom Kindchen* wird das eigene Bücherzimmer pars pro toto zum Raum, in dem sich dem Nachwuchs »die Dinge der Welt« zeigen lassen.²⁴⁶ Dass er die Bibliothek dabei nicht nur als Archiv vergangener Wissensproduktion, sondern auch als Raum der Rezeption, mithin wiederum als persönliches Rezeptionsarchiv imaginiert, wird schliesslich in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* klar, wo Mann nicht zuletzt seine eigenen Lesespuren auf vielsagende Art und Weise betrachtet:

244 Vgl. zum Beispiel GKFA 13.2, S. 187 f. Bei den erwähnten Exemplaren handelt sich um *Thomas Mann 4128* und *Thomas Mann 4167*. Beide Exemplare tragen einen datierten Besitzvermerk von Mann, ersteres von 1906, das zweite von 1910. Zur Datierung der Lesespuren in *Thomas Mann 4128* vgl. Abbildung 27.

245 GKFA 15.1, S. 718. Das Zitat gibt den ganzen Text der Miniatur wieder. Über ihre Entstehung und Veranlassung ist gemäss Hermann Kurzke nichts bekannt, siehe GKFA 15.2, S. 444.

246 GW VIII, S. 1083.

Merkwürdig! Ich gehe umher unter der kleinen Büchersammlung, die mir mit den Jahren zugewachsen, ich blättere, stoße da und dort auf Stellen, die ich mir nach guter Gewohnheit beim Lesen mit dem Bleistift angemerkt – und finde, daß es lauter *moralistische* Stellen sind, Stellen also, bei denen es durchaus nicht um ›Schönheit‹, sondern um sittlich-seelische Dinge geht. Die Zahl des Jahres ist eingeschrieben, in dem ich mir ein Buch zuerst zu eigen gemacht; manche Hervorhebung datiert schon weit zurück. Ich war jung, ich las; ich ergötzte mich, bewunderte, liebte und lernte. Das Ästhetische aber, wie sehr ich es liebte und davon zu lernen suchte, verstand sich mir von selbst, wie es scheint; nicht dort, wo es sich am kostbarsten offenbarte, setzte mein Stift sich in Bewegung. Was ich suchte, was mich anging, worauf ich Nachdruck legte, war Sittliches, war Moral; und die moralistisch getönte, die moralverbundene Kunst war es, zu der ich aufblickte, die ich als *meine* Sphäre, als das mir Zukömmliche und Urvertraute empfand.²⁴⁷

Auch wenn die Schlussfolgerungen, die Mann aus der Erkundung seiner Lesespuren zieht, ganz offensichtlich mehr als inszeniertes Mittel zum Zweck denn als philologische Interpretation gelten müssen, so ist hier doch eines bemerkenswert genug: Es ist nun, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, für Mann denkbar, solche Interpretationen überhaupt anzustellen. Und somit wird auch klar: Wenn Mann in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* seine eigenen Lesespuren deutet, haben diese Phänomene und mit ihnen seine gesamte Bibliothek spätestens von da an eine *nachlasspolitische* Komponente.

Da passt es bloss noch ins bereits gemachte Bild, dass Mann schliesslich auch in dieser seiner Bibliothek Bücher verwahrte, die ganz ausdrücklich

247 GKFA 13.1, S. 584. Hervorhebungen im Original. Man beachte hierbei den Anklang von ›Merkwürdig!‹ an den Ausspruch ›Kuriös‹, siehe Seite 280 in Abschnitt 4.2.2.1. In den *Betrachtungen eines Unpolitischen* findet sich zudem noch ein weiteres Mann-Zitat über Mann-Lesespuren: »Ich gestehe, daß erst der Krieg und seine Drangsal mir diese stürmische Dankbarkeit des Lesens gebracht hat, – der Bleistift fährt begeistert an ganzen Seiten hin, schwer fallen Ausrufungszeichen inniger Zustimmung am Rande nieder.« Siehe ebd., S. 567. Kurzke hat Manns damalige Lektüren in GKFA 13.2, S. 71–82 kommentiert. Zum inflationären Gebrauch des Bleistifts bei der Lektüre beachte man auch Manns Kommentar in einem Brief vom 31. August 1915 an Alfred Weber: »Ich lese den ersten Aufsatz im Septemberheft der Neuen Rundschau, ich stimme zu, ich freue mich, ich fahre in wirklicher Beglücktheit zu lesen fort, ich fange an, mit dem Bleistift zu wirtschaften, streiche an in die Quere und die Länge und gebe es wieder auf, weil ich beständig an ganzen Seiten herunterstreichen müßte.« Siehe GKFA 22, S. 89.

über den damaligen Wissensstand zur Bedeutung von Lektüren und Lesespuren informieren. So findet sich dort etwa ein Buch, das Goethe als Benutzer der *Herzoglichen Bibliothek* in Weimar nachspürt und detailliert die von ihm entlehnten Werke verzeichnet (also gewissermassen seine ›virtuelle Bibliothek zu rekonstruieren versucht).²⁴⁸ Oder da ist ein anderes Buch, in dem einige stiftliche An- und Unterstreichungen von Nietzsche transkribiert sind. Weil es sich um ein französischsprachiges Buch handelt, ist es naheliegend, dass Mann darin keine eigenen Lesespuren hinterlassen hat. Dafür ist es in der Nachlassbibliothek aber gleich in zweifacher, identischer Ausführung enthalten.²⁴⁹ Und schliesslich gehören auch noch zwei Bücher zu seiner Sammlung, die ›marginalia‹ beziehungsweise ›annotations‹ von William Blake wiedergeben.²⁵⁰

In der Summe der Beispiele wird damit auch erkennbar, welche Ausmasse Manns Nachlassbewusstsein hinsichtlich seiner Lesespuren annehmen konnte. Der Gedanke, dass sich seine Privatbibliothek dereinst in eine Nachlassbibliothek von breiterem Interesse und ihr vermeintlich Privates sich damit in ein öffentliches Gut verwandeln dürfte, kann Mann ebenso wenig vollkommen fremd gewesen sein wie die Vorstellung, dass sich jemand für seine Annotationen interessieren möge. Insofern ist ein gewisses Bewusstsein für die Bedeutung dessen, was sein Stift während der Lektüre hinterlässt, bei Mann jedenfalls mit zunehmendem Alter vorauszusetzen.

Für Manns Lesespuren gilt damit dasselbe wie für alle Dokumente, die im Zeitalter des Nachlassbewusstseins »die ihnen zugeschriebene Authentizität und Unmittelbarkeit« verlieren: Sie »erweisen sich aus dieser Perspektive als Objekte der schriftstellerischen Vorausschau, Reflexion und Planung, ja mitunter sogar der künstlerischen Bearbeitung.«²⁵¹ Versuche, in stiftlichen Lesespuren pure Indizien von Aufmerksamkeit und unmittelbare Hinweise auf die ›wahren‹ Interessen einer Person zu erkennen, sind in diesem Licht jedenfalls wie alle psychologischen Zugriffe auf Lesespuren noch fragwür-

248 *Thomas Mann* 511.

249 *Thomas Mann* 3701 und *Thomas Mann* 4428. Beide Exemplare sind von der Autorin Hélène Claparède-Spir an Mann gewidmet. Die Widmung in *Thomas Mann* 4428 ist auf den Oktober 1945 datiert. In jenem Exemplar hat Mann, wie so häufig bei Widmungsexemplaren, im Vorsatz die Adresse der Widmenden notiert.

250 *Thomas Mann* 90 und *Thomas Mann* 3925. Beide Bände enthalten Widmungen an Thomas Mann. Der erstgenannte eine aus dem Jahr 1935; dieser Band enthält zahlreiche stiftliche Lesespuren von Thomas' Hand. Der zweitgenannte Band enthält eine Widmung von 1946, eine Adressnotiz von Thomas' Hand sowie im Haupttext eine stiftliche Unterstreichung von Golo Mann.

251 Sina, Spørhase, ›Gemachtwordenheit‹: Über diesen Band, S. 15.

diger. Wenn Stiftlektüren in einem bestimmten kulturhistorischen Umfeld etwa als Ausdruck der epistemischen Tugend der Aufmerksamkeit oder der Genauigkeit gelten (siehe Abschnitt 3.5.2.2), haben sie für Nachlassbewusste im Zuge dessen auch ein entsprechendes Inszenierungspotenzial.

Gleichzeitig heisst das aber nicht, dass das Bewusstsein für die Bedeutung – zumal die *philologische* Bedeutung – von Lesespuren allgegenwärtig und bei Mann jederzeit gleichermaßen präsent war. Und es heisst schon gar nicht, dass sie alle zwingend *für* die Lektüre oder gar die Erforschung durch andere produziert wurden.²⁵² Selbst wenn man Lesespuren schliesslich auf ihre kommunikative Funktion hin untersucht, also unter Berücksichtigung des Nachlassbewusstseins ihren Boten-Charakter höher als ihren Spuren-Charakter gewichtet (siehe dazu Abschnitt 2.2.1 und 3.5.2.3), stellt sich stets die Frage, mit *wem* hier *in welcher Weise* und *wozu* kommuniziert werden soll.

Tatsächlich ist es bei einigen Lesespuren nur schwer vorstellbar, dass Mann beim jeweiligen Gebrauch des Stifts an ein so breites Publikum dachte, wie es den Phänomenen heute widerfährt. Besonders seine wiederholt anzutreffenden Gleichungen, die nur mit kreativer Mühe anders denn als Ausdruck einer eklatanten Kopfrechenschwäche verstanden werden können, wären im direkten Angesicht der Öffentlichkeit vielleicht etwas seltener hinterblieben (so zeigt das Beispiel auf Abbildung 11, Seite 83 nicht einmal die simpelste von Manns Berechnungen).²⁵³ Oder sollte letztlich auch mit diesen Stiftspuren – bewusst oder unbewusst – eine Botschaft vermittelt werden? Kommt ihnen noch eine andere Bedeutung zu als ihr rein situativ praktischer Zahlenwert? Genau das ist der begründete Verdacht, unter dem in der Epoche des Nachlassbewusstseins jede Stiftspur steht. Und ihn einzelfallspezifisch zu klären, ist die Aufgabe all jener, die sich mit bedeutungs-offenen textuellen Artefakten auskennen.

252 Vgl. dazu auch Grésillon, die betont, dass Handschriften ebenfalls nicht nurmehr »zum Zweck späterer Forschungen« produziert wurden, nachdem sich ihr Archiv- und Forschungswert herumgesprochen hatte. Siehe Grésillon, Über die allmähliche Vervollständigung von Texten beim Schreiben, S. 20. Hervorhebung im Original.

253 Auch Hefrich und Stachorski folgern im *Buddenbrooks*-Kommentar aus handschriftlichen Gleichungen in den betreffenden Nachlassmaterialien, dass »Manns Vertrauen in die eigenen Kopfrechenfähigkeiten [...] offenkundig gering« war, siehe GKFA 1.2, S. 423.

4.2.2.3 *Marginale Texte, marginales Werk?*

Text- und Werkbegriff

Wenn, wie in den vorangehenden Abschnitten argumentiert, eine stiftliche Lesespur nicht mehr einzig als Quellenmaterial für die Genese eines anderswo realisierten Texts, sondern jede Konstellation aus Drucktext und stiftlicher Lesespur als eigenständiger Text' aufgefasst werden sollte, dann ergibt sich ihre Bedeutung auch nicht mehr nur in Bezug auf das ›eigentliche Werk‹ – vielmehr kommt den stiftlichen Lesespuren damit potenziell eigener Werkcharakter zu. Wenn stiftliche Lesespuren selbst integraler Bestandteil von textuellen Artefakten sind, stellt sich mit anderen Worten also die Frage, inwiefern die an der Lektüre beteiligten Stifte auch in poeto-logischer Hinsicht *Werkzeuge* sind.

Die Beantwortung dieser Frage hängt naturgemäss entscheidend von den veranschlagten Text- und Werkbegriffen ab. Auf den in dieser Studie verwendeten Textbegriff bin ich bereits wiederholt eingegangen (siehe insbesondere Abschnitt 3.2.4 und 4.2.1.5). So greife ich auf einen textlinguistischen Ansatz zurück, gemäss dem ein Text gleichbedeutend ist mit dem »Gesamt seiner Lesbarkeitshinweise, die Leser und Leserinnen in einer konkreten Lektüresituation und vor einem konkreten Lektürekontext wahrnehmungs-, schriftsprach- und vertrautheitsabhängig zur Geltung bringen und aktualisieren«. ²⁵⁴ Und dieses Gesamt der Lesbarkeitshinweise kann, je nach Perspektive eben, auch aus der Einheit von Drucktext und stiftlicher Lesespur bestehen.

Bezüglich des Werkbegriffs halte ich nun eine Differenzierung entlang von Spoerhases Terminologie für sinnvoll. In seiner Studie *Was ist ein Werk?* schlägt Spoerhase vor, das betreffende Begriffsfeld wie folgt zu strukturieren:

Das Gesamtwerk im Sinne der Gesamtheit aller textuellen Überbleibsel eines bestimmten Autors bezeichnet man als ›Überlieferung‹ (oder, wenn man möchte, als ›Patrimonium‹); (b) die Teile der textuellen ›Überlieferung‹, denen aufgrund bestimmter Kriterien der Charakter eines Einzelwerks zugesprochen werden kann, bezeichnet man als ›Opus‹; (c) die Werkausgaben als Editionstypen, die tendenziell alle ›Opera‹ eines Autors inkorporieren, bezeichnet man als ›Œuvre‹. ²⁵⁵

254 Hausendorf, Kesselheim, Kato, Breitholz, *Textkommunikation*, S. 22.

255 Spoerhase, *Was ist ein Werk?*, S. 286.

Mit der ›Überlieferung‹, dem ›Œuvre‹ und dem ›Opus‹ sind also drei Ebenen des Werkbegriffs unterschieden, die in der theoretischen Debatte ansonsten allzu häufig vermengt werden. Für die Klärung der Frage, wie es um den Werkstatus von Lesespuren steht, ist diese Differenzierung umso hilfreicher – wenn auch mit einer kleinen Einschränkung.

In Auseinandersetzung mit Roland Barthes und Michel Foucault und in Anlehnung an die editionsphilologischen Überlegungen von Roland Reuß konturiert Spoerhase die drei Werkbegriffe auch gegenüber einem eigenen Textbegriff.²⁵⁶ Demnach wird die ›Überlieferung‹ erst durch »die Festlegung der Zeichenreihenfolge in einer verbindlichen Leseordnung (›Verfestigung‹ durch ›Linearisierung‹)« zu einem *Text*.²⁵⁷ Spätestens seine Explikation, demgemäss würden »Entwürfe‹ oder ›Projekte‹ als Überlieferung, deren Zustand vom Autor nicht ›fixiert‹ wurde, noch keinen Textstatus erreichen«,²⁵⁸ macht klar, dass er damit einen viel engeren Textbegriff verwendet als ich. Editionsphilologisch motivierte Abgrenzungen des Textbegriffs gegenüber ›Entwürfen‹ oder › Fassungen‹ sollen in der vorliegenden Studie jedoch (noch) keine Rolle spielen. Stattdessen gilt hier heuristisch jede phänomenologisch beschreibbare Varianz eines textuellen Artefakts als eigenständiger Text, der allenfalls als – materiell fundierte – Ableitung eines vorhergehenden Texts verstanden werden kann.

Lesespuren zwischen Überlieferung, Œuvre und Opus

Von dieser Einschränkung abgesehen, funktioniert Spoerhases folgende generelle Festlegung, wie ein Text von einem Werk zu unterscheiden sei, auch für die hier verfolgten Zwecke: »Der Übergang vom Text zum ›Werk‹ (›Opus‹) kann an verschiedenen Indizien wie Titel, Veröffentlichung, Autorabsicht oder Geschlossenheit abgelesen werden.«²⁵⁹ Die Indizien sind dabei freilich

256 Ebd., S. 287–289.

257 Ebd., S. 289. Wie konkret entschieden werden kann, ob eine Überlieferung ausreichend verfestigt beziehungsweise linearisiert ist, um als Text zu gelten, führt Spoerhase nicht weiter aus. Bezüglich Linearisierung verweist er auf Roland Reuß: *Text, Entwurf, Werk*, in: *Text. Kritische Beiträge* (10), 2005, S. 1–12, hier S. 7 und 9 f., und Wolfram Groddeck: *Textgenese und Schriftverlauf. Editionstheoretische Überlegungen zum Manuskript von Nietzsches Dithyramben-Entwurf ›Die Wetterwolke‹*, in: Zanetti, *Schreiben als Kulturtechnik*, S. 214–236. Man beachte dazu, dass Spoerhase seine »literaturtheoretischen Differenzierungen« explizit »nicht als Versuch« verstanden wissen will, »eine umfassende editionsphilologische Terminologie zu erstellen«, siehe Spoerhase, *Was ist ein Werk?*, S. 285, Hervorhebung im Original.

258 Ebd., S. 289.

259 Ebd.

nicht als universell bestimmbare Grössen zu verstehen, die sich an Massstäben mit festen Schwellenwerten abgleichen lassen. Vielmehr ist auch aus der Sicht der Lesespurenforschung mit Lutz Danneberg, Annette Gilbert und Spoerhase dafür zu plädieren, ›das Werk‹ (im triadischen Singular) aus seinen soziokulturellen Bestimmungen heraus zu verstehen. Demnach erweist sich der Werkbegriff »nicht als ein (möglicher) Begriff für die Gegenstände der Literaturwissenschaft, sondern vielmehr als ein historisch etabliertes Modell, die sozialen Praxiszusammenhänge einer ›vergesellschafteten‹ Textualität zu arrangieren und zu regulieren«. ²⁶⁰ Aus diesem Grund regen Danneberg et al. auch an, »weniger von ›Werken‹ tout court als von der ›Werkförmigkeit‹ bestimmter Umgangsformen mit Textualität« zu sprechen – »nicht grundsätzlich, sondern immer nur innerhalb bestimmter Tätigkeitsfelder wäre Textualität dann jeweils als werkförmig zu begreifen«. ²⁶¹

Stellt man also die Frage nach dem Werkstatus von stiftlichen Lesespuren, lässt sich diese Frage zunächst dreifach untergliedern: Gehören sie zu einer ›Überlieferung‹? Gehören sie zu einem ›Œuvre‹? Und stellen sie ein ›Opus‹ oder ein Teil eines ›Opus‹ dar? Zum anderen sollte es nicht darum gehen, die Frage nach dem Werkstatus absolut zu beantworten, sondern herauszuarbeiten, inwiefern die Lesespuren (hinsichtlich der drei Werkbegriffe) in »Praktiken des werkförmigen ›Idealisierens‹« eingebunden waren und sind. ²⁶² Hierzu möchte ich im Folgenden am Beispiel von Manns stiftlichen Lesespuren verschiedene Dimensionen von Werkförmigkeit unterscheiden, die alle ihre je eigenen Grenzziehungen befördern: eine juristische Dimension, eine editorische, eine archivarische, eine hermeneutische, eine materiell-mediale und eine ästhetische. ²⁶³

Rein *juristisch* gesehen, ist der Fall klar: Manns Lesespuren, auch längere Marginalien, sind gemäss Auffassung des *S. Fischer Verlags* kein Werkbestandteil, da ihnen keine sogenannte ›Werkhöhe‹ zugesprochen wird. Konkret bedeutet das, dass der Verlag für die Lesespuren keinen urheberrechtlichen Schutz geltend macht und diese somit frei zitiert und (unter Achtung der mit dem Drucktext verbundenen Rechte) vervielfältigt werden dürfen.

260 Lutz Danneberg, Annette Gilbert, Carlos Spoerhase: *Zur Gegenwart des Werks*, in: *Das Werk. Zum Verschwinden und Fortwirken eines Grundbegriffs*, hg. von Lutz Danneberg, Annette Gilbert und Carlos Spoerhase, 2019, S. 3–26, hier S. 19.

261 Ebd., S. 19 f.

262 Ebd., S. 20.

263 Es liessen sich hier weitere Dimensionen anführen, zur exemplarischen Veranschaulichung sollen die genannten aber genügen.

In Übereinstimmung damit sind die Lesespuren Manns auch in *editorischer* Hinsicht weder Teil eines ›Opus‹ noch seines ›Œuvres‹, wie zuletzt ihr Fehlen im Editionsplan der (in eben jenem *S. Fischer Verlag* erscheinenden) GKFA erneut bestätigt. Und auch die *archivarische* Situation ist diesbezüglich eindeutig, so werden die Nachlassbibliothek und mit ihr die Lesespuren im TMA von seinem ›Werk‹ beziehungsweise seinem ›literarischen Nachlass‹ separiert verzeichnet und aufbewahrt.²⁶⁴ Gleichwohl zeigen die prominente Stellung der Nachlassbibliothek und auch die entsprechende Beschreibung in archivarischen Publikationen, dass die Lesespuren aus Sicht des TMA zweifellos Teil von Manns ›Überlieferung‹ sind.²⁶⁵

In der *hermeneutischen* Dimension wiederum spielen Aspekte von Intentionalität und Autorschaft eine wichtige Rolle. Denn insofern es, mit Jürgen Thaler gesprochen, eben »keinerlei kulturelle Verabredungen über den Werkstatus« von stiftlichen Lesespuren gibt, weder »über ihren Anfang und ihr Ende« noch »über den Grad ihrer Öffentlichkeit« oder »über ihre poetologische Verfasstheit«,²⁶⁶ bleibt das herkömmliche Kriterium der Autor:innen-Absicht ein zentrales Orientierungsschema. Wollte die Autor:in-Instanz, dass die fragliche Lesespur Teil der ›Überlieferung‹, des ›Œuvres‹ oder eines ›Opus‹ wird? Hat sie entsprechende werkpolitische Massnahmen ergriffen?

Dass es sich dabei durchaus um offene Fragen handelt, hat bereits Edgar Allan Poe gezeigt, um nur das berühmteste Beispiel zu nennen. So hat Poe zwischen 1844 und 1849 seine Marginalien tatsächlich gleich ganz unabhängig vom Bezugstext, also als eigenes ›Opus‹ publizieren lassen, notabene

264 Die Archivdatenbank des TMA kennt drei Kategorien: ›Werk‹, ›Briefe‹ und ›Sammlungen‹, siehe *Thomas-Mann-Archiv Online* (online.tma.ethz.ch/). Die Nachlassbibliothek wird darin nicht aufgeführt, sondern separat im Online-Katalog der ETH-Bibliothek verzeichnet. In der Beschreibung der Bestände im TMA-Jubiläumsband wird die Nachlassbibliothek unter anderem vom ›literarischen Nachlass‹ unterschieden, siehe Hollender, Moos, Sprecher, Die Bestände. Vgl. auch Seite 198 in Abschnitt 4.1.1.2.

265 Vgl. *Bibliotheksbestände und Nachlassbibliothek* (tma.ethz.ch/archiv/bibliotheksbestaende-und-nachlassbibliothek.html) und Hollender, Moos, Sprecher, Die Bestände, S. 349–361.

266 Thaler, Die Ausweitung der Manuskriptzone: Autorenbibliotheken, S. 26. Diesen Umstand haben van Hulle und van Mierlo noch kritischer angemerkt: »Editorial criticism (not to say all forms of criticism) all too often excludes these notes as something outside the actual work; critical editions commonly separate them from the text to which they refer—if they are included at all.« Und so fordern sie programmatisch, Lesespuren als »documents with a specific value in their own right« zu behandeln. Siehe van Hulle, van Mierlo, Reading Notes, S. 2.

inklusive theoretischer Reflexionen zu diesen Phänomenen.²⁶⁷ Und folgerichtig sind sie heute auch im editorischen Sinn Teil seines ›Œuvres.²⁶⁸ Oder man könnte an dieser Stelle auf gegenwärtige schriftstellerische Annäherungen an die Thematik verweisen, die auf ihre eigene Weise texttheoretische Reflexionen implizieren. Allen voran wäre hier der Band *S.* von 2013 (in der deutschen Übersetzung *S. – Das Schiff des Theseus*, 2015) zu nennen, der nicht nur ein bereits 1949 erschienenenes Buch zu sein vorgibt, sondern seinen künstlerischen Reiz hauptsächlich daraus bezieht, dass in ihn bereits produktionsseitig zahlreiche (fiktive) Gebrauchs- und Lesespuren miteingedruckt und eingelegt wurden. Gerade sein Versuch, den Unterschied zwischen seriellem, formfestem Druck und individueller, formfreier Stiftlichkeit aufzuheben, macht ihn zu einem anschaulichen Beispiel für die poetologische Relevanz ebendieser Differenz.²⁶⁹

Obschon das intentionale Kriterium bezüglich des Werkstatus nahezu liegen scheint und da, wo es klare Ergebnisse liefert, gewiss berechtigt ist, wird es in den vielen Fällen, in denen die entsprechende Absicht nicht klar auszumachen ist, jedoch nicht weiterhelfen. Das ganze Bemühen, Werkpolitik und Nachlassbewusstsein zu rekonstruieren, zeugt ja genau von diesem Problem. Die Rekonstruktion von werk- und nachlasspolitischen Verfahren wird oft gerade deshalb nötig, weil sich die Absicht einer Person (auch) an ihren textuellen Artefakten nicht immer deutlich ablesen lässt. Das intentionale Kriterium sollte deswegen in dem Moment, da der Befund über den Werkstatus epistemologische oder poetologische Tragweite ge-

267 Vgl. dazu Giuriato, Prolegomena zur Marginalie, S. 182–184. Diesen Marginalientypus, den neben Poe zahlreiche weitere Personen wie Samuel Taylor Coleridge oder Paul Valéry kultivierten, hat Magnus Wieland die ›individuelle Annotation‹ genannt. Siehe Wieland, Border Lines – Zeichen am Rande des Sinnzusammenhangs.

268 Edgar Allan Poe: *Marginalia*, in: The Complete Works of Edgar Allan Poe, hg. von Charles F. Richardson, 1902, S. 176–372. In der deutschen Werkausgabe von Kuno Schuhmann sind die Marginalien ebenfalls wiedergegeben, wenn auch nur in kleiner Auswahl: Edgar Allan Poe: *Marginalien*, in: Werke, hg. von Kuno Schuhmann, 1973, S. 705–777. Um ein jüngeres Beispiel zu nennen, sei auf Hoffmanns Einschätzung hingewiesen, es habe »eine innere Schlüssigkeit«, dass die Lesespuren Martin Heideggers in dessen Leseexemplar von Ernst Jüngers *Der Arbeiter* Eingang in die Gesamtausgabe gefunden hätten. Siehe Hoffmann, Schreiben im Forschen, S. 22.

269 J. J. Abrams, Doug Dorst: *S.*, 2013, beziehungsweise J. J. Abrams, Doug Dorst: *S. – Das Schiff des Theseus*, 2015. Ein kleineres, dafür aber expliziter theoretisches Beispiel bietet Louis Bury: *Forty-Four Ways of Looking at Marginalia*, in: Glossator: Practice and Theory of the Commentary 3, 2010, S. 31 f.

winnt, stets unter dem literaturtheoretisch gebotenen Vorbehalt gegenüber der Kategorie der Intention verwendet werden.

Dies gilt umso mehr, als letztlich jede stiftliche Lesespur auf einer bestimmten, quasi-intentionalen Form der Zeigefreudigkeit basiert. Denn anders als das Schreiben, das sich immer erst in der Schrift verwirklicht, liesse sich der Akt des Lesens auch (stift-)spurlos vollziehen. Stärker noch als jede (andere) Schrift lassen damit alle stiftlichen Lesespuren eine performative Selbstreferenzialität erkennen, die in erster Linie sagt: Hier war jemand mit einem Stift zugange.²⁷⁰ Man kann deshalb hinter jeder stiftlichen Lesespur eine Lektüre sehen, die sich durch ihren Stift materialisiert, und hierin eine andere auktoriale Präsenz, die sich selbst erschafft.²⁷¹ Diese Präsenz ist es ja, die, wie in Abschnitt 4.2.2.2 beschrieben, nicht nur den reliquienhaften Reiz von Handschriften, sondern gleichermassen auch von Lesespuren begründet. Und diese Präsenz ist es auch, die sich bisweilen so stark aufdrängt, dass eine Lektüre ihrer unbesehen nicht mehr möglich ist und schliesslich kein anderer Schluss bleibt als die Feststellung: Sie ist Teil des Texts selbst geworden, eines neuen Texts, den sie selbst generierte.

Man kann darum den Imperativ, nicht in fremde Bücher zu schreiben, durchaus auch als Verbot verstehen, deren Texte zu modifizieren. Warum sonst werden die Leute daran gehindert, Bücher öffentlicher Leihbibliotheken zu annotieren? Wer ein Bibliotheksbuch benutzt, will in der Regel den darin gedruckten Text lesen. Wenn man jedoch ein annotiertes Exemplar vor sich hat, kann man fast nicht anders, als gleichzeitig mit dem Drucktext

270 Vgl. dazu auch Seite 217 in Abschnitt 4.2.1.1. Darauf zielt wohl auch Moulin ab, wenn sie festhält, dass »[a]lle Marginalien [...] einen gewissen minimalen und unintendierten Grad an »Exozentrik« aufweisen. Siehe Moulin, Endozentrik und Exozentrik, S. 237.

271 Man kennt dies ebenso von Wandinschriften, die nach dem Schema »Kilroy was here« verfahren, und letztlich natürlich von jeder Schrift. Es ist auch diese Geste, die die Pointe in Flann O'Briens kurzem Text *Buchhandhabung* ermöglicht. O'Brien imaginiert ein Geschäftsmodell, das es Leseunwilligen erlaubt, Belesenheit vorzutäuschen, indem die betreffende Privatbibliothek gegen Entgelt mit Lesespuren versehen wird. Siehe Flann O'Brien: *Buchhandhabung*, in: Trost und Rat. Die besten Kolumnen aus der »Irish Times«, 2011, S. 30–50. Vgl. dazu die Anekdote, wonach Siegfried Unseld »als gesichertes Zeichen einer gründlichen Lektüre« angeblich gezielt seine gesamte Privatbibliothek mit Strichen und Eselsohren ausstattete – und überholt wirkende gar wieder mit Radiergummi und Bügeleisen entfernte, so Klaus Wagenbach: *Eselsohr, Radiergummi*, in: Die Freiheit des Verlegers. Erinnerungen, Festreden, Seitenhiebe, hg. von Susanne Schüssler, 2010, S. 237.

auch noch die entsprechende *Lektüre zu lesen* – kurzum: einen veränderten, einen anderen, einen *neuen* Text mit erweiterter Autorschaft zu lesen.

In diesem Sinn ist jedem stiftlich erfolgten Lektüreakt eine gewisse Selbstmanifestationsintentionalität zu unterstellen. Welche *Absicht* sich über diese performative Selbstreferenzialität hinaus in einer stiftlichen Lesespur materialisiert hat, ist hingegen höchstens im Einzelfall zu klären. Hierzu sei nochmals auf das Beispiel von Poes veröffentlichten Marginalien verwiesen, bei denen die Publikationsintention von Poe klar ist – was freilich aber weniger an den Lesespuren selbst ablesbar ist, sondern vielmehr schlicht daran, *dass* Poe sie eben an anderer Stelle veröffentlicht hat (und zwar, indem er sie materiell-medial allesamt zu Drucktext homogenisiert hat).

Damit seien noch ein letztes Mal die *Materialität* beziehungsweise die *Medialität* erwähnt, zu denen ich bereits ausgiebig gehandelt habe (siehe vor allem Kapitel 3.2). Diese Dimensionen dürften mitentscheidenden Einfluss darauf gehabt haben, dass Manns stiftlichen Lesespuren gemeinhin kein ›Opus‹-Charakter zugeschrieben wird, da sie sich, wie geschildert, durch eine spezifische materielle Differenz zum Drucktext auszeichnen. Solche materiell-medial heterogenen Texte als *ein* Opus zu betrachten, steht im Gegensatz zu den gängigen editorischen Praktiken, die darauf abzielen, aus einem stiftlich modifizierten Drucktext wieder ein materiell-medial homogenes Gefüge zu machen, etwa durch die Umschrift eines Text' zu einem (erneut) ausschliesslich gedruckt vorliegenden Text (beziehungsweise Text"), wie es zumindest bei autografen Stiftspuren üblich ist. Wohl unter anderem aufgrund dieser Konstellation sind viele andere Lesespuren-Korpora gar nicht erst Teil einer ›Überlieferung‹, gelten also nicht einmal im weitesten Sinn als werkförmig.

Eng mit der materiell-medialen Dimension ist schliesslich auch die Frage nach den ästhetischen Begrenzungen des Werks (insbesondere des ›Opus‹) verknüpft. Die materiell-mediale Heterogenität der stiftlichen Lesespur im Druckkontext wirft die Frage auf, inwiefern das Prozessuale und das Iterative, für das Lesespuren paradigmatisch stehen, überhaupt Teil eines ›Opus‹ sein können. So wird die Geschlossenheit oder die Vollendung, die in Werkkonzepten mitunter ein entscheidendes ästhetisches Kriterium ist,²⁷² nicht zuletzt mit Blick auf solche Homo- oder Heterogenitäten beurteilt. Der Befund, wonach eine Lesespur nicht werkförmig sei, verortet sie nicht selten im Vorläufigen, das seiner allfälligen Werkwerdung vor allem noch insofern harret, als es dazu erst materiell-medial homogenisiert werden müsste.

272 Vgl. Spoerhase, Was ist ein Werk?, S. 288 f.

Es zeigt sich darum allenthalben, dass Lesespuren der Status des gleichzeitig Sekundären wie Provisorischen zugeschrieben wird als Spuren des ›Nicht-mehr-nur-Lesens‹ wie auch des ›Noch-nicht-Schreibens‹. Sinnvoller scheint es mir jedoch, die Lesespuren nicht mehr bloss als Zwischenphänomen in einem dyadischen Modell des Lesens und Schreibens zu verstehen, sondern, wenn man es schon an diese beiden Praktiken zurückbinden möchte, als Manifestation einer in zirkuläre Abläufe integrierten Praxis, die eigenständige textuelle Effekte zeitigt.²⁷³ Die Lesespuren und der durch sie entstehende Text' unterlaufen dann einen auf Geschlossenheit und Vollendung zielenden Werkbegriff eher, als dass sie ihn affirmieren – fast so, wie ›Glossen‹ und ›Zusätze‹ schon am Anfang von Manns *Joseph-Tetralogie* den Begriff des ›Originals‹ unterlaufen. So heisst es im Vorspiel zur Tetralogie, deren Niederschrift bekanntlich selbst der Lektüre unzähliger historischer und historiografischer Dokumente bedurfte und die mit dem Ausspruch ›Tief ist der Brunnen der Vergangenheit‹²⁷⁴ beginnt:

Nun war aber dies Original nicht eigentlich ein Original, nicht *das* Original, wenn man es recht betrachtete. Es war selbst schon die Abschrift eines Dokumentes aus Gott weiß welcher Vorzeit, bei dem man denn also, ohne recht zu wissen, wo, als bei dem wahren Originalen haltmachen konnte, wenn es nicht seinerseits bereits mit Glossen und Zusätzen von Schreiberhand versehen gewesen wäre, die dem besseren Verständnis eines wiederum urweit zurückliegenden Textes dienen sollten, wahrscheinlich aber im Gegenteil der modernen Verballhornung seiner Weisheit dienten – und so könnten wir fortfahren, wenn wir nicht hoffen dürften, das unsere Zuhörer schon hier erfassen, was wir im Sinne haben, wenn wir von Küstenkulissen und Brunnenschlund reden.²⁷⁵

Gehören nun, um es auf den Punkt zu bringen, auch Manns stiftliche ›Glossen und Zusätze‹ in den von ihm gelesenen Texten zu seinem *Werk*? Diese Frage scheint sich bei und für Mann aufgrund der herausragenden Erschliessungslage der Lesespuren mit besonderer Dringlichkeit zu stellen – gesteigert noch dadurch, dass er für sich selbst in Anspruch nahm, »einer der Letzten, vielleicht der Letzte« zu sein, »der überhaupt weiß, was

273 Ein solches Modell hat Wirth vorgelegt, siehe Anm. 149 auf Seite 258.

274 Der initiale Ausspruch findet sich in GKFA 7.1, IX. Vgl. dazu Anm. 155 auf Seite 197.

275 Ebd., XXI. Hervorhebung im Original.

ein Werk ist«. ²⁷⁶ Wie zwingend gehören die Lesespuren also zu seiner ›Überlieferung‹? Sind sie als eigene ›Opera‹ zu verstehen – oder gar als ein einziges ›Opus magnum marginale‹? Sollten sie folglich Eingang in sein ›Euvre‹ finden?

Mit dem hier verfolgten werktheoretischen Ansatz lässt sich die Frage nach dem Werkstatus von Lesespuren nur im Nachvollzug beantworten, aufgrund einer Analyse der kulturhistorisch spezifischen *Umgangsformen* mit Lesespuren. Demnach gehören Manns stiftliche Lesespuren heute unzweifelhaft insofern zu seinem Werk, als sie aus der Sicht aller relevanten Instanzen zu seiner ›Überlieferung‹ gezählt und als solche behandelt werden. Gleichzeitig ist mir jedoch keine stiftliche Lesespur bekannt, die von denselben Instanzen als ›Opus‹ (oder als Bestandteil eines ›Opus‹) klassifiziert wird. Und so werden die untersuchten Phänomene faktisch auch nicht zu seinem ›Euvre‹ gezählt, wie es sich beispielsweise in der GKFA manifestiert. In diesem engeren Verständnis wurden und werden die stiftlichen Lesespuren von Mann selbst, von seinen Nachkommen, vom Verlagswesen, von Archiven und schliesslich auch von der literaturwissenschaftlichen Forschung als *werknah*, nicht aber selbst als *werkförmig* behandelt.

Versteht man die Frage nach dem Werkstatus von Lesespuren jedoch im Sinn der obenstehenden, normativ aufgeladenen Nachfragen im Modus des *Sollens*, fällt die Antwort nicht nur ungleich schwerer. Sie fällt dann vor allem auch nicht mehr nur in den Einflussbereich der Literatur- und Kulturwissenschaft. Die Literatur- und Kulturwissenschaft mögen zur Beantwortung solcher Wertungsfragen noch wichtige Impulse liefern, ja hie und da sogar zu eigenen Antworten kommen (wohl stets im Plural). Ihre vordringlichere Aufgabe scheint mir aber die davon unabhängige Erkundung zu sein, wo einen die stiftlichen Lesespuren in epistemologischer und poetologischer Hinsicht noch überall hinführen, wenn man diese erst in ihrer ganzen Vielfalt als genuin bedeutungsoffene textuelle Phänomene ernst nimmt.

5 Schlussbemerkungen

Nun – jetzt wird jene zögernde Haltung durchbrochen, und der Leser, der immer ganz nahe, der immer dem Text auf den Leib gerückt oder ihm auf den Fersen war, ist nunmehr im Text selbst untergebracht.

Umberto Eco: *Lector in fabula*

5.1 Ein Fazit ...

Was hat es zu bedeuten, wenn ein Text nicht nur gelesen, sondern *mit dem Stift* gelesen wird? Was machen die Stiftspuren, die dabei zurückbleiben können, mit dem gelesenen Text? Man mag das womöglich am Text dieser Studie selbst nachvollziehen. Weist er stiftliche Lesespuren auf? Wurden vielleicht einige Stellen angestrichen, mit einem Fragezeichen versehen, kommentiert oder korrigiert? Oder hatte dem vor Ihnen liegenden Textmaterial bisher niemand etwas hinzuzufügen?

Zum einen hängt das davon ab, ob der Text überhaupt gelesen wurde – oder ob diese Zeilen gerade das Erste sind, was von ihm gelesen wird. Falls dem so ist und Sie im Fazit dieser Studie nun unter Umständen die ersten Lesespuren hinterlassen, könnte man genau diese Lesespuren als Ausdruck eines spezifischen Lektüremodus verstehen, der vor allem auf die Quintessenz des Texts aus ist. Oder man könnte sie, mit einer leicht anderen Perspektive, auf die spezifische Textualität des Gelesenen zurückführen, da diese Studie der Textsorte des wissenschaftlichen Sachtexts zu entsprechen versucht, was solche Lektüremodi erst anleitet.

Zum anderen aber hängt die allfällige Existenz – und die Art – von Lesespuren auch im Fall der vorliegenden Studie davon ab, in welcher Materialität sie ganz konkret gelesen wurde und wird beziehungsweise ob sie eben tatsächlich (auf Papier) *vorliegt*. Ob jemand einen gedruckten oder einen auf einem Bildschirm dargestellten Text liest, ist nicht zuletzt deswegen ein wesentlicher Unterschied, weil die damit jeweils einhergehenden Lektüreformen unterschiedliche *materielle* Effekte zur Folge haben. Zwar ist es selbstverständlich auch möglich, digitale Textmaterialisierungen dieser Studie zu annotieren, und das dank skeuomorpher Textverarbeitungsprogramme auf sehr ähnliche Weise wie auf Papier. Doch möchte diese Studie gerade aufzeigen, dass die beiden Annotationsformen phänomenologisch und in eins damit auch epistemologisch und poetologisch nicht *genau* dasselbe bewirken.

Wenn Nietzsche anmerkt, unser Schreibwerkzeug arbeite mit an unseren Gedanken, dann gilt das – ich habe bereits darauf hingewiesen – mindestens in gleichem Mass auch für in die Lektüre involvierte Stifte. Der Stift, dessen sich jemand während einer Lektüre bedient, ist ein anderes *Medium* als beispielsweise eine Tastatur und *vermittelt* insofern in unterschiedlicher Weise zwischen den am Lektüre- und Annotationsprozess beteiligten Instanzen. Und so ist es nur folgerichtig, diesen Unterschied auch hinsichtlich der dabei entstehenden Phänomene theoretisch zu fassen und zu beschreiben.

Es ist darum die Materialität, die hier in den Kapiteln zur Phänomenologie und zur Epistemologie als Erstes thematisiert wurde. Anders als in der arrivierten textkritischen Forschung, die für die Untersuchung ihres Gegenstands meist schon auf analytische Begriffe und theoretische Modelle zurückgreifen kann, wird in der Lesespurenforschung die Materialität nicht nur als ein Faktor unter anderen in den Prozess der Analyse miteinbezogen, sondern begründet die Textkritik erst. Noch ist es in der Lesespurenforschung also die *Materialitätskritik*, die die Textualität von Lesespuren offenbart (insbesondere von stiftlichen Lesespuren in gedruckten Texten) – und nicht umgekehrt.

Die eingangs gestellten Fragen, was stiftliche Lesespuren mit dem gelesenen Text machen und wie man diese Phänomene zu deuten hat, können darum nur von deren Phänomenologie her beantwortet werden. Die Erkundung des literatur- und kulturwissenschaftlichen Erkenntnispotenzials von Lesespuren beginnt notwendigerweise damit, die Phänomene auf epistemologisch und poetologisch möglichst unvoreingenommene Art und Weise zu beschreiben, indem eine konsistente Sprache für sie gefunden wird. Mit den Grundbegriffen der ›Gebrauchsspur‹, der ›Lesespur‹, der ›Stiftspur‹ und der ›stiftlichen Lesespur‹ beziehungsweise dem Konzept der ›Stiftlichkeit‹ sowie mit den acht Beschreibungskategorien für ebendiese stiftlichen Lesespuren und schliesslich mit den darauf aufbauenden (Neu-)Definitionen der ›Annotation‹, der ›Marginalie‹ und des ›Intrazerpts‹ seien der zukünftigen Lesespurenforschung einige entsprechende Vorschläge unterbreitet.

Bezüglich der Fragen, welchen (epistemischen) Prinzipien und Prozessen die Entstehung von stiftlichen Lesespuren unterliegt und welches epistemologische Potenzial ihnen damit handkehrum aus der Forschungsperspektive zukommt, ist dann – ganz im Sinn der phänomenologischen Erkenntnisse – darauf hinzuweisen, dass hierbei die lesende Person als direkte Urheberin mitnichten die einzig relevante Instanz ist. Involviert sind vielmehr auch der gelesene Text in seiner eigenen Spezifik, zum Beispiel durch seine Materialität und Textsortenzugehörigkeit, sowie potenziell überhaupt alle an

der Produktion und Rezeption von Texten beteiligten Instanzen, wie sie sich im Modell der literarischen Kommunikation unter den Kategorien Autor:in, Leser:in, Text und Kontexte zusammenfassen lassen.

Paradigmatisch lässt sich das am Zusammenhang von Lesespuren und Wissensformen zeigen, wozu ich anrege, den genannten Kategorien entsprechend heuristisch zwischen dem ›A-Wissen‹, dem ›L-Wissen‹, dem ›T-Wissen‹ und dem ›K-Wissen‹ zu unterscheiden. Wichtig ist dabei die Feststellung, dass sich in der Analyse von Lesespuren keine dieser Wissensformen direkt erschliesst. So zeigt sich das Wissen der lesenden Person beispielsweise weder in vermeintlich einfach zu verstehenden Marginalien noch in (Para-)Zeichen wie An- und Unterstreichungen transparent und unmittelbar. Anders als es funktionalistische oder psychologische Ansätze vermuten lassen, bedarf der Nachweis aller Wissensformen gleichermassen der Interpretation.

Im Licht dieser Erkenntnisse kann man die stiftlichen Lesespuren sodann als Spuren einer *epistemischen Praxis* verstehen. Die stiftlichen Lesespuren sind demnach gerade nicht als Produkte von *Schreibwerkzeugen* im eigentlichen Sinn zu begreifen. Aus epistemologischer wie auch aus praxeologischer Sicht macht es einen Unterschied, ob jemand *liest*, *mit dem Stift liest* oder *schreibt*. Während man für die Erzeugnisse des Schreibens einen feststehenden Begriff kennt, nämlich die ›Schrift‹, fehlen solche Begriffe für die Praktiken des Lesens und insbesondere des Lesens mit dem Stift. Hier soll das Konzept der Stiftlichkeit Abhilfe verschaffen. Die ›Lesespur‹ und die ›Stiftspur‹ beziehungsweise die ›stiftliche Lesespur‹ sollen diese terminologische Lücke füllen und damit eine ergebnisoffene Beschreibung erst ermöglichen. So wird erkennbar, dass Stifte, die eine Lektüre begleiten, in erster Linie als *Lese-* und *Studierwerkzeuge* zu verstehen sind.

Erst in einem weiteren Begriffsverständnis schliesslich lassen sich stiftliche Lesespuren mit dem *Schreiben* in Verbindung bringen – dann jedoch gleich mindestens zweifach und umso wirkmächtiger. *Erstens* kann das Annotieren in gewisser Hinsicht der Manifestation dessen dienen, was die Literatur- und Kulturtheorie Intertextualität nennt. In dieser Perspektive könnte man Autor:innenbibliotheken frei nach Kittler als ›Abschreibesysteme‹ bezeichnen, die in einen grösseren Komplex von Notizbüchern, Exzerpten und weiteren Arbeitsmaterialien zu stellen sind – wobei hier eingedenk methodologischer Einwände kritisch anzumerken ist, dass innerhalb dieses Komplexes gerade der Erkenntniswert von stiftlichen Lesespuren den bisweilen überhöhten Erwartungen der Forschung nicht immer gerecht werden kann. Die beträchtliche Symbolkraft von Stiften, die in Bücher und

deren Textmaterial (beziehungsweise eben deren ›Text-Material‹) intervenieren, basiert jedenfalls nur zu einem Teil auf dem stiftlichen Potenzial, Intertexte zu indizieren.

Wichtiger noch ist, *zweitens*, die texttheoretische und mithin poetologische Implikation intervenierender Stifte. Fragt man sich, was stiftliche Lesespuren mit dem gelesenen Text, auf den sie sich beziehen, machen, kann man auf den phänomenologischen und epistemologischen Erkenntnissen basierend die ebenso simple wie folgenschwere Antwort geben: Sie modifizieren ihn. Die Frage nach der Wirkmächtigkeit und nach der Bedeutung von stiftlichen Lesespuren fällt letztlich vollständig mit der Frage nach ihrem Wesen in eins: Eine stiftliche Lesespur ist nichts anderes als eine textuelle Modifikation und damit selbst Bestandteil eines Texts, der über den gelesenen Text hinausgeht. Diesen durch die stiftliche Lesespur neu entstandenen Text nenne ich ›Text‹.

Die genannten texttheoretischen Argumente sind schliesslich auch nachlasspoetisch von Bedeutung. Ich habe bereits in der Einleitung darauf hingewiesen, dass die Lesespurenforschung faktisch ein Teilbereich der Erforschung von Autor:innenbibliotheken ist, da sie ihre Befunde besonders oft aus Materialien jener Bestände gewinnt. Das macht es indes notwendig, vertieft über das Verhältnis von Lesespuren und Autor:innenbibliotheken nachzudenken.

So ist in der Lesespurenforschung einerseits im Sinn einer Quellenkritik stets zu bedenken, welchen Logiken, Praktiken und Kontingenzen die Genese von Privatbibliotheken (und insbesondere von Nachlassbibliotheken) unterworfen ist. Eine nicht zu vernachlässigende Rolle spielen hierbei soziokulturelle Aspekte, namentlich etwa gesellschaftlich tradierte Sammlungs- und Erinnerungskonventionen. Auch das Geschlecht der involvierten Personen ist in diesem Zusammenhang von Bedeutung, denn obschon Frauen oft entscheidend an der Überlieferung von Beständen beteiligt waren (und sind), sind Bibliotheken und damit auch Lesespuren von Autor:innen selbst nur spärlich überliefert oder als solche erschlossen.

Andererseits können die Interventionen der Stifte in die Bibliotheksbücher *als* ›Spuren‹ Aufschluss über genau diese Logiken, Praktiken und Kontingenzen geben – wenn man den Indiziencharakter der Spuren entsprechend zu perspektivieren und zu relativieren weiss. Das gilt gerade hinsichtlich eines fallweise zu berücksichtigenden Nachlassbewusstseins. Denn spätestens seit Anbruch der Epoche des Nachlassbewusstseins sind Lesespuren immer auch als potenzielle ›Boten‹ zu verstehen.

Daran ist auch zu denken, wenn man von den *Funktionen* des (stiftlichen)

Annotierens handeln möchte. Die Frage, welche Funktion eine bestimmte Annotation hat, ist selbst dann noch schwer zu beantworten, wenn man die Perspektive bewusst verengt und sich festlegt, ob und welche Intentionen hierfür als ausschlaggebend erachtet werden. Was jemand ›tatsächlich‹ beabsichtigte, ist schlicht oft ausserhalb der Reichweite dessen, was mit textkritischen Verfahren eruiert werden kann.

Es scheint mir darum sinnvoller, die Kategorien der Funktionalität und der Intentionalität in der Lesespurenforschung mit derselben Umsicht beizuziehen, die man sich in der Literatur- und Kulturwissenschaft inzwischen auch sonst angewöhnt hat. Dahingehend schlage ich vor, sich im Wesentlichen auf (lediglich) zwei *Metafunktionen* stiftlicher Lektüreinterventionen zu konzentrieren: Zum einen hat ein Stift die Fähigkeit, die genuin immaterielle und diskrete Prozessualität des Lesens zu materialisieren und damit in gewisser Weise in die Welt zu bringen. Das nenne ich die Stiftlektüren-Metafunktion des *Materialisierens*. Zum anderen ist allen stiftlichen Lesespuren, egal, ob es sich vordergründig bloss um eine Markierung, eine Korrektur oder einen Kommentar handelt, die Geste gemeinsam: Der gelesene Text soll nicht derselbe bleiben. Das nenne ich die Stiftlektüren-Metafunktion des *Modifizierens*.

Für die übergeordnete Frage nach dem literatur- und kulturwissenschaftlichen Erkenntnispotenzial von Lesespuren ergeben sich aus den resümierten phänomenologischen, epistemologischen und poetologischen Beobachtungen damit wesentliche Schlussfolgerungen. So haben stiftliche Lesespuren nicht nur im Hinblick auf *anderswo* zu entstehende Texte textgenetischen Erkenntniswert, sondern vor allem auch insofern sie im Verbund mit dem (gedruckten) Text *selbst* einen neuen Text generieren. Als Bestandteile eigenständiger Texte erhalten die Lesespuren dabei ein erweitertes Bedeutungsspektrum. Der Verbund aus gedrucktem Text und stiftlicher Lesespur kann folglich als eigener, bedeutungsoffener Text gelesen werden; je nachdem, als Text mit multipler Autorschaft.

Wie der hermeneutische Zugriff auf solcherlei Texte erfolgen mag, konnte im Rahmen dieser Studie erst angedeutet werden. Es muss sich jedenfalls um eine Hermeneutik handeln, die noch kleinste textmaterielle Phänomene zu deuten weiss. Bereits eine stiftliche Unterstreichung eines einzelnen Zeichens stellt eine Textmodifikation dar, mit der andere Akzente oder neue Bedeutungen einhergehen. Selbst vermeintlich ›stummen‹ (Para-)Zeichen wie An- und Unterstreichungen, Kreuzen, Sternen, Umrahmungen und Bestreichungen kann somit epistemischer, mithin auch kommunikativer und poetischer Wert zukommen.

Weil die Lesespuren bisher oft nur als Quellen, als textgenetische Zeugen oder zur Vereindeutigung von Hypotext-Hypertext-Beziehungen gedient haben, wurden sie meist auch nur gebraucht, um spezifische, vorgefasste Thesen zu überprüfen, und kaum je, um aus ihnen heraus neue philologische Thesen zu generieren. Doch genau das wäre möglich – wenn man sie als genuin poetologische Phänomene verstehen würde.

Für die solcherart als textuelle Phänomene ernst genommenen Lesespuren stellt sich dann indessen in besonderem Mass die Frage nach ihrer Werkförmigkeit. Ist beispielsweise nicht jeder Text, der der Autorschaft Thomas Manns zugeschrieben werden kann, Teil seines Werks? Mit Spoerhases Differenzierung des Werkbegriffs kann man diese Frage bei Mann dahingehend beantworten, dass seine Lesespuren als Teil der ›Überlieferung‹, nicht aber als eigenes ›Opus‹ oder als Teil des ›Œuvres‹ verstanden werden. Das ist aber keineswegs ein allgemeingültiger Befund. Vielmehr ist die Frage nach der Werkförmigkeit, so man sie für entscheidend hält, von Fall zu Fall neu zu beurteilen – mitunter auch in historischer Differenzierung. Was in der heutigen Perspektive nicht als werkförmig gilt, kann das in Zukunft durchaus tun.

Für die auf stiftliche Lesespuren ausgerichtete Forschung sind damit, im Sinn einer finalen These, erste Umriss einer möglichen Entwicklung erkennbar. Die wertvollsten Erkenntnisse dürften für die Lesespurenforschung demnach dort zu holen sein, wo sie zu einer umfassenderen *Theorie der stiftlichen Modifikation* findet. Unter dieser Formel könnte eine Lesespurenforschung im Zeichen der Stiftlichkeit ihre wechselseitig produktiven Verbindungen zu rezenten Forschungsparadigmen erkunden, etwa jenem der ›materialen Textkulturen‹, und schliesslich – ganz im Sinn der ›Marginalie‹, die schon etymologisch auch eine ›Grenzgängerin‹ sein kann – selbst Grenzen überwinden, bis hin zu einer inter- und transmedialen Erforschung stiftlicher Modifikationen.

Es sind dabei insbesondere die Leistungen der *critique génétique*, die für einen solchen Forschungsansatz neu zu entdecken sind. Wenn man die Stiftlichkeit im Druckkontext erst als eigenständige textuelle Wirkungsweise anerkennt, erkennt man auch, dass die *critique génétique* für das Weitere schon einige Vorarbeiten übernommen hat, etwa indem sie Texte als offene Gebilde beschreibt und auf die fließenden Übergänge zwischen dem Lesen und dem Schreiben hinweist. Doch soll es in einer Theorie der stiftlichen Modifikation nicht mehr bloss um die schriftlichen Entstehungsprozesse literarischer Werke gehen, sondern um die Eigenständigkeit aller textuellen Gebilde, die sich im Moment des Rezeptionsakts selbst realisie-

ren. Eine Theorie der stiftlichen Modifikation würde sich vom Denkschema der ›Vorstufen‹ lösen und es im Angesicht von Lesespuren vermeiden, vor lauter Genesen die Texte nicht mehr zu sehen, die bereits da sind.

Mit der vorliegenden Studie wurde in diesem Streben nun ein Schritt gemacht, aber der Pfad ist noch lang – beliebig lang. Das literatur- und kulturwissenschaftliche Erkenntnispotenzial von stiftlichen Lesespuren hängt weniger von diesen bedeutungsoffenen textuellen Phänomenen selbst, als eher vom Willen und Geschick der künftigen Forschung ab, es zu realisieren. Denn wenn die Semiose tatsächlich unendlich ist, dann kennt sie keine Ränder – und das Gleiche sollte für ihre Erforschung gelten.

5.2 ... und ein Ausblick auf die Zukunft des Rückblicks

Der Weg, den einem Lesespuren weisen, führt zwangsläufig in die Vergangenheit. Insofern Spuren von etwas Vergangenen zeugen, sind auch die Erkenntnisse, die man ihnen abgewinnen kann, immer auf die Zeit dieses Vergangenen bezogen. Lesespurenforschung ist darum naheliegenderweise oft gleichbedeutend mit *historischer* Forschung.

Dennoch war mit dieser Studie die Hoffnung verbunden, das systematisierende Vorgehen möge auch die eine oder andere Erkenntnis über Phänomene befördern, die nach Thomas Manns Tod entstanden sind – oder erst entstehen, zum Beispiel während der Lektüre dieser Studie. Ich bin bereits darauf eingegangen, dass es dabei phänomenologisch nicht auf dasselbe hinausläuft, ob auf Papier oder an Bildschirmen gelesen wird. Doch welche epistemologischen und poetologischen Unterschiede zwischen stiftlichen Lesespuren auf Papier und Lesespuren (beziehungsweise Annotationen) in digital codierten Texten bestehen, das wird an anderer Stelle detaillierter ausgeführt werden müssen. Denn wenn ich einleitend geschrieben habe, dass die Lesespurenforschung noch am Anfang steht, dann gilt das für die Erforschung von *digitalen* Lesespuren erst recht. Die grundlegenden Veränderungen im Lese- und Schreibverhalten, die mit dem Wechsel zu digitalen Umgebungen einhergehen, haben Einfluss darauf, welche Spuren diese Praktiken hinterlassen. Und mit ihrem Gegenstand wird sich auch die Lesespurenforschung wandeln.

Tatsächlich stellt sich angesichts der neuen materiellen und medialen Gegebenheiten die schlichte Frage, welche Spuren digitale Leseprozesse überhaupt hinterlassen. Einige sind leicht erkennbar und werden entsprechend auch bereits literaturwissenschaftlich analysiert. Nicht zufällig handelt

es sich dabei um diejenigen, die den bekanntesten stiftlichen Lesespuren, nämlich den Marginalien, noch stark ähneln: Schriftliche Kommentare, die gelegentlich weiterhin im Weissraum rund um den Text platziert werden. Doch besonders bei jenen digitalen Lesespuren, die uns heute allenfalls noch gar nicht auffallen oder die wir (noch) nicht als solche wahrnehmen, wird sich dereinst erneut die Frage stellen, welches Erkenntnispotenzial sie für die Literatur- und Kulturwissenschaft bieten. Weitere theoretische und methodologische Erkundungen wären dann vonnöten. Sind auch diese Lesespuren noch als textuelle Modifikationen zu begreifen, und wenn ja, inwiefern? Oder wird sich im zukünftigen Rückblick auf sie allenfalls sogar zeigen, dass sich derzeit gerade die Grenzen zwischen dem Lesen und dem Schreiben grundlegend verschieben?

In diesem Zusammenhang hat uns die Beschäftigung mit den historischen Lesespuren freilich eine ermutigende Lektion gelehrt: So, wie die Digitalisierung das Interesse an textueller Materialität und Medialität befeuerte und in der Folge zu neuen Erkenntnissen über Lese- und Schreibprozesse führte, so ist davon auszugehen, dass auch die Spuren, die die gegenwärtigen textuellen Praktiken zeitigen, noch einige entsprechende Erkenntnisse bereithalten werden. Und vielleicht werden wir deshalb dank der Lesespurenforschung in Zukunft auch besser verstehen, an welchem Punkt wir uns heute befunden haben werden.

6 Verzeichnisse

6.1 Abkürzungen

DLA	Deutsches Literaturarchiv Marbach
GKFA	Große kommentierte Frankfurter Ausgabe (Thomas Mann)
GW	Gesammelte Werke in dreizehn Bänden (Thomas Mann)
MEGA	Marx-Engels-Gesamtausgabe
SLA	Schweizerisches Literaturarchiv
SW	Sämtliche Werke (Hermann Hesse)
TEI	Text Encoding Initiative
TMA	Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich
T-PRO	Thesaurus der Provenienzbegriffe

6.2 Quellen und Literatur

6.2.1 Archivquellen mit Signaturen

Der Originalstandort der nachfolgend aufgeführten Archivquellen ist, wo nicht anders vermerkt, das Thomas-Mann-Archiv (TMA) der ETH Zürich. Die im Textteil referenzierten Bildnummern beziehen sich auf die »Datenbank Thomas Mann Nachlassbibliothek« des TMA. Ich danke allen genannten Archiven für den gewährten Zugang.

2005 B 349	Eggert, Rosemarie: Marginalien der Heinrich-Mann-Bibliothek. Kopie eines Typoskripts, gebunden in 2 Bänden (A-L; M-Z), 12. 2. 1962. Standort: Akademie der Künste, Berlin.
A-I-Mat. 3/177	Der Herzog unter dem Verdacht der Falschmünzerei. Zeitungsartikel, entnommen aus: Berliner Lokalanzeiger, 18. Januar, Anstreichungen mit Bleistift und roter und blauer Farbe, geklebt.
A-I-Mat. 4a/4-7 (IV)	Mann, Thomas: Handschriftliche Notizen zu Zeitungsausschnitt. 4 paginierte Blätter, schwarze Tinte, Bleistift.
B-I-FRISJ-2	Mann, Thomas: Brief an Justinian Fischer. Kopie des Briefes vom 27. 1. 1948 aus Pacific Palisades, handschriftlich, mit Kopie des Briefumschlags.

- B-I-HERZ-136 Mann, Thomas; Mann, Katia: Brief an Ida Herz. 1 Blatt, 2 Seiten, handschriftlich, 1. 7. 1933.
- B-I-MORRIS-1 Mann, Thomas: Brief an Wright Morris. Durchschlag zum Brief vom 24. 10. 1946 ohne Ort, gemäss Regesten aus Pacific Palisades, maschinenschriftlich.
- B-III.14-UNBE-1 Mann, Monika: [Brief an einen unbekanntem Professor], Bozen, 7. 8. 1970. *Standort: unbekannt. Signatur gemäss TMA.*
- HH.B:1/92 Büchner, Georg: Gesammelte Werke. Nebst einer Auswahl seiner Briefe, eingeleitet von Wilhelm Hausenstein, Leipzig: Insel-Verlag, [s. a.]. *Standort: DLA.*
- HH.B:1/213a Gesta Romanorum. Übersetzt von Dr. Johann Georg Theodor Grässe, Leipzig: Richard Löffler, 1905. *Standort: DLA.*
- HH.B:1/552 Keller, Gottfried: Gesammelte Werke, Stuttgart, Berlin: J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1904–1907. *Standort: DLA.*
- HH.B:2/Man [1] Mann, Thomas: Tristan, Berlin: S. Fischer, 1906. *Standort: DLA.*
- HH.B:2/Man [2] Mann, Thomas: Bilse und ich, München: E. W. Bonsel & Co., 1910. *Standort: DLA.*
- HH.B:2/Man [3] Mann, Thomas: Von deutscher Republik, Berlin: S. Fischer, 1923. *Standort: DLA.*
- HH.B:2/Man [4] Mann, Thomas: Deutsche Ansprache, Berlin: S. Fischer, 1930. *Standort: DLA.*
- HH.B:2/Man [5] Mann, Thomas: Doktor Faustus: das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde, Stockholm: Bermann-Fischer, 1947 (Stockholmer Gesamtausgabe der Werke von Thomas Mann). *Standort: DLA.*
- HH.C:2/Smo Smolitsch, Igor: Leben und Lehre der Starzen, Wien, 1936. *Standort: DLA.*
- HH.C:3/Zie Ziegler, Leopold: Der ewige Buddha, Darmstadt: Otto Reichl, 1922. *Standort: DLA.*
- HS007260772 Hesse, Hermann: [Katalog seiner Werke, seiner Bibliothek, Zeitschriften, Photographien, Gemälde, Radierungen und Kunstblätter]. 238 Blätter, gebunden. *Standort: DLA.*

- Katia Mann 100 Tschechow, Anton: Meistererzählungen, Leipzig: Dieterich, [1953] (Sammlung Dieterich 54).
- Katia Mann 102 Tschechow, Anton: Ariadna. Sieben Geschichten von der Liebe, Leipzig: Reclam, [1951].
- SLA Hesse_1 Hesse-Archiv in der Schweizerischen Landesbibliothek und Hesse-Bibliothek. Kopie eines Typoskripts, 4 Seiten. *Standort: SLA.*
- Thomas Mann 19 Biblia. Die ganze Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments [...], Wittenberg: In Verlegung Balth. Christ. Wustens, Druckers und Buchhändlers in Franckfurt am Mäyn, 1682.
- Thomas Mann 21:1 Die heiligen Schriften des Alten und Neuen Bundes. Deutsch von Martin Luther. Erster Band, München, Leipzig: Georg Müller, [1910].
- Thomas Mann 23:1 Silesius, Angelus: Die Geschichte seines Lebens und seiner Werke. Urkunden, München: Allgemeine Verlagsanstalt, 1924 (Sämtliche poetische Werke 1).
- Thomas Mann 61:2 Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale. Von ihm selbst beschrieben. Deutsche und französische Kultur- und Sittenbilder aus dem 18. Jahrhundert. Bearbeitet von Dr. Viktor Petersen. Einleitung von Paul Holzhausen. Band II, Stuttgart: Robert Lutz, 1908 (Memoirenbibliothek II. Serie Band 15).
- Thomas Mann 90 Blake, William: Poetry and Prose. Edited by Geoffrey Keynes. Complete in one Volume, Bloomsbury: The Nonesuch Press, 1927.
- Thomas Mann 96:4 Mann, Thomas: Novellen. Zweiter Band, Berlin: S. Fischer, 1922 (Gesammelte Werke in zehn Bänden 4).
- Thomas Mann 96:8 Mann, Thomas: Betrachtungen eines Unpolitischen, Berlin: S. Fischer, 1925 (Gesammelte Werke in zehn Bänden 8).
- Thomas Mann 97 Mann, Thomas: Leiden und Grösse der Meister. Neue Aufsätze, Wien: Bermann-Fischer, 1936 (Gesammelte Werke).
- Thomas Mann 101 Mann, Thomas: Adel des Geistes. Sechzehn Versuche zum Problem der Humanität, Stockholm:

- Bermann-Fischer, 1945 (Stockholmer Gesamtausgabe der Werke von Thomas Mann).
- Thomas Mann 102 Mann, Thomas: *Altes und Neues. Kleine Prosa aus fünf Jahrzehnten*, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1953 (Stockholmer Gesamtausgabe der Werke von Thomas Mann).
- Thomas Mann 149:1 Hesse, Hermann: *Gesammelte Dichtungen. Erster Band*, [Frankfurt a. M.]: Suhrkamp Verlag, 1952.
- Thomas Mann 200:1 Platen, August: *Gesammelte Werke des Grafen August von Platen. In fünf Bänden. Erster Band*, Stuttgart, Tübingen: J. G. Cotta'scher Verlag, 1853.
- Thomas Mann 200:2 Platen, August: *Gesammelte Werke des Grafen August von Platen. In fünf Bänden. Zweiter Band*, Stuttgart, Tübingen: J. G. Cotta'scher Verlag, 1853.
- Thomas Mann 509:2 Bielschowsky, Albert: *Goethe. Sein Leben und seine Werke. Zweiter Band*, München: C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1905.
- Thomas Mann 510 Theilhaber, Felix A.: *Goethe. Sexus und Eros*, Berlin-Grunewald: Horen-Verlag, 1929.
- Thomas Mann 511 Deetjen, Werner; Keudell, Elise von: *Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek. Ein Verzeichnis der von ihm entliehenen Werke*, Weimar: Hermann Böhlau Nachfolger, 1931.
- Thomas Mann 532:5 Goethe, Johann Wolfgang: *Die klassischen Dramen*, Berlin, Leipzig: Tempel-Verlag, [s. a.] (Goethes Sämtliche Werke 5).
- Thomas Mann 552 Schaefer, Hans Heinrich: *Goethes Erlebnis des Ostens*, Leipzig: Hinrichs, 1938.
- Thomas Mann 563 Bode, Wilhelm: *Goethes Sohn*, Berlin: E. S. Mittler & Sohn, 1918.
- Thomas Mann 604:2 Schopenhauer, Arthur: *Die Welt als Wille und Vorstellung. Erster Band*, Leipzig: F. A. Brockhaus, 1922 (Arthur Schopenhauer's sämtliche Werke 2).
- Thomas Mann 614:4 Newman, Ernest: *The Life of Richard Wagner. Volume Four: 1866–1883*, New York: Alfred A. Knopf, 1946.
- Thomas Mann 624 Chamberlain, Houston Stewart: *Richard Wagner*, München: Verlagsanstalt F. Bruckmann, 1901.

- Thomas Mann 628 Wagner, Richard: Briefe Richard Wagners an Emil Heckel. Zur Entstehungsgeschichte der Bühnenfestspiele in Bayreuth. Herausgegeben von Karl Heckel, Berlin: S. Fischer, 1899.
- Thomas Mann 635:11 Mann, Thomas: Adel des Geistes. Sechzehn Versuche zum Problem der Humanität, Stockholm: Bermann-Fischer, 1948 (Stockholmer Gesamtausgabe der Werke von Thomas Mann).
- Thomas Mann 900:2 Pniower, Otto; Schlenther, Paul (Hg.): Briefe Theodor Fontanes. Zweiter Band, Berlin: F. Fontane & Co., 1910.
- Thomas Mann 907 Bang, Herman: Excentrische Novellen, Berlin: S. Fischer, 1905.
- Thomas Mann 935:2 Tolstoi, Leo N.: Anna Karenina. Zweiter Band, Jena: Eugen Diederichs, 1925.
- Thomas Mann 937 Tolstoi, Leo N.: Lebensstufen, Jena: Eugen Diederichs, 1928.
- Thomas Mann 956:4 Lesskow, Nikolai: Geschichten aus alter Zeit, München: C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, [s. a.] (Gesammelte Werke 4).
- Thomas Mann 1041 Mann, Thomas: Joseph und seine Brüder. Der vierte Roman: Joseph, der Ernährer, Stockholm: Bermann-Fischer, 1943.
- Thomas Mann 1042 Mann, Thomas: Betrachtungen eines Unpolitischen, Berlin: S. Fischer, 1922 (Gesammelte Werke).
- Thomas Mann 1403 Mann, Thomas: Altes und Neues. Kleine Prosa aus fünf Jahrzehnten, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1953 (Stockholmer Gesamtausgabe der Werke von Thomas Mann).
- Thomas Mann 1435 q Mann, Thomas: Mario und der Zauberer. Festschrift anlässlich der Einweihung des neuen Hauses und des 60jährigen Bestehens der Deutschen Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig, 23. April 1954, Leipzig: Deutsche Zentralbücherei für Blinde, 1954.
- Thomas Mann 1483 Mann, Thomas: Lotte in Weimar. Roman, Berlin: Aufbau-Verlag, 1954.
- Thomas Mann 1488 Neider, Charles: Short Novels of the Masters, [New York]: Rinehart & Company, 1948.

- Thomas Mann 1500 Neue Deutsche Literatur. Monatsschrift für schöne Literatur und Kritik. 3. Jahrgang, Heft 4, April 1955, Berlin: Verlag Volk und Welt, 1955.
- Thomas Mann 1747 Neider, Charles: *The Stature of Thomas Mann*, New York: New Directions, 1947.
- Thomas Mann 1836 *The Nation Associates: Addresses at the Dinner in honor of Dr. Thomas Mann*, New York, 1945.
- Thomas Mann 2232 Adorno, Theodor W.: *Zur Problematik von Roman, Drama und Lyrik im 20. Jahrhundert. Form und Gehalt des zeitgenössischen Romans*, München: Carl Hanser, 1954.
- Thomas Mann 2327 Mercanton, Jacques: *Poètes de l'univers*, Paris: Édition Albert Skira, 1947.
- Thomas Mann 2401 Erman, Adolf: *Aegypten und aegyptisches Leben im Altertum*. Neu bearbeitet von Hermann Ranke, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1923.
- Thomas Mann 2407 Steindorff, Georg: *Die Kunst der Ägypter. Bauten, Plastik, Kunstgewerbe*, Leipzig: Insel-Verlag, 1928.
- Thomas Mann 2411 Schäfer, Heinrich: *Amarna in Religion und Kunst*, Leipzig: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1931.
- Thomas Mann 2415 Freud, Sigmund: *Moses ein Ägypter*. Separatdruck aus der »Imago«, Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, XXIII. Jahrg. (1937), Heft Nr. 1.
- Thomas Mann 2418 Steindorff, Ulrich: *Märchen und Geschichten der alten Ägypter*, Berlin: Propyläen-Verlag, [1925].
- Thomas Mann 2453 Ungnad, Arthur: *Die Religion der Babylonier und Assyrer*, Weimar: Eugen Diederichs, 1921 (Religiöse Stimmen der Völker).
- Thomas Mann 2505 Weber, Max: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*. Band 3: *Das antike Judentum*, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1923.
- Thomas Mann 2509 Jacob, Benno: *Das erste Buch der Tora. Genesis*, Berlin: Schocken, 1934.
- Thomas Mann 2512 Yahuda, A. S.: *Die Sprache des Pentateuch in ihren Beziehungen zum Aegyptischen*. Erstes Buch, Berlin, Leipzig: Walter de Gruyter & Co., 1929.
- Thomas Mann 2527 Horowitz, Jakob: *Die Josephserzählung*, Frankfurt a. M.: J. Kauffmann, 1921.

- Thomas Mann 2535 Dornseiff, Franz: Antikes zum Alten Testament, Giessen: Alfred Töpelmann, 1934 (Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft und die Kunde des nachbiblischen Judentums, 11. Band, Heft 1).
- Thomas Mann 2632 Kerényi, Karl: Hermes der Seelenführer. Das Mythologem vom männlichen Lebensursprung, Zürich: Rhein-Verlag, 1943.
- Thomas Mann 2706 Apuleius: Amor und Psyche. Mit einem Kommentar von Erich Neumann. Ein Beitrag zur seelischen Entwicklung des Weiblichen, Zürich: Rascher, 1952.
- Thomas Mann 2873 Paul, Hermann: Mittelhochdeutsche Grammatik. Sechste Auflage. Mit Wort und Sachregister von Franz Saran, Halle (Saale): Max Niemeyer, 1904 (Sammlungen kurzer Grammatiken germanischer Dialekte II).
- Thomas Mann 3010 Bobertag, Felix: Vierhundert Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts, Berlin, Stuttgart: W. Spemann, 1887 (Deutsche National-Litteratur 24).
- Thomas Mann 3020 Scheible, J.: Die Sage vom Faust bis zum Erscheinen des ersten Volksbuches, mit Literatur und Vergleichung aller folgenden [...], Stuttgart, Leipzig: Verlag des Herausgebers, 1847 (Das Kloster. Weltlich und geistlich 5).
- Thomas Mann 3058 Bertaux, Pierre: Hölderlin. Essai de biographie intérieure, Paris: Librairie Hachette, 1936.
- Thomas Mann 3219 Meissinger, Karl August: Helena. Schillers Anteil am Faust, Frankfurt a. M.: Gerhard Schulze-Bulmke, 1935.
- Thomas Mann 3338 Everth, Erich: Conrad Ferdinand Meyer. Dichtung und Persönlichkeit, Dresden: Sibyllen-Verlag, 1924.
- Thomas Mann 3351 Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich. Roman in vier Teilen, Berlin: Knauer, [1921].
- Thomas Mann 3373 Falckenberg, Otto: Die Fahrt ins Wunderbare. Märchen deutscher Dichter, München: Martin Mörike, 1911.
- Thomas Mann 3378:1 Platen, August: Platens Werke. Erster Band. Herausgegeben von G. A. Wolff und V. Schweizer, Leipzig, Wien: Bibliographisches Institut, [1895].

- Thomas Mann 3378:2 Platen, August: Platens Werke. Zweiter Band. Herausgegeben von G. A. Wolff und V. Schweizer, Leipzig, Wien: Bibliographisches Institut, [1895].
- Thomas Mann 3413 Breitbach, Josef: Die Wandlung der Susanne Dasselndorf. Roman, Berlin: Gustav Kiepenheuer, 1933.
- Thomas Mann 3474 Otto, Karl: Gestern, heute und morgen, Karl-Marx-Stadt: Deutsche Zentralbücherei für Blinde, 1954.
- Thomas Mann 3495:1 Wiegler, Paul: Geschichte der deutschen Literatur. Erster Band: Von der Gotik bis zu Goethes Tod, Berlin: Ullstein, 1930.
- Thomas Mann 3502 Zweig, Stefan: Marceline Desbordes-Valmore. Das Lebensbild einer Dichterin, Leipzig: Insel-Verlag, 1927.
- Thomas Mann 3556 Wassermann, Jakob: Der Aufruhr um den Junker Ernst. Erzählung, Berlin: S. Fischer, 1926.
- Thomas Mann 3563 Cassirer, Ernst: Freiheit und Form. Studien zur deutschen Geistesgeschichte, Berlin: Bruno Cassirer, 1922.
- Thomas Mann 3587 Storfer, A. J.: Wörter und ihre Schicksale, Berlin, Zürich: Atlantis-Verlag, 1935.
- Thomas Mann 3632 Hamsun, Knut: Die Königin von Saba und andere Novellen. [3 Werke in einem Band, nachträglich gebunden], Paris, Leipzig, München: Albert Langen, 1898, 1899, 1902.
- Thomas Mann 3633 Hamsun, Knut: Hunger. [3 Werke in einem Band, nachträglich gebunden], Köln, Paris: Albert Langen, 1894, 1898, 1899.
- Thomas Mann 3640 Penzoldt, Ernst: Squirrel. Erzählung, Berlin, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1954.
- Thomas Mann 3658:1 Hesse, Hermann: Das Glasperlenspiel. Versuch einer Lebensbeschreibung des Magister Ludi Josef Knecht samt Knechts hinterlassenen Schriften, Zürich: Fretz & Wasmuth, 1943.
- Thomas Mann 3701 Claparède, Hélène: Evocation. Tolstoï – Nietzsche – Rilke – Spir, Genf: Georg & Cie, 1944.
- Thomas Mann 3708:2 Pontoppidan, Henrik: Totenreich. Roman. Zweiter Band, Leipzig: Insel-Verlag, [1920].
- Thomas Mann 3811:2 Brandes, Georg: Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Zweiter

- Band: Die romantische Schule in Deutschland. Uebersetzt und eingeleitet von Adolf Strodtmann, Charlottenburg: H. Barsdorf, 1900.
- Thomas Mann 3815 Frenssen, Gustav: Jörn Uhl. Roman, Berlin: G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1902.
- Thomas Mann 3850:5 Grimm, Jacob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Fünfter Band. Bearbeitet von Dr. Rudolf Hildebrand, Leipzig: S. Hirzel, 1873.
- Thomas Mann 3850:8 Grimm, Jacob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Achter Band. Bearbeitet von und unter Leitung von Dr. Moriz Heyne, Leipzig: S. Hirzel, 1893.
- Thomas Mann 3851:1 Deutsches Wörterbuch von Fr. L. K. Weigand. Nach des Verfassers Tode vollständig neu bearbeitet von Karl von Bahder, Hermann Hirt und Karl Kant. Erster Band, Giessen: Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker), 1909.
- Thomas Mann 3851:2 Deutsches Wörterbuch von Fr. L. K. Weigand. Nach des Verfassers Tode vollständig neu bearbeitet von Karl von Bahder, Hermann Hirt und Karl Kant. Zweiter Band, Giessen: Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker), 1910.
- Thomas Mann 3905 Harris, Frank: Shakespeare der Mensch und seine tragische Lebensgeschichte, Berlin: S. Fischer, 1928.
- Thomas Mann 3925 Blake, William: The Portable Blake. Selected and arranged with an Introduction by Alfred Kazin, New York: The Viking Press, 1946.
- Thomas Mann 3935 Conrad, Joseph: Nostromo, Berlin: S. Fischer, 1927.
- Thomas Mann 3999 P Schücking, Levin L.: Kleines angelsächsisches Dichterbuch. Lyrik und Heldenepos. Texte und Textproben mit kurzen Einleitungen und ausführlichem Wörterbuch, Leipzig: Quelle & Meyer, 1933.
- Thomas Mann 3999 V Joyce, James: Dubliners, London: Jonathan Cape, 1927.
- Thomas Mann 4128 Popper (Lynkeus), Josef: Voltaire. Eine Charakteranalyse, in Verbindung mit Studien zur Ästhetik, Moral und Politik, Dresden: Carl Reißner, 1905.
- Thomas Mann 4151:4 Gide, André: Œuvres complètes. IV, [Paris]: Nouvelle Revue Française, 1933.

- Thomas Mann 4155 Hettner, Hermann: Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert, Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn, 1894 (Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts 2).
- Thomas Mann 4167 Brandes, Georg: Voltaire in seinem Verhältnis zu Friedrich dem Grossen und Jean Jacques Rousseau, Berlin: Marquardt & Co., 1909.
- Thomas Mann 4206 Croce, Benedetto: Poesie und Nichtpoesie. Bemerkungen über die europäische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Julius Schlosser, Zürich, Wien, Leipzig: Amalthea-Verlag, 1925 (Amalthea-Bücherei 46/47).
- Thomas Mann 4285 Tschelow, Anton: Kleine Romane, Berlin: Rütten & Loening, 1952 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben 1).
- Thomas Mann 4286 Tschelow, Anton: Krankenstation Nr. 6 und andere Erzählungen, Berlin: Aufbau, 1952.
- Thomas Mann 4317 Adorno, Theodor W.: Kierkegaard. Konstruktion des Ästhetischen, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1933 (Beiträge zur Philosophie und ihrer Geschichte 2).
- Thomas Mann 4318 Hartmann, Otto J.: Erde und Kosmos im Leben des Menschen, der Naturreiche, Jahreszeiten und Elemente. Eine philosophische Kosmologie, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 1938.
- Thomas Mann 4319 Schmidt, Heinrich: Philosophisches Wörterbuch. Achte, völlig neubearbeitete und erweiterte Auflage, Leipzig: Alfred Kröner, 1931.
- Thomas Mann 4326:1 Mauthner, Fritz: Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Erster Band, München, Leipzig: Georg Müller, 1910.
- Thomas Mann 4326:2 Mauthner, Fritz: Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Zweiter Band, München, Leipzig: Georg Müller, 1910.
- Thomas Mann 4350 Nietzsche, Friedrich: Ecce homo, Leipzig: Insel-Verlag, [1908].
- Thomas Mann 4413 Podach, Erich F.: Gestalten um Nietzsche. Mit unveröffentlichten Dokumenten zur Geschichte

- seines Lebens und seines Werks, Weimar: Erich Lichtenstein, 1932.
- Thomas Mann 4427 Liebmann, Kurt: Nietzsches Kampf und Untergang in Turin. Nietzsche und Mussolini, Leipzig: Max Möhring, [1934] (Italien in Vergangenheit und Gegenwart).
- Thomas Mann 4428 Claparède, Hélène: Evocation. Tolstoï – Nietzsche – Rilke – Spir, Genf: Georg & Cie, 1944.
- Thomas Mann 4500:6 Freud, Sigmund: Gesammelte Schriften. Band 6, Leipzig: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1925.
- Thomas Mann 4503 Freud, Sigmund: Wenn Moses ein Ägypter war ... Separatdruck aus der »Imago«, Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, XXIII. Jahrg. (1937), Heft Nr. 4.
- Thomas Mann 4562 Kris, Ernst: Zur Psychologie älterer Biographik (dargestellt an der des bildenden Künstlers). Separatabdruck aus: »Imago, Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, ihre Grenzgebiete und Anwendungen«, Bd. XXI (1935), Heft 3, S. 320–344, Wien: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1935.
- Thomas Mann 4569 Neumann, Erich: Ursprungsgeschichte des Bewußtseins. Mit einem Vorwort von C. G. Jung, Zürich: Rascher, 1949.
- Thomas Mann 4700 Lagarde, Paul de: Deutscher Glaube, deutsches Vaterland, deutsche Bildung. Das Wesentliche aus seinen Schriften. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Daab, Jena: Diederichs, 1913.
- Thomas Mann 4781 Claparède-Spir, Hélène: A propos de la »Question allemande«, Genf: Voix des Peuples, 1945.
- Thomas Mann 4794:4 Taine, H.: Die Entstehung des modernen Frankreich. Autorisierte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band, Leipzig: Abel & Müller, [s. a.].
- Thomas Mann 4799 M Mackenzie, Compton: Mr. Roosevelt, New York: E. P. Dutton & Co., 1944.
- Thomas Mann 4949 B Morris, Wright: The Inhabitants, New York, London: Charles Scribner's Sons, 1946.
- Thomas Mann 4949 L Waetzoldt, Wilhelm: Dürer und seine Zeit, Wien: Phaidon-Verlag, 1935.

- Thomas Mann 4949:H/26 Baum, Julius: Die Malerei und Plastik des Mittelalters II. Deutschland, Frankreich und Britannien, Wildpark-Potsdam: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, 1930 (Handbuch der Kunstwissenschaft).
- Thomas Mann 4972 Adorno, Theodor W.: Zur Philosophie der neuen Musik. Schreibmaschinenmanuskript, [1941].
- Thomas Mann 4974 H Bahle, Julius: Eingebung und Tat im musikalischen Schaffen. Ein Beitrag zur Psychologie der Entwicklungs- und Schaffensgesetze schöpferischer Menschen, Leipzig: S. Hirzel, 1939.
- Thomas Mann 4982 Gennerich, Wilhelm: Die Syphilis des Zentralnervensystems. Ihre Ursachen und Behandlung, Berlin: Julius Springer, 1921.
- Thomas Mann 5004:2 Platen, August: Platens sämtliche Werke in vier Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von Karl Goedeke. Zweiter Band, Stuttgart: J. G. Cotta'sche Buchhandlung, [1882] (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur).
- Thomas Mann 5007 Platen, August: Gedichte, Stuttgart, Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1828.
- Thomas Mann 5017:19 Encyclopædia Britannica. A New Survey of Universal Knowledge. Volume 19, Chicago, Toronto, London: Encyclopædia Britannica, 1943.
- Thomas Mann 5017:7 Encyclopædia Britannica. A New Survey of Universal Knowledge. Volume 7, Chicago, Toronto, London: Encyclopædia Britannica, 1943.
- Thomas Mann 5021 Burckhardt, Jacob: Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. Siebente, durchgearbeitete Auflage von Ludwig Geiger. Erster Band, Leipzig: E. A. Seemann, 1899.
- Thomas Mann 5030 Die Geschichten Jaakobs. Gesammelte Zeitungsausschnitte, verschiedene Autoren, 1933.
- Thomas Mann 5047 Mann, Heinrich: Die Jagd nach Liebe, München: Albert Langen, 1903.
- Thomas Mann 5054 Die weißen Blätter. Eine Monatsschrift. Elfte Heft, 2. Jahrgang, November 1915, Leipzig: Verlag der Weissen Bücher, 1915.
- Thomas Mann 29501 Mann, Thomas: Tamen-shu, Tokyo: Iwanami-shoten, 1927.

- Thomas Mann 40126 dr Glopfer. Kulturelle und soziale Streitblätter, Basel, 3. Jahrgang, No. 4, April 1953.
- Thomas Mann 50040 q Amoroso, Ferruccio: Alter und neuer Felix Krull. Typoskript, 28 Blätter, gebunden, mit Briefumschlag, [Rom], [1955].
- Thomas Mann 50182 q Kaufmann, Fritz: Dr. Fausti Weheklag. Typoskript, gebunden, [1948].
- Thomas Mann 50370 Leibrich, Louis: Allemagne d'aujourd'hui. Réalités allemandes. Nr. 5, Paris: Presses Universitaires de France, 1953 (Revue française d'information).
- Thomas Mann 50413 q:1 Kaufmann, Fritz: Thomas Mann. The World as Will and Representation. Erster Teil eines zweibändigen Typoskripts, gebunden, [ca. 1944].
- TMA_0034 Hülsen, Hans von: Am Schreibtisch im Arbeitszimmer. Fotografie von Thomas Mann, Brustbild, Profil nach rechts, mit Stift in der rechten Hand, Kopf auf linke Hand gestützt, ca. 1912.
- TMA_3044 Thomas Mann, Portrait. Fotografie von Thomas Mann an seinem Schreibtisch sitzend, Profil nach rechts, mit Brille, Zigarre in der linken Hand, schreibend, 1942.
- TMA_3535 Photopress/Keystone: Am Schreibtisch in Erlenbach (Glärnischstrasse 12). Fotografie von Thomas Mann, Brustbild, frontal, Füllfeder in der rechten und Zigarre in der linken Hand, 1953.
- TMA_3630 Eschen, Fritz: Am Schreibtisch im Arbeitszimmer in Kilchberg (Alte Landstrasse 39). Fotografie von Thomas Mann, Brustbild, Profil nach rechts, Blick nach vorne, mit Brille, Zigarre in der linken und Füllfeder in der rechten Hand, 1954.
- TMA-II.2-1 Numerierung der Bestände der Thomas Mann-Bibliothek. Typoskript mit stiftlichen Ergänzungen, bestehend aus 3 Teildokumenten, insgesamt 5 Seiten, 12. 12. 1956; 7. 2. 1957.
- TMB Conv. 9 Nr. 32 Scherrer, Paul: Bibliophile Arbeit im Thomas-Mann-Archiv. Lichtbilder-Vortrag anlässlich des Ersten internationalen Bibliophilen-Kongresses in München am 30. Mai 1959. Druckfahnen.

6.2.2 Werkausgaben mit Siglen

- | | |
|----------------------|--|
| Briefe 1937–1947 | Mann, Thomas: Briefe 1937–1947, hg. von Erika Mann, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1963. |
| Briefe HM/Ewers | Mann, Heinrich: Briefe an Ludwig Ewers. 1889–1913, hg. von Ulrich Dietzel, Rosemarie Eggert, Berlin, Weimar: Aufbau, 1980. |
| Briefe TM/Faesi | Mann, Thomas; Faesi, Robert: Briefwechsel, hg. von Robert Faesi, Zürich: Atlantis, 1962. |
| Briefe TM/Fischer | Fischer, Samuel; Fischer, Hedwig: Briefwechsel mit Autoren. Mit einer Einführung von Bernhard Zeller, hg. von Dierk Rodewald, Corinna Fiedler, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1989. |
| Briefe TM/Meyer | Mann, Thomas; Meyer, Agnes E.: Briefwechsel. 1937–1955, hg. von Hans Rudolf Vaget, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1992. |
| Collegheft 1894–1895 | Mann, Thomas: Collegheft 1894–1895, hg. von Yvonne Schmidlin, Thomas Sprecher, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 2001 (Thomas-Mann-Studien 24). |
| Dichter Dichtungen | Wysling, Hans: Thomas Mann. Teil II: 1918–1943, hg. von Hans Wysling, München, Frankfurt a. M.: Heimeran; S. Fischer, 1979 (Dichter über ihre Dichtungen 14/II). |
| GKFA 1.1 | Mann, Thomas: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman, hg. von Eckhard Heftrich, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 1.1). |
| GKFA 1.2 | Mann, Thomas: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman. Kommentar, hg. von Eckhard Heftrich, Stephan Stachorski, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 1.2). |
| GKFA 2.2 | Mann, Thomas: Frühe Erzählungen. 1893–1912. Kommentar, hg. von Terence James Reed, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2004 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 2.2). |
| GKFA 3.1 | Mann, Thomas: Fiorenza Gedichte Filmentwürfe, hg. von Elisabeth Galvan, Frankfurt a. M.: S. Fi- |

- scher, 2014 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 3.1).
- GKFA 3.2 Mann, Thomas: Fiorenza Gedichte Filmentwürfe. Kommentar, hg. von Elisabeth Galvan, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2014 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 3.2).
- GKFA 4.2 Mann, Thomas: Königliche Hoheit. Roman. Kommentar, hg. von Heinrich Detering, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2004 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 4.2).
- GKFA 5.1 Mann, Thomas: Der Zauberberg. Roman, hg. von Michael Neumann, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 5.1).
- GKFA 5.2 Mann, Thomas: Der Zauberberg. Roman. Kommentar, hg. von Michael Neumann, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 5.2).
- GKFA 7.1 Mann, Thomas: Joseph und seine Brüder I, hg. von Jan Assmann, Dieter Borchmeyer, Stephan Stachorski, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2018 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 7.1).
- GKFA 7.2 Mann, Thomas: Joseph und seine Brüder I. Kommentar, hg. von Jan Assmann, Dieter Borchmeyer, Stephan Stachorski, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2018 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 7.2).
- GKFA 8.2 Mann, Thomas: Joseph und seine Brüder II. Kommentar, hg. von Jan Assmann, Dieter Borchmeyer, Stephan Stachorski, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2018 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 8.2).
- GKFA 9.2 Mann, Thomas: Lotte in Weimar. Roman. Kommentar, hg. von Werner Frizen, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2003 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 9.2).
- GKFA 10.1 Mann, Thomas: Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde, hg. von Ruprecht Wimmer,

- Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2007 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 10.1).
- GKFA 10.2 Mann, Thomas: Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde. Kommentar, hg. von Ruprecht Wimmer, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2007 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 10.2).
- GKFA 13.1 Mann, Thomas: Betrachtungen eines Unpolitischen, hg. von Hermann Kurzke, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2009 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 13.1).
- GKFA 13.2 Mann, Thomas: Betrachtungen eines Unpolitischen. Kommentar, hg. von Hermann Kurzke, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2009 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 13.2).
- GKFA 14.1 Mann, Thomas: Essays I. 1893–1914, hg. von Heinrich Detering, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 14.1).
- GKFA 14.2 Mann, Thomas: Essays I. 1893–1914. Kommentar, hg. von Heinrich Detering, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 14.2).
- GKFA 15.1 Mann, Thomas: Essays II. 1914–1926, hg. von Hermann Kurzke, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 15.1).
- GKFA 15.2 Mann, Thomas: Essays II. 1914–1926. Kommentar, hg. von Hermann Kurzke, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 15.2).
- GKFA 19.1 Mann, Thomas: Essays VI. 1945–1950, hg. von Herbert Lehnert, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2009 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 19.1).
- GKFA 19.2 Mann, Thomas: Essays VI. 1945–1950. Kommentar, hg. von Herbert Lehnert, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2009 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 19.2).
- GKFA 21 Mann, Thomas: Briefe I. 1889–1913, hg. von Thomas Sprecher, Hans Rudolf Vaget, Cornelia

- Bernini, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2002 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 21).
- GKFA 22 Mann, Thomas: Briefe II. 1914–1923, hg. von Thomas Sprecher, Hans Rudolf Veget, Cornelia Bernini, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2004 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 22).
- GKFA 23.1 Mann, Thomas: Briefe III. 1924–1932, hg. von Thomas Sprecher, Hans Rudolf Veget, Cornelia Bernini, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2011 (Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 23.1).
- GW IX Mann, Thomas: Reden und Aufsätze 1, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1974 (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden IX).
- GW VIII Mann, Thomas: Erzählungen, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1974 (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden VIII).
- GW X Mann, Thomas: Reden und Aufsätze 2, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1974 (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden X).
- GW XI Mann, Thomas: Reden und Aufsätze 3, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1974 (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden XI).
- Notizbücher 1–6 Mann, Thomas: Notizbücher 1–6, hg. von Hans Wysling, Yvonne Schmidlin, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1991 (Notizbücher. Edition in zwei Bänden).
- Notizbücher 7–14 Mann, Thomas: Notizbücher 7–14, hg. von Hans Wysling, Yvonne Schmidlin, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1992 (Notizbücher. Edition in zwei Bänden).
- SW 13 Hesse, Hermann: Betrachtungen und Berichte I. 1899–1926, hg. von Volker Michels, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2003 (Sämtliche Werke 13).
- SW 14 Hesse, Hermann: Betrachtungen und Berichte II. 1927–1961, hg. von Volker Michels, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2003 (Sämtliche Werke 14).
- Tagebücher 1918–1921 Mann, Thomas: Tagebücher 1918–1921, hg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1979.
- Tagebücher 1933–1934 Mann, Thomas: Tagebücher 1933–1934, hg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1977.

- Tagebücher 1937–1939 Mann, Thomas: Tagebücher 1937–1939, hg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1980.
- Tagebücher 1940–1943 Mann, Thomas: Tagebücher 1940–1943, hg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1982.
- Tagebücher 1944–1946 Mann, Thomas: Tagebücher 1944–1. 4. 1946, hg. von Inge Jens, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1986.
- Tagebücher 1946–1948 Mann, Thomas: Tagebücher 28. 5. 1946–31. 12. 1948, hg. von Inge Jens, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1989.
- Tagebücher 1949–1950 Mann, Thomas: Tagebücher 1949–1950, hg. von Inge Jens, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1991.
- Tagebücher 1951–1952 Mann, Thomas: Tagebücher 1951–1952, hg. von Inge Jens, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1993.
- Tagebücher 1953–1955 Mann, Thomas: Tagebücher 1953–1955, hg. von Inge Jens, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 1995.

6.2.3 Digitale Dokumente und Applikationen

- A/B Testing Cover, Title and Book Description, hg. von Jellybooks Ltd. Online verfügbar unter <https://www.jellybooks.com/about/authors/ab-testing?locale=en>, zuletzt geprüft am 17. 4. 2020.
- Arno-Schmidt-Referenzbibliothek, hg. von GASL, Version vom 18. 1. 2008. Online verfügbar unter http://www.gasl.org/wordpress/?page_id=71, zuletzt geprüft am 30. 11. 2016.
- Autorenbibliotheken, hg. von Deutsches Literaturarchiv Marbach, Abteilung Bibliothek. Online verfügbar unter <https://www.dla-marbach.de/bibliothek/spezialsammlungen/autorenbibliotheken/>, zuletzt geprüft am 17. 3. 2020.
- Bestandsliste Spezialsammlungen, hg. von Deutsches Literaturarchiv Marbach, Abteilung Bibliothek. Online verfügbar unter <https://www.dla-marbach.de/bibliothek/spezialsammlungen/bestandsliste/>, zuletzt geprüft am 17. 3. 2020.
- Bibliotheksbestände und Nachlassbibliothek, hg. von Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich, 2019. Online verfügbar unter <https://tma.ethz.ch/archiv/bibliotheksbestaende-und-nachlassbibliothek.html>.
- Bibliothek von Hermann Hesse im Online-Katalog des Deutschen Literaturarchivs Marbach. Online verfügbar unter <https://www.dla-marbach.de/>

- index.php?id=450&ADISDB=BF&WEB=JA&ADISOI=19581, zuletzt geprüft am 1. 4. 2020.
- Bibliothek von Hilde Domin im Online-Katalog des Deutschen Literaturarchivs Marbach. Online verfügbar unter <https://www.dla-marbach.de/index.php?id=450&ADISDB=F&WEB=JA&ADISOI=23521>, zuletzt geprüft am 26. 2. 2020.
- Datenbank Thomas Mann Nachlassbibliothek. Online verfügbar unter <https://nb-web.tma.ethz.ch>, zuletzt geprüft am 28. 4. 2021.
- Derrida's Margins, hg. von Center for Digital Humanities at Princeton, 2018, Version 1.2.3. Online verfügbar unter <https://derridas-margins.princeton.edu/>, zuletzt geprüft am 18. 3. 2020.
- Dickinson family library, hg. von Harvard Library. Online verfügbar unter <https://id.lib.harvard.edu/ead/hou00321/catalog>, zuletzt geprüft am 26. 2. 2020.
- Double Exclamation Mark, hg. von Emojipedia. Online verfügbar unter <https://emoji-pedia.org/double-exclamation-mark/>, zuletzt geprüft am 22. 3. 2020.
- Emoji Data for UTR #51, hg. von Unicode Consortium, Version vom 4. 8. 2015. Online verfügbar unter <https://unicode.org/Public/emoji/1.0/emoji-data.txt>, zuletzt geprüft am 22. 4. 2019.
- Erwerb, Dokumentation und Erschliessung von Autorenbibliotheken im SLA: Bericht zum Projektabschluss, hg. von Schweizerisches Literaturarchiv (SLA), Version vom 18. 5. 2010. Online verfügbar unter https://www.nb.admin.ch/dam/snl/de/dokumente/literaturarchiv/studien_und_berichte/autorenbibliothekenslaberichtzumprojekt-abschluss.pdf, zuletzt geprüft am 17. 3. 2020.
- Exclamation Question Mark, hg. von Emojipedia. Online verfügbar unter <https://emoji-pedia.org/exclamation-question-mark/>, zuletzt geprüft am 22. 3. 2020.
- Fontanes Handbibliothek, hg. von Theodor-Fontane-Archiv Potsdam, UCLAB an der Fachhochschule Potsdam, 2019. Online verfügbar unter <https://uclab.fh-pots-dam.de/ff/>, zuletzt geprüft am 9. 7. 2019.
- forTEXT, hg. von Jan Christoph Meister. Online verfügbar unter <https://fortext.net/>, zuletzt geprüft am 18. 3. 2020.
- G. T. Luscombe highlighters, hg. von G. T. Luscombe Company, Inc. Online verfügbar unter <https://www.gtluscombe.com/highlighters>, zuletzt geprüft am 25. 3. 2020.
- Informationstexte zur Datenbank »Thomas Mann Nachlassbibliothek«, hg. von Thomas-Mann-Archiv, 27. 6. 2019. Online verfügbar unter <https://>

- ethz.ch/content/dam/ethz/special-interest/dual/thomas-mann-archiv-dam/documents/Informations-texte%20zur%20Datenbank.pdf, zuletzt geprüft am 9. 4. 2020.
- In *Whitman's Hand*, hg. von Walt Whitman Archive. Online verfügbar unter <https://whitmanarchive.org/manuscripts/marginalia/index.html>, zuletzt geprüft am 20. 4. 2020.
- Leitfaden für gendersensible Sprache bei der Hansestadt Lübeck, hg. von Hansestadt Lübeck – Frauenbüro, Version vom 2. 12. 2019. Online verfügbar unter <http://be-kanntmachungen.luebeck.de/dokumente/d/1055/inline>, zuletzt geprüft am 17. 3. 2020.
- Liste Nachlassbibliothek, hg. von Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich, Version vom 9. 5. 2019. Online verfügbar unter <https://tma.ethz.ch/archiv/bibliotheksbestaende-und-nachlassbibliothek.html>, zuletzt geprüft am 23. 3. 2020.
- Provenance des livres anciens, hg. von Bibliothèque municipale de Lyon. Online verfügbar unter http://numelyo.bm-lyon.fr/collection/BML:BML_06PRV01000COL0001, zuletzt geprüft am 17. 3. 2020.
- Provenance Evidence, hg. von Rare Books and Manuscripts Section of the Association of College and Research Libraries, 1988. Online verfügbar unter https://rbms.info/vo-cabularies/provenance/alphabetical_list.htm, zuletzt geprüft am 17. 3. 2020.
- Recherche- und Benutzungshinweise Bibliothek Reinhart Koselleck, hg. von Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bibliothek, Version vom 4. 5. 2014. Online verfügbar unter https://www.dla-marbach.de/fileadmin/redaktion/Bibliothek/Spezialsammlungen/Ko-selleck_Katalogsuche.pdf, zuletzt geprüft am 17. 3. 2020.
- STEFAN ZWEIG DIGITAL, hg. von Literaturarchiv Salzburg, Version vom Dezember 2019. Online verfügbar unter <http://gams.uni-graz.at/archive/objects/o:szd.glossar/methods/sdef:SKOS/get>, zuletzt geprüft am 17. 3. 2020.
- TEI Lite: Encoding for Interchange: an introduction to the TEI, hg. von Lou Burnard, Michael Sperberg-McQueen, Version vom August 2012. Online verfügbar unter https://tei-c.org/release/doc/tei-p5-exemplars/pdf/tei_lite.doc.pdf, zuletzt geprüft am 17. 3. 2020.
- TEI P5: Guidelines for Electronic Text Encoding and Interchange, hg. von Text Encoding Initiative Consortium, Version 4.0.0 vom 13. 2. 2020. Online verfügbar unter <https://tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/en/Guidelines.pdf>, zuletzt geprüft am 17. 3. 2020.
- Texterkennung, hg. von Wikipedia. Die freie Enzyklopädie, Version 197372009 vom 3. 3. 2020, 11:41 UTC. Online verfügbar unter

wikipedia.org/w/in-dex.php?title=Texterkennung&oldid=197372009, zuletzt geprüft am 26. 3. 2020.

The Hannah Arendt Collection, hg. von The Hannah Arendt Center for Politics and Humanities, Bard College. Online verfügbar unter <https://blogs.bard.edu/arendtcollec-tion/marginalia/>, zuletzt geprüft am 17. 3. 2020.

The Online Catalog of Books and Documents Owned, Borrowed and Consulted by Herman Melville, hg. von Steven Olsen-Smith, Peter Norberg, Dennis C. Marnon, 2008. Online verfügbar unter <http://melvillesmarginalia.org/>, zuletzt geprüft am 18. 3. 2020.

Thomas-Mann-Archiv Online, hg. von Thomas-Mann-Archiv. Online verfügbar unter <http://www.online.tma.ethz.ch/>, zuletzt geprüft am 24. 4. 2020.

Tintenlöschstifte, hg. von Pelikan (Schweiz) AG. Online verfügbar unter https://www.pelikan.com/pulse/Pulsar/de_CH.CMS.displayCMS.145716/tintenkiller-historischer-ueberblick-lehrer-aktion-september-2003, zuletzt geprüft am 17. 4. 2020.

T-PRO Thesaurus der Provenienzbegriffe, hg. von Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Version vom 20.1.2020. Online verfügbar unter https://provenienz.gbv.de/T-PRO_Thesaurus_der_Provenienzbegriffe, zuletzt geprüft am 17. 3. 2020.

Unicode Character Database: Derived Property Data, hg. von Unicode Consortium, Version vom 22.1.2019. Online verfügbar unter <http://www.unicode.org/Public/UCD/latest/ucd/DerivedAge.txt>, zuletzt geprüft am 22. 4. 2019.

What is Reader Analytics?, hg. von Jellybooks Ltd. Online verfügbar unter <https://www.jellybooks.de/about/reader-analytics/what-is-reader-analytics?locale=en>, zuletzt geprüft am 17. 4. 2020.

6.2.4 Weitere Quellen und Literatur

›annotate‹, in: The Concise Oxford Dictionary of English Etymology, hg. von T. F. Hoad, Oxford: Oxford University Press, 1996.

›Bleistifte‹, in: Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens, Leipzig: Bibliographisches Institut, 1888–1889, S. 23 f.

›Bleistifte‹, in: Neues Konversations-Lexikon, ein Wörterbuch des allgemeinen Wissens, hg. von Herrmann Julius Meyer, Hildburghausen: Bibliographisches Institut, 1861–1868, S. 582–585.

›Bleistifte‹, in: Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens, Leipzig: Bibliographisches Institut, 1874–1884, S. 330 f.

- ›Farbstifte‹, in: Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens, Leipzig: Bibliographisches Institut, 1888–1889, S. 44.
- ›Note‹, in: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, hg. von Wolfgang Pfeifer, Berlin: Akademie Verlag, 1993, S. 933.
- ›notieren‹, in: Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, hg. von Elmar Seebold, Berlin, Boston: De Gruyter, 2011, S. 660.
- ›steif‹, in: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, hg. von Wolfgang Pfeifer, Berlin: Akademie Verlag, 1993, S. 1352.
- ›steif‹, in: Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, hg. von Elmar Seebold, Berlin, Boston: De Gruyter, 2011, S. 880.
- ›Stift‹, in: Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, hg. von Elmar Seebold, Berlin, Boston: De Gruyter, 2011, S. 885.
- ›Stift‹, in: Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (1964–1977), kuratiert und bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache. Online verfügbar unter <https://www.dwds.de/wb/Stift>, zuletzt geprüft am 20. 3. 2020.
- ›Stift‹, in: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, hg. von Wolfgang Pfeifer, Berlin: Akademie Verlag, 1993, S. 1362.
- Abrams, J. J.; Dorst, Doug. S., New York: Mulholland Books/Little, Brown and Company, 2013.
- : S. – Das Schiff des Theseus. Aus dem amerikanischen Englisch von Tobias Schnettler und Bert Schröder, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2015.
- Adamzik, Kirsten: Textlinguistik. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven, Berlin, Boston: De Gruyter, 2016 (De Gruyter Studium).
- Adorno, Theodor W.: Ästhetische Theorie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1970 (Gesammelte Schriften 7).
- Agosti, Maristella; Bonfiglio-Dosio, Giorgetta; Ferro, Nicola: A historical and contemporary study on annotations to derive key features for systems design, in: *International Journal on Digital Libraries* 8 (1), 2007, S. 1–19.
- Albina, Larissa; Voronova, Tamara; Manévitch, Susanna: Введение, in: Corpus des notes marginales de Voltaire, hg. von Olga Golubiéva, Tamara Voronova und Susanna Manévitch, Berlin: Akademie Verlag, 1979–1994, S. 13–25.
- : Einleitung, in: Corpus des notes marginales de Voltaire, hg. von Olga Golubiéva, Tamara Voronova und Susanna Manévitch, Berlin: Akademie Verlag, 1979–1994, S. 39–51.
- : Introduction, in: Corpus des notes marginales de Voltaire, hg. von Olga Golubiéva, Tamara Voronova und Susanna Manévitch, Berlin: Akademie Verlag, 1979a–1994, S. 27–38.

- : Introduction, in: *Corpus des notes marginales de Voltaire*. A–Buzonnière. Sous la direction de Natalia Elaguina, hg. von Tamara Voronova, Natalia Elaguina und Susanna Manévitch, Oxford: Voltaire Foundation, 2008b (*Les Œuvres complètes de Voltaire*, 136), S. 39–51.
- Amann, Klaus; Grote, Helmut: Die »Wiener Bibliothek« Hermann Brochs. Kommentiertes Verzeichnis des rekonstruierten Bestandes, Wien, Köln: Böhlau, 1990 (*Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur* 19).
- Armbrust, Heinz J.: »Liebe Freundin, ...«. Frauen um Thomas Mann, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 2014.
- Assmann, Aleida: Die Domestikation des Lesens. Drei historische Beispiele, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* (57/58), 1985, S. 95–110.
- Atze, Marcel: Libri annotati. Annäherung an eine vernachlässigte Spezies: Hand- und Arbeitsexemplare, in: *Lesespuren – Spurenlesen. Wie kommt die Handschrift ins Buch? Von sprechenden und stummen Annotationen*, hg. von Marcel Atze und Volker Kaukoreit, Wien: Praesens, 2011 (*Sichtungen*, 12/13), S. 11–51.
- Bachelard, Gaston: *Leau et les rêves. Essai sur l'imagination de la matière*, Paris: Librairie José Corti, 1942.
- Bamert, Manuel: Gelesenes Gedrucktes. Textzentrierte Erklärungsansätze zur Entstehung von Lesespuren, in: *Randkulturen. Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts*, hg. von Anke Jaspers und Andreas B. Kilcher, Göttingen: Wallstein, 2020, S. 90–109.
- Luisa Banki; Kathrin Wittler (Hg.): *Lektüre und Geschlecht im 18. Jahrhundert. Zur Situativität des Lesens zwischen Einsamkeit und Geselligkeit*, Göttingen; Wallstein, 2020.
- Barbuti, Nicola; Caldarola, Tommaso: Digital Documents Recognition, in: *Encyclopedia of Information Science and Technology*, hg. von Mehdi Khosrow-Pour, Hershey: IGI Global, 2015, S. 3849–3859.
- Barthes, Roland: *Le plaisir du texte*, Paris: Éditions du Seuil, 1973 (Collection »Tel Quel«).
- Baßler, Moritz: Literarische und kulturelle Intertextualität in Thomas Manns *Der Kleiderschrank*, in: *Deconstructing Thomas Mann*, hg. von Alexander Honold und Niels Werber, Heidelberg: Winter, 2012 (Reihe Siegen: Beiträge zur Literatur-, Sprach- und Medienwissenschaft, 167), S. 15–27.
- Becker, Peter; Clark, William (Hg.): *Little Tools of Knowledge. Historical Essays on Academic and Bureaucratic Practices*, Ann Arbor: University of

- Michigan Press, 2001 (Social history, popular culture, and politics in Germany).
- Beckmann, Peter; Schaffer, Joachim (Hg.): Die Bibliothek Max Beckmanns. Unterstreichungen, Kommentare, Notizen und Skizzen in seinen Büchern, Worms am Rhein: Wernersche Verlagsgesellschaft, 1992.
- Bedorf, Thomas: Spur, in: Wörterbuch der philosophischen Metaphern, hg. von Ralf Konersmann, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2007, S. 401–420.
- Benne, Christian: Die Erfindung des Manuskripts. Zur Theorie und Geschichte literarischer Gegenständlichkeit, Berlin: Suhrkamp, 2015 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 2147).
- Benne, Christian; Spoerhase, Carlos: Manuskript und Dichterhandschrift, in: Handbuch Literatur & Materielle Kultur, hg. von Susanne Scholz und Ulrike Vedder, Berlin, Boston: De Gruyter, 2018 (Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie, 6), S. 135–143.
- Bergmann, Rolf; Stricker, Stefanie (Hg.): Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch, Berlin: De Gruyter, 2009.
- Bernini, Cornelia; Sprecher, Thomas: Das Museum, in: Im Geiste der Genauigkeit. Das Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich 1956–2006, hg. von Thomas Sprecher, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 2006 (Thomas-Mann-Studien, 35), S. 367–422.
- Birkenhauer, Theresia: Empedokles, in: Hölderlin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. von Johann Kreuzer, Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler, 2011, S. 198–223.
- Bismarck, Otto Fürst von: Gedanken und Erinnerungen. Erster Band, Stuttgart: Cotta, 1898.
- Blödorn, Andreas: Thomas Mann und die Lyrik, in: Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. von Andreas Blödorn und Friedhelm Marx, Stuttgart: J. B. Metzler, 2015, S. 150–153.
- Bogeng, G. A. E.: Einführung in die Bibliophilie, Leipzig: Karl W. Hiersemann, 1931.
- Böhm, Hermann: Die Korrektur ist schon das Werk. Textgenese bei Karl Kraus, in: Lesespuren – Spurenlesen. Wie kommt die Handschrift ins Buch? Von sprechenden und stummen Annotationen, hg. von Marcel Atze und Volker Kaukoreit, Wien: Praesens, 2011 (Sichtungen, 12/13), S. 227–235.
- Böhmer, August: Die Fabrikation der Blei-, Schwarz- und Rothstifte, so wie der verschiedenfarbigen andern Zeichenstifte. Nach den neuesten Verbesserungen zusammengestellt, Quedlinburg, Leipzig: Druck und Verlag von Gottfr. Basse, 1850.

- Böhn, Andreas: Das Formzitat. Bestimmung einer Textstrategie im Spannungsfeld zwischen Intertextualitätsforschung und Gattungstheorie, Berlin: Erich Schmidt, 2001 (Philologische Studien und Quellen 170).
- Brendecke, Arndt: »Durchschossene Exemplare«. Über eine Schnittstelle zwischen Handschrift und Druck, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 59, 2005, S. 50–64.
- Brenner, Peter J.: Thomas Mann – ein Virtuose der Halbbildung, in: *Glanzlichter der Wissenschaft* 2013. Ein Almanach, Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2013, S. 25–32.
- Brinsley, John: *Ludus Literarius*, Menston: The Scolar Press Limited, 1968 (English Linguistics 1500–1800 (A Collection of Facsimile Reprints) 62).
- Buchwald, August: *Bleistifte, Farbstifte, farbige Kreiden und Pastellstifte, Aquarellfarben, Tusche und ihre Herstellung nach bewährten Verfahren*, Wien, Leipzig: Hartleben's, 1904 (Chemisch-technische Bibliothek 275), zuletzt geprüft am 21. 5. 2019.
- Bukauskaitė, Dalia: *Kommentierter Katalog der nachgelassenen Bibliothek von Johannes Bobrowski*, Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2006.
- Bülow, Ulrich von: Der Nachlass als materialisiertes Gedächtnis und archivarisches Überlieferungsform, in: *Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie 1750–2000*, hg. von Kai Sina und Carlos Spoerhase, Göttingen: Wallstein, 2017 (marbacher schriften. neue folge, 13), S. 75–91.
- : *Nachlässe*, in: *Handbuch Archiv. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven*, hg. von Marcel Lepper und Ulrich Raulff, [s. l.]: J. B. Metzler, 2016, S. 143–152.
- Bunia, Remigius: *Zitieren*, in: *Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs*, hg. von Heiko Christians, Matthias Bickenbach und Nikolaus Wegmann, Köln, Weimar, et al.: Böhlau, 2015, S. 703–716.
- Burke, Peter: *What is the history of knowledge?*, Cambridge, Malden: Polity, 2016 (What is history? series).
- Burnard, Lou: *What is the Text Encoding Initiative? How to add intelligent markup to digital resources*, Marseille: OpenEdition Press, 2014 (Encyclopédie numérique 3). Online verfügbar unter <https://books.openedition.org/oep/426>, zuletzt geprüft am 17. 3. 2020.
- Bury, Louis: *Forty-Four Ways of Looking at Marginalia*, in: *Glossator: Practice and Theory of the Commentary* 3, 2010, S. 31 f. Online verfügbar unter <https://solutioperfecta.files.wordpress.com/2011/10/bury-marginalia-web.pdf>, zuletzt geprüft am 30. 4. 2020.
- Bury, Richard de: *Philobiblon. Das ist der Traktat des Richard de Bury über die Liebe zu den Büchern*. Erstmalig aus dem Lateinischen übertragen

- von Franz Blei. Neu herausgegeben und eingeleitet von Martin Lehnert, hg. von Martin Lehnert, Leipzig: Insel-Verlag, 1989.
- Butzer, Günter; Kurz, Gerhard: Griffel/Feder/Bleistift, in: Metzler Lexikon literarischer Symbole, hg. von Günter Butzer und Joachim Jacob, Stuttgart: J. B. Metzler, 2008, S. 138–140.
- Campioni, Giuliano; Venturelli, Aldo: Vorwort, in: Nietzsches persönliche Bibliothek, hg. von Giuliano Campioni, Paolo D'Iorio, Maria Cristina Fornari, Francesco Fronterotta und Andrea Orsucci, Berlin: De Gruyter, 2003 (Supplementa Nietzscheana, 6), S. 7–31.
- Cerf, Steven: Thomas Mann und die englische Literatur, in: Thomas-Mann-Handbuch, hg. von Helmut Koopmann, Stuttgart: Kröner, 2001, S. 230–242.
- Cevolini, Alberto: Exzerpieren, in: Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs. Band 2, hg. von Heiko Christians, Matthias Bickenbach und Nikolaus Wegmann, Köln, Weimar, et al.: Böhlau, 2018, S. 149–166.
- Chartier, Roger: Lesewelten. Buch und Lektüre in der frühen Neuzeit. Aus dem Französischen von Brita Schleinitz und Ruthard Stäblein, Frankfurt a. M., New York: Campus, 1990 (Historische Studien 1).
- Chatelain, Jean-Marc: Un crayon à la main. Éditorial, in: *Revue de la Bibliothèque nationale de France* 2, 1999, S. 18.
- Christmann, Ursula; Groeben, Norbert: Psychologie des Lesens, in: Handbuch Lesen, hg. von Bodo Franzmann, Klaus Hasemann, Dietrich Löffler und Erich Schön, München: Saur, 1999, S. 145–223.
- Corsten, Severin: Marginalie, in: Lexikon des gesamten Buchwesens. Band V: M-Photon, hg. von Severin Corsten, Stephan Füssel und Günther Pflug, Hiersemann: Stuttgart, 1999, S. 66 f.
- Crescenzi, Luca: *Melancholie im Zauberberg*. Fundstücke aus Thomas Manns Münchener Bibliothek, in: Thomas Mann in München V. Vorträge 2007–2009. Dokumentation, hg. von Dirk Heißeßerer, München: Peniope, 2010 (Thomas-Mann-Schriftenreihe, 8), S. 165–192.
- Danneberg, Lutz; Gilbert, Annette; Spoerhase, Carlos: Zur Gegenwart des Werks, in: Das Werk. Zum Verschwinden und Fortwirken eines Grundbegriffs, hg. von Lutz Danneberg, Annette Gilbert und Carlos Spoerhase, Berlin, Boston: De Gruyter, 2019 (Revisionen. Grundbegriffe der Literaturtheorie, 5), S. 3–26.
- Décultot, Elisabeth (Hg.): Lesen, Kopieren, Schreiben. Lese- und Exzerpierenkunst in der europäischen Literatur des 18. Jahrhunderts, Berlin: Ripperger & Kremers, 2014.
- Dennstedt, M.; Voigtländer, F.: Der Nachweis von Schriftfälschungen, Blut, Sperma usw. unter besonderer Berücksichtigung der Photographie. Mit

- einem Anhang über Brandstiftungen für Chemiker, Pharmazeuten, Mediziner, Juristen, Polizeiorgane usw., Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn, 1906.
- Derrida, Jacques: *Grammatologie*. Übersetzt von Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1974.
- : Überleben, in: Gestade, hg. von Peter Engelmann, Wien: Passagen, 1994 (*Passagen Philosophie*), S. 119–217.
- Didi-Huberman, Georges: *Ähnlichkeit und Berührung. Archäologie, Anachronismus und Modernität des Abdrucks*, Köln: DuMont, 1999.
- Diers, Michael: An den Rand geschrieben. Anmerkungen zu Marginalien, oder Vom Leser als Autor, in: *Philobiblon* 32 (1), 1988, S. 16–22.
- Dilthey, Wilhelm: Archive für Literatur, in: *Deutsche Rundschau* 58, 1889, S. 360–375.
- Doll, Martin: Lesen im Zeitalter der Digitalisierung, in: *Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen*, hg. von Alexander Honold und Rolf Parr, Berlin, Boston: De Gruyter, 2018 (*Grundthemen der Literaturwissenschaft*), S. 469–489.
- Dommann, Monika: Peter Burke, *What is the History of Knowledge?*, Cambridge/Malden, MA: Polity Press 2015, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 40 (3), 2017, S. 303 f.
- Dürscheid, Christa: *Einführung in die Schriftlinguistik. Mit einem Kapitel zur Typographie von Jürgen Spitzmüller*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2016 (UTB 3740).
- Eco, Umberto: *Einführung in die Semiotik. Autorisierte deutsche Ausgabe von Jürgen Trabant*, München: Wilhelm Fink, 1972.
- : Innerer Monolog eines E-Books, in: *Die Kunst des Bücherliebenden. Aus dem Italienischen von Burkhard Kroeber*, München: Hanser, 2009, S. 187–193.
- : *Lector in fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten. Aus dem Italienischen von Heinz-Georg Held*, München, Wien: Hanser, 1987 (Edition Akzente).
- : *Semiotik und Philosophie der Sprache. Übersetzt von Christiane Trabant-Rommel und Jürgen Trabant*, München: Wilhelm Fink, 1985 (Supplemente 4).
- Efimova, Svetlana: *Das Schriftsteller-Notizbuch als Denkmedium in der russischen und deutschen Literatur*, Paderborn: Wilhelm Fink, 2018 (*Zur Genealogie des Schreibens* 22).
- : *Thomas Manns Notizbücher im Lichte narratologischer Theoriebildung*, in: *Der Geist der Erzählung. Narratologische Studien zu Thomas Mann*,

- hg. von Regine Zeller, Jens Ewen und Tim Lörke, Würzburg: Königshausen & Neumann, 2017, S. 65–86.
- Eggert, Rosemarie: Marginalien der Heinrich-Mann-Bibliothek, in: *Mitteilungen der Akademie der Künste der Deutschen Demokratischen Republik* 19 (2), 1981, S. 12–14.
- Ehlich, Konrad: Die Entwicklung von Kommunikationstypologien und die Formbestimmtheit sprachlichen Handelns, in: *Kommunikationstypologie. Handlungsmuster, Textsorten, Situationstypen. Jahrbuch 1985 des Instituts für deutsche Sprache*, hg. von Werner Kallmeyer, Düsseldorf: Schwann, 1986 (*Sprache der Gegenwart*, 67), S. 47–72.
- : Frage, in: *Metzler Lexikon Sprache*, hg. von Helmut Glück und Michael Röde, Stuttgart: J. B. Metzler, 2016, S. 207.
- Elsaghe, Yahya: Kalamographie und gemalte Schrift. Zur Graphologie und ihren ideologischen Implikationen in Thomas Manns literarischem Frühwerk, in: *Zeitschrift für Germanistik* 12 (1), 2002, S. 51–69.
- : Krankheit und Matriarchat. Thomas Manns *Betrogene* im Kontext, Berlin, New York: De Gruyter, 2010 (*Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte* 53 (287)).
- : Thomas Mann im Fernsehen der DDR: Peter Vogels Verfilmung des *Kleinen Herrn Friedemann*, in: *seminar* 52 (4), 2016, S. 273–293.
- Engel, Patricia: Schriftguterhaltung in Archiven und Bibliotheken. Ein Handbuch für Musik-, Kirchen-, Kommunal-, Privat- und Literaturarchive/bibliotheken und die Denkmalpflege, Horn, Wien: Berger, 2018.
- Ernst, Oliver; Nievergelt, Andreas; Schiegg, Markus (Hg.): Althochdeutsche Grif-fel-, Feder- und Farbstiftglossen aus Freising. Clm 6293, Clm 6308, Clm 6383, Clm 21525, Berlin, Boston: De Gruyter, 2019 (*Lingua Historica Germanica* 21).
- Estill, Laura: Encoding the Edge. Manuscript Marginalia and the TEI, in: *Digital Literary Studies* 1 (1), 2016, S. 62–78. Online verfügbar unter <https://journals.psu.edu/dls/ar-ticle/view/59715/59912>, zuletzt geprüft am 29. 1. 2018.
- Eule, Wilhelm: Mit Stift und Feder. Kleine Kulturgeschichte der Schreib- und Zeichenwerkzeuge. Mit 113 Bildern, Leipzig: Fachbuchverlag Leipzig, 1955.
- Fadiman, Anne; Walz, Melanie: Ex Libris. Bekenntnisse einer Bibliomanin. Aus dem Amerikanischen von Melanie Walz, Zürich: Diogenes, 2007 (*Diogenes Taschenbuch* 23646).
- Ferrer, Daniel: Bibliothèques réelles et bibliothèques virtuelles, in: *Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs* (30/31), 2010, S. 15–18.
- : Introduction. »Un imperceptible trait de gomme de tragacathe ...«, in: *Bibliothèques d'écrivains*, hg. von Paolo D'Iorio und Daniel Ferrer, Paris: CNRS éditions, 2001 (*Textes et manuscrits*), S. 7–27.

- Feuerstein-Herz, Petra: Seitenwechsel. Handschrift und Druck in durchschossenen Buchexemplaren der frühen Neuzeit, in: *Materialität: Von Blättern und Seiten*, hg. von Christian Benne und Carlos Spoerhase, Wiesbaden: Harrassowitz, 2019 (Kodex. Jahrbuch der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft, 9), S. 9–26.
- Fischer, Martin: Schrift als Notation, in: *Schrift, Medien, Kognition. Über die Exteriorität des Geistes*, hg. von Peter Koch und Sybille Krämer, Tübingen: Stauffenburg, 1997 (Probleme der Semiotik, 19), S. 83–101.
- Fischer, Sabine (Hg.): *Der Gänsekiel oder Womit schreiben?*, Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft, 1994 (Marbacher Magazin 69).
- Fogli, Daniela; Fresta, Giuseppe; Mussio, Piero: On electronic annotation and its implementation, in: *Proceedings of the working conference on Advanced visual interfaces*, hg. von Maria Francesca Costabile, New York: ACM, 2004, S. 98–102.
- Fornari, Maria Cristina: Kriterien zur Erschließung der Bibliothek Nietzsches, in: *Nietzsches persönliche Bibliothek*, hg. von Giuliano Campioni, Paolo D'Iorio, Maria Cristina Fornari, Francesco Fronterotta und Andrea Orsucci, Berlin: De Gruyter, 2003 (Supplementa Nietzscheana, 6), S. 79–92.
- Foucault, Michel: Nietzsche, die Genealogie, die Historie, in: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band II 1970–1975*, hg. von Daniel Defert und François Ewald, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2002, S. 166–191.
- Freedman, Joseph S.: Footnotes (as Annotations) in Historical Context and Their Relevance for Digital Humanities in Our Time, in: *Annotations in Scholarly Editions and Research. Functions, Differentiation, Systematization*, hg. von Julia Nantke und Frederik Schlupkoth, Berlin: De Gruyter, 2020, S. 109–129.
- Fritzsche, Lara: Dein Buch liest dich, in: *Süddeutsche Zeitung Magazin* 2013 (31), 1. 8. 2013. Online verfügbar unter <https://sz-magazin.sueddeutsche.de/literatur/dein-buch-liest-dich-79835>, zuletzt geprüft am 30. 4. 2020.
- Galvan, Elisabeth: Zur Bachofen-Rezeption in Thomas Manns »Joseph«-Roman, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 1996 (Thomas-Mann-Studien 12).
- Geilfuß-Wolfgang, Jochen: Was ist das denn?! Über die Kombination aus Fragezeichen und Ausrufezeichen, in: *Expressivität im Deutschen*, hg. von Franz d'Avis und Rita Finkbeiner, Berlin, Boston: De Gruyter, 2019 (Reihe Germanistische Linguistik, 318), S. 295–311.
- Gelhard, Andreas; Hackler, Ruben; Zanetti, Sandro: Einleitung, in: *Epistemische Tugenden. Zur Geschichte und Gegenwart eines Konzepts*, hg. von

- Andreas Gelhard, Ruben Hackler und Sandro Zanetti, Tübingen: Mohr Siebeck, 2019 (Historische Wissensforschung, 11), S. 1–8.
- Genette, Gérard: Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1993 (edition suhrkamp 1683).
- : Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Mit einem Vorwort von Harald Weinrich. Aus dem Französischen von Dieter Hornig, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2001 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1510).
- : Seuils, Paris: Éditions du Seuil, 1987.
- Gerster, Georg: Thomas Mann an der Arbeit. Der erste Beitrag unserer Umfrage »Wie sie arbeiten«, in: Frage und Antwort. Interviews mit Thomas Mann 1909–1955, hg. von Volkmar Hansen und Gert Heine, Hamburg: Knaus, 1983, S. 387–391.
- Gervinus, G. G.: Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, Leipzig: Wilhelm Engelmann, 1853.
- Geyer, Dietmar: Schreibgeräte sammeln. Vom Faustkeil zum Griffel, vom Federhalter zum Füllfederhalter und Faserschreiber, München: Laterna Magica, 1989.
- Gisi, Lucas Marco; Thüring, Hubert; Wirtz, Irmgard M.: Einleitung, in: Schreiben und Streichen. Zu einem Moment produktiver Negativität, hg. von Lucas Marco Gisi, Hubert Thüring und Irmgard M. Wirtz, Göttingen, Zürich: Wallstein; Chronos, 2011 (Beide Seiten, 2), S. 7–22.
- Giuriato, Davide: Lesen als Kulturtechnik (Annotieren und Exzerpieren), in: Der Witz der Philologie. Rhetorik – Poetik – Edition. Festschrift für Wolfram Groddeck zum 65. Geburtstag, hg. von Felix Christen, Thomas Forrer, Martin Stingelin und Hubert Thüring, Frankfurt a. M.: Stroemfeld, 2014, S. 314–327.
- : Prolegomena zur Marginalie, in: »Schreiben heißt: sich selber lesen«. Schreibszenen als Selbstlektüren, hg. von Davide Giuriato, Martin Stingelin und Sandro Zanetti, München: Wilhelm Fink, 2008 (Zur Genealogie des Schreibens, 9), S. 177–198.
- : Schreibende Leser. Heather Joanna Jackson präsentiert ihre Geschichte der Marginalien, in: *IASLonline*, 2002. Online verfügbar unter https://www.iaslonline.lmu.de/in-dex.php?vorgang_id=2090, zuletzt geprüft am 30. 4. 2020.
- Glaser, Elvira; Nievergelt, Andreas: Griffelglossen, in: Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch, hg. von Rolf Bergmann und Stefanie Stricker, Berlin: De Gruyter, 2009, S. 202–229.

- Goethe, Johann Wolfgang: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, hg. von Klaus-Detlef Müller, Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1986 (Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche 14).
- : Autobiographische Schriften. Erster Band, Hamburg: Christian Wegner, 1964 (Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden IX).
- : West-östlicher Divan. Teil 1, hg. von Hendrik Birus, Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1994 (Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche 3/1).
- Gremler, Claudia: »Fern im dänischen Norden ein Bruder«: Thomas Mann und Herman Bang. Eine literarische Spurensuche, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2003 (Palaestra 320).
- Grésillon, Almuth: »Critique génétique«. Gedanken zu ihrer Entstehung, Methode und Theorie, in: *Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs* (7), 1996, S. 14–24.
- : La mise en œuvre. Itinéraires génétiques, Paris: CNRS-Editions, 2008 (Textes et manuscrits).
- : Literarische Handschriften. Einführung in die »critique génétique«. Aus dem Französischen übersetzt von Frauke Rother und Wolfgang Günther, redaktionell überarbeitet von Almuth Grésillon, Bern: Peter Lang, 1999 (Arbeiten zur Editionswissenschaft 4).
- : Rature, silence, censure, in: *Le sens et ses hétérogénéités*, hg. von Herman Parret, Paris: Centre National de la Recherche Scientifique, 1991 (Sciences du langage), S. 191–202.
- : Über die allmähliche Verfertigung von Texten beim Schreiben, in: *Kulturelle Perspektiven auf Schrift und Schreibprozesse. Elf Aufsätze zum Thema Mündlichkeit und Schriftlichkeit*, hg. von Wolfgang Raible, Tübingen: Narr, 1995 (ScriptOralia, 72), S. 1–36.
- Grillparzer, Franz: Tagebücher und literarische Skizzenhefte VI von Ende 1856 bis 1870. Nr. 4149–4398 mit den Nachträgen Nr. 4399–4422 und dem Verzeichnis der Bibliothek Grillparzers, hg. von Reinhold Backmann, Adolf Hoffmann, Rudolf Payer-Thurn, Wien: Anton Schroll, 1930 (Sämtliche Werke. Historisch-kritische Gesamtausgabe 2. Abteilung, Band 12).
- Grisebach, Eduard: *Edita und Inedita Schopenhaueriana. Eine Schopenhauer-Bibliographie sowie Randschriften und Briefe Arthur Schopenhauer's mit Porträt, Wappen und Facsimile der Handschrift des Meisters*. Hg. zu seinem hundertjährigen Geburtstage, Leipzig: Brockhaus, 1888.
- Groddeck, Wolfram: Textgenese und Schriftverlauf. Editionstheoretische Überlegungen zum Manuskript von Nietzsches Dithyramben-Entwurf

- »Die Wetterwolke«, in: Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte, hg. von Sandro Zanetti, Berlin: Suhrkamp, 2012 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 2037), S. 214–236.
- Günther, Hartmut: Schriftliche Sprache. Strukturen geschriebener Wörter und ihre Verarbeitung beim Lesen, Tübingen: Niemeyer, 1988 (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 40).
- Günther, Johann Christian: Dichtungen der Universitätsjahre 1715–1719, Berlin, Boston: De Gruyter, 2013 (Textkritische Werkausgabe in vier Bänden und einer Quellendokumentation II.1).
- Haber, Peter: Autorenbibliotheken im digitalen Zeitalter, in: *Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs* (30/31), 2010, S. 39–43.
- Hagner, Michael: Aufmerksamkeit als Ausnahmezustand, in: Epistemische Tugenden. Zur Geschichte und Gegenwart eines Konzepts, hg. von Andreas Gelhard, Ruben Hackler und Sandro Zanetti, Tübingen: Mohr Siebeck, 2019 (Historische Wissensforschung, 11), S. 81–97.
- Hamacher, Bernd: Intertextualität/Intermedialität, in: Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. von Andreas Blödorn und Friedhelm Marx, Stuttgart: J. B. Metzler, 2015, S. 349–352.
- : Zauber des Letzten – Zauber des Ersten? Epigonalität, Avantgardismus und das Problem der Kreativität – in der Moderne und bei Thomas Mann, in: Apokrypher Avantgardismus. Thomas Mann und die Klassische Moderne, hg. von Stefan Börnchen und Claudia Liebrand, München, Paderborn: Wilhelm Fink, 2008, S. 29–50.
- Hanuschek, Sven: Heinar Kipphardts Bibliothek. Ein Verzeichnis, Bielefeld: Aisthesis, 1997.
- Hausendorf, Heiko; Kesselheim, Wolfgang; Kato, Hiloko; Breitholz, Martina: Textkommunikation. Ein textlinguistischer Neuansatz zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift, Berlin, Boston: De Gruyter, 2017 (Reihe Germanistische Linguistik 308).
- Heesen, Anke te: Der Zeitungsausschnitt. Ein Papierobjekt der Moderne, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2006 (Fischer Taschenbuch 16584).
- Heine, Gert; Schommer, Paul: »Herzlich zugeeignet« – Widmungen von Thomas Mann 1887–1955. Anlässlich der Ausstellung: »Herzlich zugeeignet« – Widmungen von Thomas Mann 1887–1955; eine Ausstellung des Heinrich-und-Thomas-Mann-Zentrums Lübeck vom 15. März bis 3. Mai 1998, Lübeck: Dräger, 1998 (Buddenbrookhaus-Kataloge).
- Heinemann, Wolfgang; Viehweger, Dieter: Textlinguistik. Eine Einführung, Tübingen: Niemeyer, 1991 (Reihe Germanistische Linguistik 115).

- Heißerer, Dirk: »und vor Allem: die Widmung!«. Gedruckte Widmungen von und für Thomas und Katia Mann. Eine bibliographische Studie, Wiesbaden: Harrassowitz, 2011.
- Hengst, Lutz: Spur, in: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe, hg. von Ansgar Nünning, Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler, 2008, S. 673 f.
- Henry, Sean: August Graf von Platen und *Der Tod in Venedig*, in: Thomas Manns *Der Tod in Venedig*. Wirklichkeit, Dichtung, Mythos, hg. von Frank Baron und Gert Sautermeister, Lübeck: Schmidt-Römhild, 2003, S. 27–50.
- Herz, Ida: Freundschaft und Korrespondenz mit Thomas Mann, in: *Publications of the English Goethe Society* 55, 1986, S. 1–21.
- Hevesi, Ludwig: Die Litteratur der Randbemerkungen, in: Das bunte Buch. Humoresken aus Zeit und Leben, Litteratur und Kunst, Stuttgart: Adolf Bonz & Comp., 1898, S. 66–75.
- Hilgert, Markus: »Text-Anthropologie«. Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie, in: *Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin* 142, 2010, S. 87–126.
- Hoffmann, Christoph: »Der Dichter am Apparat«. Medientechnik, Experimentalpsychologie und Texte Robert Musils 1899–1942, München: Wilhelm Fink, 1997 (Musil-Studien 26).
- : Schreiben im Forschen. Verfahren, Szenen, Effekte, Tübingen: Mohr Siebeck, 2018 (Historische Wissensforschung Essay 1).
- : Umgebungen. Über Ort und Materialität von Ernst Machs Notizbüchern, in: *Portable Media*. Schreibszenen in Bewegung zwischen Peripatetik und Mobiltelefon, hg. von Martin Stingelin und Matthias Thiele, München: Wilhelm Fink, 2010 (Zur Genealogie des Schreibens, 12), S. 89–107.
- Hofmannsthal, Hugo von: Sämtliche Werke XL. Bibliothek, hg. von Ellen Ritter, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2011 (Sämtliche Werke / Hugo von Hofmannsthal 40).
- Hollender, Gabi; Moos, Marc von; Sprecher, Thomas: Die Bestände, in: *Im Geiste der Genauigkeit*. Das Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich 1956–2006, hg. von Thomas Sprecher, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 2006 (Thomas-Mann-Studien, 35), S. 331–366.
- Holthuis, Susanne: Intertextualität. Aspekte einer rezeptionsorientierten Konzeption, Tübingen: Stauffenburg, 1993 (Stauffenburg-Colloquium 28).
- Honold, Alexander: Autorschaft (Dichter – Literat – Schriftsteller), in: *Thomas Mann Handbuch*. Leben – Werk – Wirkung, hg. von Andreas Blödorn und Friedhelm Marx, Stuttgart: J. B. Metzler, 2015, S. 7–12.

- Höppner, Stefan: Bücher sammeln und schreiben. Eine Einleitung, in: Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren, hg. von Stefan Höppner, Caroline Jessen, Jörn Münkner und Ulrike Trenkmann, Göttingen: Wallstein, 2018 (Kulturen des Sammelns, 2), S. 14–22.
- Houston, Keith: *Shady Characters. The Secret Life of Punctuation, Symbols & Other Typographical Marks*, New York, London: W. W. Norton & Company, 2013.
- Hübscher, Arthur: Schopenhauer und das Buch, in: Der handschriftliche Nachlass, hg. von Arthur Hübscher, Frankfurt a. M.: Kramer, 1966–1975, S. VII–XXXVIII.
- Huse, Ulrich: Marginalie, in: Reclams Sachlexikon des Buches. Von der Handschrift zum E-Book, hg. von Ursula Rautenberg, Stuttgart: Reclam, 2015, S. 276.
- Ide, Nancy; Pustejovsky, James (Hg.): *Handbook of Linguistic Annotation*, Dordrecht: Springer, 2017.
- Jackson, H. J.: *Marginalia. Readers writing in books*, New Haven, London: Yale University Press, 2001.
- Jakobs, Eva-Maria: Lesen und Textproduzieren. *Source reading* als typisches Merkmal wissenschaftlicher Textproduktion, in: Schreiben in den Wissenschaften, hg. von Eva-Maria Jakobs und Dagmar Knorr, Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1997 (Textproduktion und Medium, 1), S. 75–90.
- Jank, Dagmar: *Bibliotheken von Frauen. Ein Lexikon*, Wiesbaden: Harrassowitz, 2019 (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 64).
- Jaspers, Anke: »Dergleichen erschöpft mich zu schwer«. Thomas Mann als Vorwortschreiber, Warburg-Haus, Hamburg, Vortrag am 1. 3. 2019.
- : (Frau) Thomas Manns Bibliothek? Autorschaftsinszenierung in der Nachlassbibliothek, in: Randkulturen. Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts, hg. von Anke Jaspers und Andreas B. Kilcher, Göttingen: Wallstein, 2020, S. 141–165.
- : »Kot, Feuer, Eisen, Blei«. Thomas Manns produktive Lektüre der »Kriegsbriefe deutscher Studenten« von Philipp Witkop, in: Krieg in der Literatur, Literatur im Krieg. Studien, hg. von Karsten Dahlmanns, Matthias Freise und Grzegorz Kowal, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2020, S. 163–180.
- : Onkel Tommys Hütte. Erinnerungen Klaus Hubert Pringsheims an Pacific Palisades, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* XII (3), 2018, S. 120–127.
- : Stempel, Schilder, Signaturen. Exemplargeschichten aus der Bibliothek von Thomas Mann, in: *IASL*, 2020.

- Jaspers, Anke; Kilcher, Andreas B.: Einleitung, in: Randkulturen. Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts, hg. von Anke Jaspers und Andreas B. Kilcher, Göttingen: Wallstein, 2020, S. 7–34.
- Jens, Inge: Am Schreibtisch. Thomas Mann und seine Welt, Reinbek: Rowohlt, 2013.
- Jensen, Gotthard B.: Schreibgeräte, unter besonderer Berücksichtigung von Schülerschreibgeräten. Historische Entwicklung und kulturethologische Verlaufsformen dieser Entwicklung (aufgezeigt an Kiefeder, Schiefergriffel und -tafel, Bleistift, Stahlfeder mit Halter und Füllfederhalter). Inaugural-Dissertation, Erlangen-Nürnberg, 2004.
- Jessen, Caroline: »!?!!«. Esoterisch/Exoterisch: Annotationen von Karl Wolfskehl, in: Randkulturen. Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts, hg. von Anke Jaspers und Andreas B. Kilcher, Göttingen: Wallstein, 2020, S. 166–192.
- Kaminski, Andreas; Huber, Jochen; Diel, Christian; Hardy, Sandro: Designimplikationen für eine digitale Lesewerkstatt: Die Dynamik des Textes und die Irreversibilität der Papierannotation, in: DeLFI 2010 – 8. Tagung der Fachgruppe E-Learning der Gesellschaft für Informatik e. V., hg. von Michael Kerres, Nadine Ojstersek, Ulrik Schoeder und Ulrich Hoppe, Bonn: Gesellschaft für Informatik e. V., 2010 (GI-Edition lecture notes in informatics P, Proceedings, 169), S. 253–264.
- Kato, Hiloko: Versehen, Verschandeln und Bekritzeln. Tabu(brüche) an den Rändern von Texten, in: KODIKAS/CODE 38 (3–4), 2015, S. 279–296.
- Kilcher, Andreas B.: Bücher aus Büchern. Bibliothekarisches Schreiben in Thomas Manns Josephsroman, in: Randkulturen. Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts, hg. von Anke Jaspers und Andreas B. Kilcher, Göttingen: Wallstein, 2020, S. 271–292.
- : Im Labyrinth des Alphabets. Enzyklopädische Lektürewesen, in: Literatur als Blätterwerk. Perspektiven nichtlinearer Lektüre, hg. von Jürgen Gunia und Iris Hermann, St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2002, S. 63–83.
- : *mathesis* und *poiesis*. Die Enzyklopädie der Literatur 1600 bis 2000, München: Wilhelm Fink, 2003.
- Kilcher, Andreas B.; Weissberg, Liliane (Hg.): Nachträglich, grundlegend. Der Kommentar als Denkform der jüdischen Moderne von Hermann Cohen bis Jacques Derrida, Göttingen: Wallstein, 2018.
- Kipf, Johannes Klaus: »Pluto ist als vil als Lucifer«. Zur ältesten Verwendung gedruckter Marginalnoten in deutschen literarischen Texten (bis 1520), in: Am Rande bemerkt. Anmerkungspraktiken in literarischen Texten, hg.

- von Bernhard Metz und Sabine Zubarik, Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2008 (Kaleidogramme, 33), S. 33–58.
- Kittler, Friedrich A.: *Aufschreibesysteme 1800 · 1900*, München: Wilhelm Fink, 2003.
- Komfort-Heim, Susanne: Buch im Exil: Gefährdete Bibliothek und portatives Heimatland, in: *Handbuch Literatur & Materielle Kultur*, hg. von Susanne Scholz und Ulrike Vedder, Berlin, Boston: De Gruyter, 2018 (Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie, 6), S. 305–312.
- Kondrup, Johnny: Text und Werk – zwei Begriffe auf dem Prüfstand, in: *editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft* 27, 2013, S. 1–14.
- Köppe, Tilmann: Literatur und Wissen: Zur Strukturierung des Forschungsfeldes und seiner Kontroversen, in: *Literatur und Wissen. Theoretisch-methodische Zugänge*, hg. von Tilmann Köppe, Berlin, New York: De Gruyter, 2011 (Linguae & litterae, 4), S. 1–28.
- Koppen, Erwin: Marginalien, in: *Kleines literarisches Lexikon. Dritter Band: Sachbegriffe*. In Fortführung der von Wolfgang Kayser besorgten zweiten und dritten Auflage, hg. von Horst Rüdiger und Erwin Koppen, Bern: Francke, 1966 (Sammlung DALP, 17), S. 250.
- Krajewski, Markus: Geisteswissenschaftliche Genauigkeit. Zwischen epistemischer Tugend und medialer Praktik, in: *Epistemische Tugenden. Zur Geschichte und Gegenwart eines Konzepts*, hg. von Andreas Gelhard, Ruben Hackler und Sandro Zanetti, Tübingen: Mohr Siebeck, 2019 (Historische Wissensforschung, 11), S. 217–237.
- Krämer, Sybille: Punkt, Strich, Fläche. Von der Schriftbildlichkeit zur Diagrammatik, in: *Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen*, hg. von Sybille Krämer, Eva Cancik-Kirschbaum und Rainer Totzke, Berlin: Akademie Verlag, 2012 (Schriftbildlichkeit, 1), S. 79–100.
- : Spuren, Graphé, Wissenskünste. Zur Episteme der Spur, in: *Der Spur auf der Spur*, hg. von Sandie Attia, Ingrid Streble, Nathalie Le Bouëdec und Alice Volkwein, Heidelberg: Winter, 2016 (Germanisch-romanische Monatsschrift, Beiheft 71), S. 19–30.
- : Was also ist eine Spur? Und worin besteht ihre epistemologische Rolle? Eine Bestandesaufnahme, in: *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*, hg. von Sybille Krämer, Werner Kogge und Gernot Grube, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 1830), 11–33.
- Krämer, Sybille; Totzke, Rainer: Einleitung. Was bedeutet ›Schriftbildlichkeit‹?, in: *Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Opera-*

- tivität von Notationen, hg. von Sybille Krämer, Eva Cancik-Kirschbaum und Rainer Totzke, Berlin: Akademie Verlag, 2012 (Schriftbildlichkeit, 1), S. 13–35.
- Kröll, Friedhelm: Die Archivarin des Zauberers. Ida Herz und Thomas Mann, Cadolzburg: Ars vivendi, 2001.
- Kuester, Martin: Zeichen und Zeichensystem, in: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe, hg. von Ansgar Nünning, Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler, 2008, S. 780–782.
- Kuhn, Axel: Reader Analytics: Vom privaten zum öffentlichen Lesen?, in: Digitalität und Privatheit. Kulturelle, politisch-rechtliche und soziale Perspektiven, hg. von Christian Aldenhoff, Lukas Edeler, Martin Hennig, Jakob Kelsch, Lea Raabe und Felix Sobala, Bielefeld: Transcript, 2019 (Digitale Gesellschaft, 23), S. 263–282.
- Kunze, Theodor: Mehrfachkugelschreiber, angemeldet durch WELT PEN G. m. b. H., Furtwangen (Scharzw.) am 5. 2. 1958 unter der Nummer W 0022721, ausgegeben am 5. 1. 1966.
- Kurzke, Hermann: Thomas Mann als Lyriker, in: Thomas Mann. Ein Klassiker der Moderne. Fünf Vorträge zur Würdigung des Dichters aus Anlaß seines 125. Geburtstages, Halle (Saale): Stekovics, 2001, S. 101–117.
- Lambrou, Andreas: Füllfederhalter. Ein Überblick über die Entstehungsgeschichte und die wichtigsten internationalen Marken, München: Heyne, 1992 (Heyne Ratgeber Antiquitäten 08/9308).
- Latour, Bruno: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Aus dem Englischen von Gustav Roßler, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007.
- Leenhardt, Jacques: Das »Lesen-Können« oder: Über die sozio-historischen Modalitäten des Lesens, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* (57/58), 1985, S. 238–249.
- Lehnert, Herbert: Thomas Manns Vorstudien zur Josephstetralogie, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 7, 1963, S. 458–520.
- : Thomas-Mann-Forschung. Ein Bericht, Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1969 (Sonderdruck aus Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte), zuletzt geprüft am 15. 1. 2019.
- Lepper, Marcel; Raulff, Ulrich: Vorwort, in: Handbuch Archiv. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven, hg. von Marcel Lepper und Ulrich Raulff, [s. l.]: J. B. Metzler, 2016, S. VII–X.
- Liedtke, Max: Verlaufsstrukturen in der Geschichte der Schreibgeräte, in: Kulturethologische Aspekte der Technikentwicklung. Dem Andenken an

- Frau Professor Lilli Koenig (1918–1994), die gemeinsam mit Otto Koenig (1914–1992) der Ethologie und der Kulturethologie wesentliche Anstöße gegeben hat, hg. von Max Liedtke, Graz: austria medien service, 1996 (Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg), S. 184–240.
- Linder, Jutta: »Lese-Hygiene«. Zu einem Begriff aus Thomas Manns Dichterwerkstatt, in: Thomas Mann Jahrbuch Band 33, hg. von Katrin Bedenig und Hans Wisskirchen, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 2020, S. 177–188.
- Ljublinski, W. S.: Randbemerkungen Voltaires, in: Voltaire-Studien, hg. von W. S. Ljublinski, Berlin: Akademie-Verlag, 1961 (Schriftenreihe der Arbeitsgruppe zur Geschichte der deutschen und französischen Aufklärung, 14), S. 75–144.
- Lorenz, Matthias N.: Distant Kinship – Entfernte Verwandtschaft. Joseph Conrads »Heart of Darkness« in der deutschen Literatur von Kafka bis Kracht, Stuttgart: J. B. Metzler, 2017 (Schriften zur Weltliteratur 5).
- Luard, Henry Richards: A Catalogue of Adversaria and Printed Books Containing MS. Notes, Preserved in the Library of the University of Cambridge. Edited for the Syndics of the University Press, Cambridge: University Press, 1864.
- Lüdeking, Karlheinz: Bildlinie / Schriftlinie, in: Randgänge der Zeichnung, hg. von Werner Busch, Oliver Jehle und Carolin Meister, München: Wilhelm Fink, 2007, S. 13–27.
- Lynch, Clifford: The rise of reading analytics and the emerging calculus of reader privacy in the digital world, in: *First Monday* 22 (4), 2017. Online verfügbar unter <https://journals.uic.edu/ojs/index.php/fm/article/download/7414/6096>, zuletzt geprüft am 30. 4. 2020.
- Maar, Michael: Geister und Kunst. Neuigkeiten aus dem Zauberberg, Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, 1997. Maik, Philipp: Schreibstrategien und Leseverstehen, in: Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch, hg. von Ursula Rautenberg und Ute Schneider, Berlin, Boston: De Gruyter, 2015, S. 207–232.
- Majetschak, Stefan (Hg.): Bild-Zeichen. Perspektiven einer Wissenschaft vom Bild, München: Wilhelm Fink, 2005.
- Mälzer, Gottfried: Das Buch als Fundgrube, in: *Aus dem Antiquariat* (60), 1991, S. A 249–A 258.
- Manferdini, Rinaldo; Niederhäuser, Hans Peter: Smart Reading. Schneller & genauer lesen. In fünf Etappen zum Ziel, Mörschwil: KLV, 2013.
- Mann, Heinrich: Zola. Essay, Leipzig: Insel-Verlag, 1962.

- Mann, Katia: *Meine ungeschriebenen Memoiren*, Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, 2000.
- Marshall, Catherine C.: Annotation: from paper books to the digital library, in: *ACM Digital Libraries '97. Proceedings of the 2nd ACM International Conference on Digital Libraries*, hg. von Robert B. Allen und Edie Rasmussen, New York: Association for Computing Machinery, 1997, S. 131–140.
- Martus, Steffen: Die Geistesgeschichte der Gegenwartsliteratur. Wissenschaftliche Aufmerksamkeit für Thomas Mann zwischen 1900 und 1933, in: *Die Erfindung des Schriftstellers Thomas Mann*, hg. von Michael Ansel, Hans-Edwin Friedrich und Gerhard Lauer, Berlin: De Gruyter, 2009, S. 47–84.
- Martus, Steffen; Spoerhase, Carlos: Praxeologie der Literaturwissenschaft, in: *Geschichte der Germanistik* (35/36), 2009, S. 89–96.
- Marx, Friedhelm: »Lauter Professoren und Docenten«. Thomas Manns Verhältnis zur Literaturwissenschaft, in: *Die Erfindung des Schriftstellers Thomas Mann*, hg. von Michael Ansel, Hans-Edwin Friedrich und Gerhard Lauer, Berlin: De Gruyter, 2009, S. 85–96.
- Max, Katrin: *Der Zauberberg* (1924), in: *Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, hg. von Andreas Blödorn und Friedhelm Marx, Stuttgart: J. B. Metzler, 2015, S. 32–42.
- Maye, Harun: *Blättern/Zapping. Studien zur Kulturtechnik der Stellenlektüre seit dem 18. Jahrhundert*, Zürich: Diaphanes, 2019 (Daidalia).
- : *Medien des Lesens*, in: *Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen*, hg. von Alexander Honold und Rolf Parr, Berlin, Boston: De Gruyter, 2018 (Grundthemen der Literaturwissenschaft), S. 103–122.
- Mayer, Hans: Die Irrfahrt zum Zauberberg. Thomas Mann: »Tagebücher 1918–1921«, in: *Die Zeit* (50), 7. 12. 1979, S. 3 f.
- Mayer, Hans-Otto: Ida Herz – eine Weggenossin Thomas Manns, in: *Aus dem Antiquariat* (11), 1979, S. A 402–A 405.
- McCarty, Willard: Making and Studying Notes. Towards a Cognitive Ecology of Annotation, in: *Annotations in Scholarly Editions and Research. Functions, Differentiation, Systematization*, hg. von Julia Nantke und Frederik Schlupkothen, Berlin: De Gruyter, 2020, S. 271–297.
- Meiners, Christoph: *Anweisungen für Jünglinge zum eigenen Arbeiten, besonders zum Lesen, Excerptiren und Schreiben. Zweyte vermehrte Ausgabe*, Hannover: Helwingsche Hofbuchhandlung, 1791.
- Metz, Bernhard; Zubarik, Sabine (Hg.): *Am Rande bemerkt. Anmerkungspraktiken in literarischen Texten*, Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2008 (Kaleidogramme 33).

- Mitchell, Charles Ainsworth: Characteristics of Pigments in Early Pencil Writing, in: *Nature* 105, 1920, S. 12–14.
- Moulin, Claudine: Am Rande der Blätter. Gebrauchsspuren, Glossen und Annotationen in Handschriften und Büchern aus kulturhistorischer Perspektive, in: *Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs* (30/31), 2010, S. 19–26.
- : Endozentrik und Exozentrik. Marginalien und andere sekundäre Eintragungen in Autorenbibliotheken, in: *Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren*, hg. von Stefan Höppner, Caroline Jessen, Jörn Münkner und Ulrike Trenkmann, Göttingen: Wallstein, 2018 (Kulturen des Sammelns, 2), S. 227–240.
- : Rand und Band. Über das Spurenlesen in Handschrift und Druck, in: *Marginalien in Bild und Text. Essays zu mittelalterlichen Handschriften*, hg. von Patrizia Carmassi und Christian Heitzmann, Wiesbaden: Harrasowitz, 2019 (Wolfenbütteler Forschungen, 156), S. 19–59.
- : Sich einschreiben. Spielarten des Vernakularen als biographische Indikatoren mittelalterlicher Codices, in: *Biographien des Buches*, hg. von Ulrike Gleixner, Constanze Baum, Jörn Münkner und Hole Rößler, Göttingen: Wallstein, 2017 (Kulturen des Sammelns, 1), S. 88–112.
- : Vom mittelalterlichen Griffel zum Computer-Tagging. Zur sprach- und kulturgeschichtlichen Bedeutung der Annotation, in: *Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Jahrbuch 2010* (61. Jahrgang), Stuttgart: Franz Steiner, 2011, S. 84–99.
- : Zwischenzeichen. Die sprach- und kulturhistorische Bedeutung der Glossen, in: *Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch*, hg. von Rolf Bergmann und Stefanie Stricker, Berlin: De Gruyter, 2009, S. 1658–1676.
- Müller-Wille, Klaus: *Sezierte Bücher. Hans Christian Andersens Materialästhetik*, Paderborn: Wilhelm Fink, 2017 (Zur Genealogie des Schreibens 21).
- Naef, Maja: Zeichnen als Leseverfahren. Überlegungen zu Raymond Pettibon, in: *Randgänge der Zeichnung*, hg. von Werner Busch, Oliver Jehle und Carolin Meister, München: Wilhelm Fink, 2007, S. 343–362.
- Nantke, Julia; Schlupkothen, Frederik: Introduction, in: *Annotations in Scholarly Editions and Research. Functions, Differentiation, Systematization*, hg. von Julia Nantke und Frederik Schlupkothen, Berlin: De Gruyter, 2020, S. 1–17.
- Nebbrig, Alexander: *Disziplinäre Dichtung. Philologische Bildung und deutsche Literatur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, Berlin, Boston: De Gruyter, 2013 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 77 (311)).

- Nerius, Dieter (Hg.): Deutsche Orthographie, Hildesheim: Olms, 2007.
- Neuhaus, Manfred; Harstick, Hans-Peter: Einführung, in: Die Bibliotheken von Karl Marx und Friedrich Engels. Annotiertes Verzeichnis des ermittelten Bestandes, hg. von Hans-Peter Harstick, Richard Sperl und Hanno Strauß, Berlin: Akademie Verlag, 1999 (Karl Marx Friedrich Engels Gesamtausgabe (MEGA). Vierte Abteilung. Exzerpte, Notizen, Marginalien, 32), S. 7–84.
- Neumann, Gerhard: Kafka-Lektüren, Berlin, Boston: De Gruyter, 2013.
- : Schreiben und Edieren, in: Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel, hg. von Heinrich Bosse und Ursula Renner, Freiburg im Breisgau: Rombach, 1999 (Rombach Grundkurs, 3), S. 401–426.
- Neumann, Hildegard: Der Bücherbesitz der Tübinger Bürger von 1750 bis 1850. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des Kleinbürgertums. Die Bücherverzeichnisse in den Vermögensinventaren und Erbteilungen der Tübinger Bürger aus den Jahren 1750–60, 1800–10, 1840–50. Dissertation, Tübingen: [Selbstverlag], 1955/1978.
- Nietzsche, Friedrich: Band 6. Januar 1880–Dezember 1884, hg. von Giorgio Colli,azzino Montinari, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1986 (Sämtliche Briefe. Kritische Studienausgabe in acht Bänden).
- Nievergelt, Andreas: Farbstiftglossen (Rötel-, Braun- und Schwarzstiftglossen), in: Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch, hg. von Rolf Bergmann und Stefanie Stricker, Berlin: De Gruyter, 2009, S. 230–239.
- Nöth, Winfried: Handbuch der Semiotik, Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler, 2000.
- Nutt-Kofoth, Rüdiger: Author's Reading—Author's Literary Production. Some Reflections on the Editing of Reading Notes in German Critical Editions, in: Reading Notes, hg. von Dirk van Hulle und Wim van Mierlo, Amsterdam, New York: Rodopi, 2004 (Variants, 2/3), S. 293–302.
- O'Brien, Flann: Buchhandhabung, in: Trost und Rat. Die besten Kolumnen aus der »Irish Times«. Aus dem Englischen von Harry Rowohlt, Zürich, Berlin: Kein & Aber, 2011, S. 30–50.
- O'Hara, Kenton P.; Taylor, Alex; Newman, William; Sellen, Abigail J.: Understanding the materiality of writing from multiple sources, in: *International Journal of Human-Computer Studies* 56 (3), 2002, S. 269–305.
- Och, Gunnar: »Laß tief in dir mich lesen«. Platen-Spuren im Werk Thomas Manns, in: August Graf von Platen. Leben, Werk, Wirkung, hg. von Hartmut Bobzin und Gunnar Och, Paderborn, Wien, et al.: Schöningh, 1997, S. 149–168.

- Olbrich, Wilhelm: Einführung in die Verlagskunde, Leipzig: Karl W. Hiersemann, 1932.
- Ott, Ernst: Optimales Lesen. Schneller lesen – mehr behalten. Ein 25-Tage-Programm, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1970.
- Ovsiannikov, Ilia A.; Arbib, Michael A.; McNeill, Thomas H.: Annotation technology, in: *International Journal of Human-Computer Studies* 50, 1999, S. 329–362.
- Peirce, Charles Sanders: Vorlesungen über Pragmatismus, Hamburg: Meiner, 1991 (Philosophische Bibliothek 435).
- Petroski, Henry: Der Bleistift. Die Geschichte eines Gebrauchsgegenstands. Mit einem Anhang zur Geschichte des Unternehmens Faber-Castell, Basel, Boston, Berlin: Birkhäuser, 1995.
- Pfister, Michael; Zweifel, Stefan: Das skripturale Sperma des Marquis de Sade, in: *Bilder der Handschrift. Die graphische Dimension der Literatur*, hg. von Davide Giuriato und Stephan Kammer, Frankfurt a. M., Basel: Stroemfeld, 2006 (Nexus, 71), S. 25–58.
- Pianzola, Federico; Rebora, Simone; Lauer, Gerhard: Wattpad as a resource for literary studies. Quantitative and qualitative examples of the importance of digital social reading and readers' comments in the margins, in: *PloS one* 15 (1), 2020. Online verfügbar unter <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0226708>, zuletzt geprüft am 30. 4. 2020.
- Pink, Gillian: Introduction générale, in: *Notes et écrits marginaux conservés hors de la Bibliothèque nationale de Russie. Complément au Corpus des notes marginales de Voltaire*, hg. von Gillian Pink und Ethel Groffier, Oxford: Voltaire Foundation, 2019 (Les Œuvres complètes de Voltaire, 145), S. 1–13.
- Plachta, Bodo: Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte, Stuttgart: Reclam, 2013 (Universal-Bibliothek 17603).
- : Schreibtische, in: *Medienwandel/Medienwechsel in der Editionswissenschaft*, hg. von Anne Bohnenkamp-Renken, Berlin: De Gruyter, 2013 (Beihefte zu Editio, 35), S. 257–267.
- Poe, Edgar Allan: Marginalia, in: *The Complete Works of Edgar Allan Poe*, hg. von Charles F. Richardson, New York, London: G. P. Putnam's Sons, 1902, S. 176–372.
- : Marginalien, in: *Werke*, hg. von Kuno Schuhmann, Olten, Freiburg im Breisgau: Walter, 1973, S. 705–777.
- Polaschegg, Andrea: Literatur auf einen Blick. Zur Schriftbildlichkeit der Lyrik, in: *Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen*, hg. von Sybille Krämer, Eva Cancik-Kirschbaum

- und Rainer Totzke, Berlin: Akademie Verlag, 2012 (Schriftbildlichkeit, 1), S. 245–264.
- Pontzen, Alexandra: Relektüre – Wiederlesen, in: Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen, hg. von Alexander Honold und Rolf Parr, Berlin, Boston: De Gruyter, 2018 (Grundthemen der Literaturwissenschaft), S. 294–322.
- Ramdarshan Bold, Melanie; Wagstaff, Kiri L.: Marginalia in the digital age. Are digital reading devices meeting the needs of today's readers?, in: *Library & Information Science Research* 39 (1), 2017, S. 16–22.
- Rautenberg, Ursula: Marginalie, in: Reclams Sachlexikon des Buches, hg. von Ursula Rautenberg, Stuttgart: Reclam, 2003, S. 351.
- Rautenberg, Ursula; Schneider, Ute: Historisch-hermeneutische Ansätze der Lese- und Leserforschung, in: Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch, hg. von Ursula Rautenberg und Ute Schneider, Berlin, Boston: De Gruyter, 2015, S. 85–114.
- Rehm, Georg: Observations on Annotations, in: Annotations in Scholarly Editions and Research. Functions, Differentiation, Systematization, hg. von Julia Nantke und Frederik Schlupkothén, Berlin: De Gruyter, 2020, S. 299–323.
- Reidel-Schrewe, Ursula: Die Raumstruktur des narrativen Textes. Thomas Mann, ›Der Zauberberg‹, Würzburg: Königshausen & Neumann, 1992 (Epistemata 80).
- Reidy, Julian: »Es ist eben schon zuviel Gutes gemacht worden«: Zum Problem der Einflussangst in *Doktor Faustus*, in: *The German Quarterly* 87 (3), 2014, S. 333–350.
- Reisner, Andrea: »Ich bin der Mann des Ersten Entwurfs. Leider!«. Franz Werfels Korrektorexemplar des Dramas ›Spiegelmensch‹, in: Lesespuren – Spurenlesen. Wie kommt die Handschrift ins Buch? Von sprechen und stummen Annotationen, hg. von Marcel Atze und Volker Kauko-reit, Wien: Praesens, 2011 (Sichtungen, 12/13), S. 252–264.
- Reulecke, Anne-Kathrin: Der Schreibtisch im Exil. Thomas Manns schwimmendes Arbeitszimmer, in: Die Werkstatt des Dichters. Imaginationsräume literarischer Produktion, hg. von Klaus Kastberger und Stefan Maurer, Berlin, Boston: De Gruyter, 2017 (Literatur und Archiv, 1), S. 215–234.
- Reuß, Roland: Die perfekte Lesemaschine. Zur Ergonomie des Buches, Göttingen: Wallstein, 2014 (Ästhetik des Buches 4).
- : Text, Entwurf, Werk, in: *Text. Kritische Beiträge* (10), 2005, S. 1–12.
- Rheinberger, Hans-Jörg: Der Kupferstecher und der Philosoph. Albert Flocon trifft Gaston Bachelard, Zürich, Berlin: Diaphanes, 2016.

- Richter, Alexandra; Alac, Patrik; Badiou, Bertrand (Hg.): *La Bibliothèque philosophique*, Paris: Éditions Rue d'Ulm, 2004 (La bibliothèque de Paul Celan).
- Richter, Thomas: Golo Manns Auseinandersetzung mit Ernst Jünger im Spiegel seiner nachgelassenen Bibliothek, in: *Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs* (30/31), 2010, S. 80–85.
- Riedel, Volker: Die Bibliothek Heinrich Manns. Ein Überblick, in: *Marginalien* (63), 1976, S. 1–13.
- Rinas, Karsten: *Theorie der Punkte und Striche. Die Geschichte der deutschen Interpunktionslehre*, Heidelberg: Winter, 2017 (Germanistische Bibliothek 62).
- Rinne, Friedrich: Bemerkungen zum Bleistiftstrich, in: *Die Naturwissenschaften* (13), 1924, S. 244–246.
- Robinson-Valéry, Judith; Stimpson, Brian: La bibliothèque de Valéry. Traces de lectures, catalogue et corpus des notes marginales, in: *Bibliothèques d'écrivains*, hg. von Paolo D'Iorio und Daniel Ferrer, Paris: CNRS éditions, 2001 (Textes et manuscrits), S. 195–224.
- Rosenthal, Bernard M.: Cataloging manuscript annotations in printed books. Some thoughts and suggestions from the other side of the academic fence, in: *La Bibliofilia* 100 (1), 1998, S. 583–595.
- Rothfuss, Uli: Hermann Hesse privat. In Texten, Bildern und Dokumenten, Berlin: edition q, 1997.
- Rowberry, Simon Peter: The limits of Big Data for analyzing reading, in: *Participations. Journal of Audience and Reception Studies* 16 (1), 2019, S. 237–257. Online verfügbar unter <https://www.participations.org/Volume%2016/Issue%201/12.pdf>, zuletzt geprüft am 30. 4. 2020.
- Ruch, Ursula; Weber, Ulrich: Autorenbibliotheken – Workshop II. SLA Bern & CDN, 5.–6. 3. 2009, in: *Passim* (4), 2009, S. 5 f.
- Ruf, Oliver: *Wischen & Schreiben. Von Mediengesten zum digitalen Text*, Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2014.
- Sahle, Patrick: Digitales Archiv – Digitale Edition. Anmerkungen zur Begriffserklärung, in: *Literatur und Literaturwissenschaft auf dem Weg zu den neuen Medien. Eine Standortbestimmung*, hg. von Michael Stolz, Zürich: Germanistik.ch, 2007 (Literaturwissenschaft und neue Medien, 1), s. p. Online verfügbar unter http://www.germanistik.ch/publikation.php?id=Digitales_Archiv_und_digitale_Edition, zuletzt geprüft am 30. 4. 2020.
- Scheibe, Michaela: Standards in der Provenienzerschließung. Bericht aus der Arbeitsgemeinschaft Handschriften und Alte Drucke in der Sektion IV des DBV, UAG Provenienzforschung und Provenienzerschließung, in: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 61 (6), 2014, S. 367–375.

- Schiegg, Markus: Frühmittelalterliche Glossen. Ein Beitrag zur Funktionalität und Kontextualität mittelalterlicher Schriftlichkeit, Heidelberg: Winter, 2015 (Germanistische Bibliothek 52).
- Schmidt, Arno: Arno Schmidts Arbeitsexemplar von »Finnegans wake«, Zürich: Haffmans, 1984 (Eine Edition der Arno Schmidt Stiftung).
- Schmidt-Schütz, Eva: *Doktor Faustus* zwischen Tradition und Moderne. Eine quellenkritische und rezeptionsgeschichtliche Untersuchung zu Thomas Manns literarischem Selbstbild, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 2003 (Thomas-Mann-Studien 28).
- Schmieglitz, Willy: Wechselschreibstift mit durch eine dreh- und laengs verschiebbar angeordnete Druckkappe auf den in Schreibstellung zu bringenden Minenhalter einstellbarer und verschiebbarer Mitnehmereinrichtung, angemeldet durch Schmieglitz & Co. in Berlin am 15. 9. 1938 unter der Nummer SC 116618, ausgegeben am 3. 7. 1941.
- Schneider, Jost: Geschichte und Sozialgeschichte des Lesens und der Lesekulturen, in: Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen, hg. von Alexander Honold und Rolf Parr, Berlin, Boston: De Gruyter, 2018 (Grundthemen der Literaturwissenschaft), S. 29–98.
- Schöch, Christof: Ein digitales Textformat für die Literaturwissenschaft. Die Richtlinien der Text Encoding Initiative und ihr Einsatz bei Textkonstitution und Textanalyse, in: *Romanische Studien* 4 (1), 2016, S. 325–364. Online verfügbar unter <http://romani-schestudien.de/index.php/rst/article/view/58>, zuletzt geprüft am 30. 4. 2020.
- Schommer, Paul: Der Wortgetreue. Erich Neumanns Arbeit am Werk Thomas Manns vom 1993.
- Schön, Erich: Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswandel um 1800, Stuttgart: Klett-Cotta, 1993 (Sprache und Geschichte 12).
- : Geschichte des Lesens, in: Handbuch Lesen, hg. von Bodo Franzmann, Klaus Hasemann, Dietrich Löffler und Erich Schön, München: Saur, 1999, S. 1–85.
- : Lesen zur Information, Lesen zur Lust – schon immer ein falscher Gegensatz, in: Information und Informationsrezeption, hg. von Gunnar Roters, Walter Klingler und Maria Gerhards, Baden-Baden: Nomos, 1999 (Forum Medienrezeption, 3), S. 187–212.
- : Lineares und nicht-lineares Lesen. Ein Kapitel aus der Geschichte des Lesens, in: Über den Umgang mit der Schrift, hg. von Waltraud Wende, Würzburg: Königshausen & Neumann, 2002, S. 78–99.
- Schönbächler, Martina: »[F]ehlerhafte[] Thatsächlichkei«? – Thomas Manns Bibliothek als Medium seiner Poetologie, in: Randkulturen. Lese- und Ge-

- brauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts, hg. von Anke Jaspers und Andreas B. Kilcher, Göttingen: Wallstein, 2020, S. 293–314.
- : Kaleidoskopisch geschrieben – ›Gerda‹ als Motivkomplex in Thomas Manns *Joseph in Ägypten*. Poetologie in der Bibliothek, Dissertationschrift, ETH Zürich, 2020.
- : »und las in seinem eigenen Roman«. Zur Selbstlektüre als literarischer Denkfigur bei Thomas Mann und E. T. A. Hoffmann, in: Leseszenen. Poetologie – Geschichte – Medialität, hg. von Irina Hron, Jadwiga Kita-Huber und Sanna Schulte, Heidelberg: Winter, 2020, S. 201–220.
- Schulz, Christoph Benjamin: Poetiken des Blätterns, Hildesheim: Olms, 2015 (Literatur – Wissen – Poetik 4).
- Sherman, William H.: Used books. Marking readers in Renaissance England, Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2008 (Material texts).
- Sina, Kai: Kollektivpoetik. Zu einer Literatur der offenen Gesellschaft in der Moderne mit Studien zu Goethe, Emerson, Whitman und Thomas Mann, Berlin, Boston: De Gruyter, 2019 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 98 (332)).
- Sina, Kai; Spoerhase, Carlos: ›Gemachtwordenheit‹: Über diesen Band, in: Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie 1750–2000, hg. von Kai Sina und Carlos Spoerhase, Göttingen: Wallstein, 2017 (marbacher schriften. neue folge, 13), S. 7–17.
- : Nachlassbewusstsein. Zur literaturwissenschaftlichen Erforschung seiner Entstehung und Entwicklung, in: *Zeitschrift für Germanistik* 23 (3), 2013, S. 607–623.
- Sperberg-McQueen, Michael: Text in the Electronic Age. Textual Study and Text Encoding, with Examples from Medieval Texts, in: *Literary and Linguistic Computing* 6 (1), 1991, S. 34–46.
- Sperl, Richard: Die Marginalien in den Büchern aus den persönlichen Bibliotheken von Marx und Engels. Ihr Stellenwert für biographische und wissenschaftsgeschichtliche Forschungen – Möglichkeit und Grenzen ihrer Edition, in: editio. Internationales Jahrbuch für Editions-wissenschaft, hg. von Winfried Woesler, Tübingen: Max Niemeyer, 1995 (9), S. 141–168.
- : Grundsätze zur Einrichtung und Benutzung des Verzeichnisses, in: Die Bibliotheken von Karl Marx und Friedrich Engels. Annotiertes Verzeichnis des ermittelten Bestandes, hg. von Hans-Peter Harstick, Richard Sperl und Hanno Strauß, Berlin: Akademie Verlag, 1999 (Karl Marx Friedrich Engels Gesamtausgabe (MEGA). Vierte Abteilung. Exzerpte, Notizen, Marginalien, 32), S. 84–97.

- Spoerhase, Carlos: Das Format der Literatur. Praktiken materieller Textualität zwischen 1740 und 1830, Göttingen: Wallstein, 2018.
- : Linie, Fläche, Raum. Die drei Dimensionen des Buches in der Diskussion der Gegenwart und der Moderne, Göttingen: Wallstein, 2016 (Ästhetik des Buches 8).
- : Postume Papiere. Nachlass und Vorlass in der Moderne, in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 68 (6), 2014, S. 502–511.
- : Was ist ein Werk? Über philologische Werkfunktionen, in: *Scientia Poetica* 11, 2007, S. 276–344.
- Sprecher, Thomas: Einführung, in: *Collegheft 1894–1895*, hg. von Yvonne Schmidlin und Thomas Sprecher, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 2001 (Thomas-Mann-Studien, 24), S. 7–29.
- : Literarische Archive, in: *Im Geiste der Genauigkeit. Das Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich 1956–2006*, hg. von Thomas Sprecher, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 2006 (Thomas-Mann-Studien, 35), S. 19–41.
- Stallybrass, Peter: Books and Scrolls. Navigating the Bible, in: *Books and Readers in Early Modern England. Material Studies*, hg. von Jennifer Andersen und Elizabeth Sauer, Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2002, S. 42–79.
- Stanitzek, Georg: »0/1«, »einmal/zweimal« – der Kanon in der Kommunikation, in: *Technopathologien*, hg. von Bernhard J. Dotzler, München: Wilhelm Fink, 1992 (Materialität der Zeichen, Reihe A, Band 7), S. 111–134.
- Stegmüller, Wolfgang: Das Problem der Induktion: Humes Herausforderung und moderne Antworten. Der sogenannte Zirkel des Verstehens, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1975.
- Stingelin, Martin: Im Labyrinth der Bücher. Zu verschiedenen Möglichkeiten, eine Autorenbibliothek zu erschliessen (Dürrenmatt, Nietzsche, Schopenhauer und Freud), in: *Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs* (30/31), 2010, S. 162–168.
- : Schreibwerkzeuge, in: *Handbuch Medien der Literatur*, hg. von Natalie Binczek, Till Dembeck und Jörgen Schäfer, Berlin, Boston: De Gruyter, 2013 (Reference), S. 99–119.
- : »UNSER SCHREIBZEUG ARBEITET MIT AN UNSEREN GEDANKEN«. Die poetologische Reflexion der Schreibwerkzeuge bei Georg Christoph Lichtenberg und Friedrich Nietzsche, in: *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte*, hg. von Sandro Zanetti, Berlin: Suhrkamp, 2012 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 2037), S. 283–304.

- : Vom Eigensinn der Schreibwerkzeuge, in: Schreiben am Netz. Literatur im digitalen Zeitalter, hg. von Johannes Fehr und Walter Grond, Innsbruck: Haymon, 2003, S. 134–148.
- Stjernfelt, Frederik: Buchstabenformen, Kategorien und die Apriori-Position. Ein Essay in angewandter Grammatologie, in: Schrift, hg. von Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer, München: Wilhelm Fink, 1993 (Materialität der Zeichen, 12), S. 289–310.
- Stocker, Günther: Vom Bücherlesen. Zur Darstellung des Lesens in der deutschsprachigen Literatur seit 1945, Heidelberg: Winter, 2007 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 249).
- Strässle, Thomas: »Texte mit viel Weiss herum«, in: *UniMagazin. Die Zeitschrift der Universität Zürich* 18 (4), 2009, S. 52 f.
- Strätling, Susanne; Witte, Georg: Die Sichtbarkeit der Schrift zwischen Evidenz, Phänomenalität und Ikonizität. Zur Einführung in diesen Band, in: Die Sichtbarkeit der Schrift, hg. von Susanne Strätling und Georg Witte, München: Wilhelm Fink, 2006, S. 7–18.
- Streitfeld, David: As New Services Track Habits, the E-Books Are Reading You, in: *The New York Times*, 24. 12. 2013. Online verfügbar unter <https://www.nytimes.com/2013/12/25/technology/as-new-services-track-habits-the-e-books-are-reading-you.html>, zuletzt geprüft am 30. 4. 2020.
- Stricker, Stefanie: Definitiorische Vorklärungen, in: Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch, hg. von Rolf Bergmann und Stefanie Stricker, Berlin: De Gruyter, 2009, S. 20–32.
- Stürmer, Franziska: »Leverkühn der Mensch und seine tragische Lebensgeschichte«. Thomas Manns *Doktor Faustus* und die Shakespeare-Biographie von Frank Harris, Würzburg: Königshausen & Neumann, 2014 (Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie 38).
- : Zitat und Montage, in: Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. von Andreas Blödorn und Friedhelm Marx, Stuttgart: J. B. Metzler, 2015, S. 344 f.
- Thaler, Jürgen: Die Ausweitung der Manuskriptzone: Autorenbibliotheken, in: gesammelt, gelesen, gewidmet. Bücher aus Bibliotheken von Schreibenden, hg. von Petra-Maria Dallinger, Georg Hofer und Bernhard Judex, Linz: Land Oberösterreich, Adalbert-Stifter-Institut/StifterHaus – Literatur und Sprache in Oberösterreich, 2015 (Archiv im StifterHaus, 2), S. 23–26.
- Theisohn, Philipp: Verteidigung der Paraphrase. Das Wiedererzählen und die Krise der Geisteswissenschaften, in: Digital Humanities, hg. von David Gugerli, Michael Hagner, Caspar Hirschi, Andreas B. Kilcher, Patricia Purt-

- schert, Philipp Sarasin und Jakob Tanner, Zürich, Berlin: Diaphanes, 2013 (Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte, 9), S. 15–36.
- Totzke, Ariane: Liebe und Erotik, in: Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. von Andreas Blödorn und Friedhelm Marx, Stuttgart: J. B. Metzler, 2015, S. 320–322.
- Vaget, Hans Rudolf: Vom »höheren Abschreiben«. Thomas Mann, der Erzähler, in: Liebe und Tod – in Venedig und anderswo. Die Davoser Literaturtage 2004, hg. von Thomas Sprecher, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 2005 (Thomas-Mann-Studien, 33), S. 15–31.
- van Hulle, Dirk: Textual Awareness. A Genetic Study of Late Manuscripts by Joyce, Proust, and Mann, Ann Arbor: University of Michigan Press, 2004 (Editorial theory and literary criticism).
- van Hulle, Dirk; van Mierlo, Wim: Reading Notes. Introduction, in: Reading Notes, hg. von Dirk van Hulle und Wim van Mierlo, Amsterdam, New York: Rodopi, 2004 (Variants, 2/3), S. 1–6.
- Villwock, Peter; Wizisla, Erdmut: Brechts Notizbücher. Überlegungen zu ihrer Edition, in: *Text. Kritische Beiträge* 10, 2005, S. 115–144.
- Voice, Eric H.: The History of the Manufacture of Pencils, in: *Transactions of the Newcomen Society* 27 (1), 1949, S. 131–141.
- Voltaire: Notes et écrits marginaux conservés hors de la Bibliothèque nationale de Russie. Complément au *Corpus des notes marginales de Voltaire*, hg. von Gillian Pink, Ethel Groffier, Oxford: Voltaire Foundation, 2019 (Les Œuvres complètes de Voltaire 145).
- Voss, Lieselotte: Die Entstehung von Thomas Manns Roman »Doktor Faustus«. Dargestellt anhand von unveröffentlichten Vorarbeiten, Tübingen: Niemeyer, 1975 (Studien zur deutschen Literatur 39).
- Wagenbach, Klaus: Eselsohr, Radiergummi, in: Die Freiheit des Verlegers. Erinnerungen, Festreden, Seitenhiebe, hg. von Susanne Schüssler, Berlin: Wagenbach, 2010, S. 237.
- Weber, Jürgen: Thesaurus der Provenienzbegriffe. Konzeption und Anwendung, in: *Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte* 29, 2004, S. 133–146.
- Wegmann, Nikolaus: Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter, Köln: Böhlau, 2000.
- Wehde, Susanne: Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung, Tübingen: Niemeyer, 2000 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 69).
- Weltzien, Friedrich: Kritzeln, in: Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs, hg. von Heiko Christians, Matthias Bickenbach und Nikolaus Wegmann, Köln, Weimar, et al.: Böhlau, 2015, S. 382–392.

- Wenzel, Georg (Hg.): *Vollendung und Grösse Thomas Manns. Beiträge zu Werk und Persönlichkeit des Dichters*, Halle (Saale): VEB Verlag Sprache und Literatur, 1962.
- Werle, Dirk: *Autorschaft und Bibliothek. Literaturtheoretische Perspektiven*, in: *Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren*, hg. von Stefan Höppner, Caroline Jessen, Jörn Münkner und Ulrike Trenkmann, Göttingen: Wallstein, 2018 (*Kulturen des Sammeln*, 2), S. 23–34.
- : *Literaturtheorie als Bibliothekstheorie*, in: *Literaturwissenschaft und Bibliotheken*, hg. von Stefan Alker und Achim Hölter, Göttingen: V&R unipress, 2015 (*Bibliothek im Kontext*, 2), S. 13–26.
- Wernli, Martina: *Federn lesen. Eine Literaturgeschichte des Gänsekiels von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert*, Göttingen: Wallstein, 2021.
- Wieland, Magnus: *Border Lines – Zeichen am Rande des Sinnzusammenhangs*, in: *Randkulturen. Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts*, hg. von Anke Jaspers und Andreas B. Kilcher, Göttingen: Wallstein, 2020, S. 64–89.
- : *Materialität des Lesens. Zur Topographie von Annotationsspuren in Autorenbibliotheken*, in: *Autorenbibliotheken. Erschließung, Rekonstruktion, Wissensordnung*, hg. von Michael Knoche, Wiesbaden: Harrassowitz, 2015 (*Bibliothek und Wissenschaft*, 48), S. 147–173.
- Willnat, Elisabeth: *»Unwiederkäuflich« – die Bibliotheken Heinrich Manns und seiner Familie*, in: *Heinrich-Mann-Jahrbuch. 21-22/2003-2004*, hg. von Helmut Koopmann, Ariane Martin und Hans Wisskirchen, Lübeck: Schmidt-Römhild, 2005, S. 277–299.
- Winkler, Richard: *Schwanhäußer*, in: *Neue Deutsche Biographie*, 2007, S. 784 f. Online verfügbar unter <https://www.deutsche-biographie.de/pnd131765949.html>, zuletzt geprüft am 30. 4. 2020.
- Wirth, Uwe: *Das Vorwort als performative, paratextuelle und parergonale Rahmung*, in: *Rhetorik. Figuration und Performanz*, hg. von Jürgen Fohrmann, Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler, 2004 (*Germanistische Symposien-Berichtsbände*, 25), S. 603–628.
- : *Lesespuren als Inskriptionen. Zwischen Schreibprozessforschung und Leseprozessforschung*, in: *Randkulturen. Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts*, hg. von Anke Jaspers und Andreas B. Kilcher, Göttingen: Wallstein, 2020, S. 37–63.
- : *Logik der Streichung*, in: *Schreiben und Streichen. Zu einem Moment produktiver Negativität*, hg. von Lucas Marco Gisi, Hubert Thüring und Irmgard M. Wirtz, Göttingen, Zürich: Wallstein; Chronos, 2011 (*Beide Seiten*, 2), S. 23–45.

- : Spuren am Rande zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität, in: Deixis. Vom Denken mit dem Zeigefinger, hg. von Heike Gfrereis und Marcel Lepper, Göttingen: Wallstein, 2007 (marbacher schriften. neue folge, 1), S. 181–195.
- Witte, Georg: Die Phänomenalität der Linie – graphisch und graphematisch, in: Randgänge der Zeichnung, hg. von Werner Busch, Oliver Jehle und Carolin Meister, München: Wilhelm Fink, 2007, S. 29–54.
- Wizisla, Erdmut; Streidt, Helgrid; Loeper, Heidrun: Die Bibliothek Bertolt Brechts. Ein kommentiertes Verzeichnis, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007.
- Wolff, Stephan: Wie kommt die Praxis zu ihrer Theorie? Über einige Merkmale praxissensibler Sozialforschung, in: Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung, hg. von Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2008 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1881), S. 234–259.
- Wolfskehl, Karl: Bücher, Bücher, Bücher, Bücher. Elemente der Bücherliebeseunst. Mit einem Essay von Andreas B. Kilcher, Darmstadt: Lambert Schneider, 2012.
- Wysling, Hans: 25 Jahre Arbeit im Thomas-Mann-Archiv. Rückblick und Ausblick, in: Internationales Thomas-Mann-Kolloquium 1986 in Lübeck, hg. von Cornelia Bernini, Thomas Sprecher und Hans Wysling, Bern: Francke, 1987 (Thomas-Mann-Studien, 7), S. 370–380.
- : Die Technik der Montage. Zu Thomas Manns *Erwähltem*, in: *Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte* 57 (1/2), 1963, S. 156–199.
- : Narzissmus und illusionäre Existenzform. Zu den Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull, Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, 1995 (Thomas-Mann-Studien 5).
- Wysling, Hans; Schmidlin, Yvonne: Thomas Mann. Ein Leben in Bildern, Zürich: Artemis & Winkler, 1994.
- Zanetti, Sandro: Sich selbst historisch werden: Goethe – *Faust*, in: »Schreiben heißt: sich selber lesen«. Schreibszenen als Selbstlektüren, hg. von Davide Giuriato, Martin Stingelin und Sandro Zanetti, München: Wilhelm Fink, 2008 (Zur Genealogie des Schreibens, 9), S. 85–113.
- Zeller, Bernhard: Marbacher Memorabilien. Vom Schiller-Nationalmuseum zum Deutschen Literaturarchiv 1953–1973, Marbach: Deutsche Schillergesellschaft, 1995.
- Zeller, Regine: Kulturwissenschaften, in: Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. von Andreas Blödorn und Friedhelm Marx, Stuttgart: J. B. Metzler, 2015, S. 361–364.

6.3 Abbildungen

Abbildung 1: Striche und marginale Zeichen in Thomas Manns Nachlassbibliothek	11
Abbildung 2: Streichung mit Bleistift – eine Annotation?	44
Abbildung 3: Cassirers <i>Freiheit und Form</i> , mit Bissspuren von Hund Niko	58
Abbildung 4: Notizkärtchen eines Zigarettenherstellers als Einlage	62
Abbildung 5: Besitzvermerk von Mann in Bangs <i>Excentrische Novellen</i>	67
Abbildung 6: Eine blaue Anstreichung neben Bleistiftspuren	84
Abbildung 7: Vier bleistiftliche Umrahmungen	90
Abbildung 8: Was ist das für ein Zeichen?	91
Abbildung 9: Was ist ein Kreuz?	91
Abbildung 10: Wie viele Zeichen, Sinneinheiten und Lesespuren?	95
Abbildung 11: Eine stiftliche Gleichung am Rand	97
Abbildung 12: Verschiedene Ausprägungen stiftlicher Anstreichungen	98
Abbildung 13: Mehrfach angestrichen oder bloss zweimal angesetzt?	99
Abbildung 14: Marginalie mit stiftlichen Buchstaben und Zahlen	101
Abbildung 15: Verschiedene Kombinationen aus Frage- und Ausrufezeichen	104
Abbildung 16: Anstreichung oder Pfeil?	107
Abbildung 17: Stiftliche Anstreichungen – vertikal, schräg, horizontal	108
Abbildung 18: Bestreichung mit rotem Farbstift	109
Abbildung 19: Unterstreichungen, Klammern – und eine Verbindungsline	110
Abbildung 20: Ein horizontaler stiftlicher Strich als Trennlinie	111
Abbildung 21: Unpräzise Unterstreichungen	115
Abbildung 22: Stiftliche Marginalie als Verdoppelung von Drucktext	116
Abbildung 23: Gedrucktes und Stiftliches in englischer Sprache	119
Abbildung 24: Anstreichungen mit charakteristischem Duktus von Thomas Mann	121

Abbildung 25: Lesespuren mit charakteristischem Duktus von Golo Mann	124
Abbildung 26: Manns »Nietzsche« in Kurrent- und lateinischer Schrift	128
Abbildung 27: Marginalie mit explizitem Hinweis auf ihre Entstehungszeit	129
Abbildung 28: Intrazerpt von Mann in Brandes' Literaturgeschichte.	133
Abbildung 29: Eine Stiftspur – aber auch eine Lesespur?	140
Abbildung 30: Lesespuren im Modell der literarischen Kommunikation	147
Abbildung 31: Eine Ausgabe von <i>Mario und der Zauberer</i> in Brailleschrift	156
Abbildung 32: Eine gedruckte und eine stiftliche Marginalie	159
Abbildung 33: Der Übergang vom Vorwort zum Haupttext	166
Abbildung 34: Zeitungsartikel aus Materialkonvolut zu <i>Felix Krull</i>	168
Abbildung 35: In Geschenkbuch eingeklebter Zeitungsausschnitt	169
Abbildung 36: Angekreuztes Gedicht in einem Platen-Band	177
Abbildung 37: Mann setzt ein Fragezeichen hinter eine Stelle bei Max Weber	185
Abbildung 38: Ein »Aha!« von Mann in Schaeders <i>Goethes Erlebnis des Ostens</i>	187
Abbildung 39: Mann notiert »Pazifismus« und »National-Sozialismus«	190
Abbildung 40: Mann liest ein von fremder Hand korrigiertes, allografes Typoskript	242
Abbildung 41: Mann korrigiert ein Wagner-Zitat bei Julius Bahle	243
Abbildung 42: Mann korrigiert Mann-Zitate	245
Abbildung 43: »Spatium!« – ein Kommentar als Korrektur	247
Abbildung 44: Eine Alternative von Mann für <i>Torquato Tasso</i>	248
Abbildung 45: Thomas in Heinrichs <i>Zola</i> : »Druckfehler? Oder Französisch?«	249
Abbildung 46: Korrektur in der Ausgabe 1945 – nicht umgesetzt in der Ausgabe 1948.	252
Abbildung 47: Mann ändert <i>Goethes Laufbahn als Schriftsteller</i> mit Bleistift	253
Abbildung 48: Mann ändert <i>Goethes Laufbahn als Schriftsteller</i> mit blauem Farbstift	255
Abbildung 49: Text' im Modell der literarischen Kommunikation	261

Abbildung 50: Mann streicht in ein Schiller-Zitat eingeschobene Ausrufezeichen	264
Abbildung 51: Mann unterstreicht eine Stelle bei Freud – und bei Mann	265
Abbildung 52: Hesse liest Manns <i>Deutsche Ansprache</i> mit dem Stift . . .	288
Abbildung 53: Mann markiert sein Auftreten in Hesses <i>Glasperlenspiel</i>	289

6.4 Tabellen

Tabelle 1: Zeichensystematik	93
Tabelle 2: Häufigkeit der (Para-)Zeichen	176

Dank

Wer eine Dissertation schreiben möchte, braucht Menschen um sich, die dieses Vorhaben unterstützen. An dieser Stelle bedanke ich mich von Herzen bei allen, die zum Gelingen meiner Arbeit beigetragen haben. Ein besonderer Dank gilt meinem Hauptbetreuer Andreas Kilcher, ohne dessen Inspiration und Unterstützung ebendiese Arbeit nicht möglich gewesen wäre. An der Professur für Literatur- und Kulturwissenschaft der ETH Zürich konnte ich mein Projekt unter optimalen Bedingungen vorantreiben, woran auch Victoria Laszlo und die weiteren Kolleg:innen einen wesentlichen Anteil hatten. Den Korreferenten Carlos Spoerhase und Davide Giuriato danke ich für ihre Bereitschaft, die Entstehung der Dissertation zu begleiten. Ihre konstruktive Kritik hat mich stets nachhaltig motiviert.

Ein grosser Dank gebührt auch dem Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich, namentlich der Leiterin Katrin Bedenig sowie Gabriele Hollender und Rolf Bolt. Der Zugang zu den Archivbeständen war mir ein unschätzbare Privileg. Besonders hervorheben möchte ich zudem Katrin Keller, die das Projekt zur Digitalisierung und Erschliessung der Lesespuren geleitet hat und mich in verschiedener Hinsicht tatkräftig unterstützte. Auch allen anderen Projektmitarbeitenden danke ich für die erfolgreiche Zusammenarbeit. Gerade die studentischen Hilfskräfte erarbeiteten in unzähligen Stunden an Scannern und Bildschirmen die Datengrundlage meiner Auswertungen. Michael Ehrismann wiederum stand mir bei IT-Anliegen zur Seite.

Danken möchte ich ausserdem allen Kolleg:innen aus dem Doktoratsprogramm ›Geschichte des Wissens‹ der ETH und Universität Zürich für anregende Diskussionen anlässlich mehrerer Retraiten und Workshops. Mit wertvollen Auskünften haben mich Nicolai Riedel vom Deutschen Literaturarchiv Marbach, Lukas Dettwiler und Magnus Wieland vom Schweizerischen Literaturarchiv, Sabine Wolf vom Literaturarchiv der Akademie der Künste in Berlin und Kevin Cilurzo von der Graphischen Sammlung der ETH Zürich versorgt. Des Weiteren danke ich dem Schweizerischen Nationalfonds für die Finanzierung meines Doktorats.

Der abschliessende Dank gebührt indes meinen Kolleginnen Anke Jaspers und Martina Schönbächler, mit denen ich während mehrerer Jahre leidenschaftlich über schräge Anstreichungen und fragwürdige Ausrufezeichen diskutieren durfte. Ihre aufmerksamen und ausdauernden Lektüren meiner Texte haben auf vielerlei Weise Eingang in die vorliegende Studie gefunden.